LIBRARY
Brigham Young University

DANIEL C. JACKLING LIBRARY
IN THE
FIELD OF RELIGION

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
Brigham Young University

https://archive.org/details/vomghettoinsland00anti

Cosmon Werner Gi...
der Israel. Kultusgemeinde München

Memoiren
Bibliothek
V. Serie
Zweiter Band

Vom Ghetto ins Land der Verheißung

von
Mary Antin

920.7
Am 8h-v

Vom Ghetto ins Land der Verheißung

von

Mary Antin

Autorisierte Übersetzung
von M. und U. Steindorff

Zweite Auflage

Verlag Robert Lutz · Stuttgart

::: Alle Rechte vorbehalten. :::

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

German Werner Stuttgart
der Israel. Kultusgemeinde München

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einführung 9

Vorwort 15

I. Im Ghetto.

Erstes Kapitel: Im Ghetto 25

Kindliche Welteinteilungen. — Polotzk und Witebsk. — Die Polotzker und die Witebsker Dwina. — Wie mir Rußland erschien. — Juden und „Ungläubige". — Das Ritualmordmärchen. — Von den Pogroms. — Die schreckliche Taufe. — Die Angst vor dem Militärdienst. — Ihr wahrer Grund. — Die religiöse Kluft zwischen Juden und Christen. — Bestechungen. — Erzwungenes Heucheln und Betrügen. — Die Last der Abgaben. — Überangebot infolge der Judenniederlassungsgesetze. — Cholera und Konfession. — Wie und warum wir betrügen. — Die Schulverhältnisse.

Zweites Kapitel: Kinder des Gesetzes . . 55

Die Religiosität der Juden im Ghetto. — Der Rebbe. — Der Daijan. — Die Heder. — Mädchenerziehung und Beruf. — Die Ehe. — Aberglauben. — Kastenunterschiede. — Die Hasidim. — Mein Großvater Israel Kimanjer. — Die fromme Lebensführung. — Ein Traum. — Ich bin die Erbin des Traumes.

Drittes Kapitel: Meiner Eltern Elternhäuser 68

Jüdische Namengebung. — Mein Stammbaum. — Lebe, der Schankwirt. — Hajim, der Glaser. — Mein Großvater Joseph. — Meine Großmutter Rahel. — Mein Vater. — Er treibt Stu-

Seite

dien. — Seine erste Verlobung. — Seine zweite Wahl: Hannah Hajie. — Geschichte der mütterlichen Familie. — Mein Großvater Raphael. — Meine Großmutter Deborah. — Ihre Schwester Hode. — Meine Mutter. — Ihr Lerneifer und ihre Geschäftstüchtigkeit. — Großtante Hode will sie adoptieren. — Ihr Heiratsplan für sie. — Meine Mutter wehrt sich dagegen und wird mit einem anderen verheiratet. — Die Verhandlungen.

Viertes Kapitel: Täglich Brot 85

Die Bedingungen. — Die Hochzeit. — Ein Hindernis. — Mein Vater soll als Ehemann weiterstudieren. — Er verliert die Lust daran. — Mein Großvater entzieht ihm den Unterhalt. — Versuche zu neuer Existenz. — Unser Haus. — Maschke und Fetschke. — Unsere Kinderfrauen und unsere Großmütter. — Vater führt das Regiment. — Der Sabbat und die Feste. — Unsere Wohlhabenheit. — Unser Bildungsweg.

Fünftes Kapitel: Ich erinnere mich noch . . . 102

Der Tod meines Großvaters. — Die Stätte meiner Kindheit. — Das „Korpus". — Der Stadtwall. — Der Aberglauben von den „Blindeblumen". — Der „Platz" von Polotzk. — Die „Lange Straße" und ihre Merkwürdigkeiten. — Erster Eindruck von der Natur. — Die Bäder in der Polota. — Materielle Genüsse. — Im Winter. — Schneebälle. — Schlittenfahren. — Das öffentliche Bad. — Wie meine Schwester und ich uns beschäftigen. — Ich bin größer als die „kleine Leah". — Beim Federlesen. — Spukgeschichten. — Spielgefährten und Spiele. — „Ungläubige" spielen.— Erzählen, Tanzen und Singen. — Meine Freude am Müßiggang. — Der Sonnenaufgang.

Sechstes Kapitel: Der Baum der Erkenntnis 132

Frauenbildung im Ghetto. — Reb Lebe. — Hebräische Stunden. — Erste Glaubenszweifel. — Beim weltlichen Lehrer. — Ich arbeite im Versteck. — Der Unterricht nimmt ein Ende. — Die kleine Zweiflerin. — Ich versuche Gott. — Der Gott der Juden und der Gott der Christen. — Am Vorabend des Neunten Ab. —

Seite

Mein Vater begeht eine Sabbatschändung. — Wie ich mich mit meinen religiösen Zweifeln abfinde. — Der Zuckerdiebstahl. — Phantastereien.

Siebentes Kapitel: Die Grenzen erweitern sich 158

Erkrankung meiner Eltern. — Wir ziehen in die Sägmühle vor der Stadt. — Antisemitische Bewegung. — Mein Vater wandert nach Amerika aus. — Das Land der Verheißung. — Armut. — Was ich dabei treibe. — Die Pfändung. — Bei der Modistin. — Zum Onkel Salomon nach Witebsk. — Die Freifahrt. — Wie ich mich in der Großstadt Witebsk zurechtfinde. — Meine zweite Reise nach Witebsk. — Das Leben im Hause des Onkels. — Die Vettern. — Ich verschlinge die Bibliothek meines Onkels. — Die Wunder der Welt und der Stadt. — Ich gebe Unterricht im Spitzenklöppeln. — Wieder zu Hause. — Das Elend im Elternhaus. — Wir sollen nach Amerika!

Achtes Kapitel: Exodus 185

Die Fahrkarten treffen ein. — Ganz Polotzk gerät in Aufregung. — Besuche, Ratschläge, Aufträge. — Die Reisevorbereitungen und ich. — Der Abschied am Bahnhof. — Schwierigkeiten an der Grenze. — Der Retter in der Not. —Szenen von der Reise über Eydtkuhnen und Berlin nach Hamburg. — Eindrücke. — Die Schrecken der Desinfizierung. — Die vierzehntägige Quarantäne in Hamburg. — An Bord. — Das Meer.

II. Im Land der Verheißung.

Neuntes Kapitel: Im Land der Verheißung 205

Beginn des amerikanischen Erziehungsprozesses. — Verfehlte Unternehmungen meines Vaters. — Die „Slums" von Boston. — Unsere neue Wohnung. — Die ersten Lehren: auf der Straße, beim Essen, in der Wohnung. — In Amerika ist alles frei! — Wir erhalten amerikanische Kleider und Namen. — Umzug nach Crescent Beach. — Was mir das Meer gab. — Schwärmen und Spielen. — Meines Vaters Partner und seine Kinder, meine

Seite

Spielgefährten. — Vaters Geschäft. — Die Firma Antin & Wilner löst sich auf. — Wir ziehen nach Chelsea. — Unser Glaube an Amerika. — Vorbereitungen für den Eintritt in die Schule. — Fetschke-Frieda wird Schneiderin. — Mein Vater und Amerika. — Mein Eintritt in die Schule: für meinen Vater die Besitzergreifung Amerikas.

Zehntes Kapitel: Schulanfang: 232

Praktische Lehrmethoden für das Englische. — Zungengymnastik. — Meine Lehrerinnen. — Bedenken der jüdischen Schüler gegen das Vaterunser. — Mein Aufsatz über den Schnee wird veröffentlicht. — Miß Dillingham, meine liebste Lehrerin. — Ich bin der Mund derer, die vor mir lebten. — Meine ersten Reimereien. Das erste Buch meiner Bibliothek. — Ins Progymnasium. — Der Stolz meines Vaters auf mich. — Geographie: ein dunkler Punkt in meinem Schulleben.

Elftes Kapitel: Mein Vaterland 248

Das Leben Washingtons. — Der große Mann ist mein Landsmann und Mitbürger. — Träume von der amerikanischen Revolution. — Ich habe jetzt ein Vaterland. — Mein Gedicht zu Ehren Washingtons. — Sein besonderer Sinn für die Juden. — Ich gehe mit meinem Gedicht auf die Redaktionen. — Es wird angenommen. — Meines Vaters Stolz über dieses Ereignis. — Meine Kollegin im Dichten erleidet eine Niederlage. — Ich werde als Musterschülerin vorgeführt, was keine ungetrübte Freude ist.

Zwölftes Kapitel: Wunder 267

Ich erkläre, daß ich nicht an Gott glaube. — Aufruhr unter den Schülerinnen wegen meines Bekenntnisses. — Religiöse Äußerungen gehören nicht in die amerikanische Schule. — Die religiöse Entwicklung meiner Eltern. — Die Abwendung der Juden von der Orthodoxie. — Meine erste Einführung in einen amerikanischen Haushalt. — Die Freidenkerin fürchtet sich vor dem Schweinefleisch.

Seite

Dreizehntes Kapitel: Ein Kinderparadies . 278

Unsere kleine Abendschule in der Familie. — Frieda geht neidlos auf die Arbeit. — Meine Beschäftigung im Haushalt. — Die öffentliche Bibliothek. — Was ich las. — Das Konversationslexikon. — Ehrgeizige Träume. — Gleichheit und Gerechtigkeit vor Gericht. — Die Samstagabendpromenade.

Vierzehntes Kapitel: Mannah 291

Wiederum ziehen wir um: nach der Wheler Street. — Eine üble Gegend, in der wir uns doch wohl fühlen. — Die Morgankapelle. — Instinktiver Widerwillen gegen den Gottesdienst. — Lockerung der elterlichen Autorität. — Traurige Wohnungsverhältnisse. — Ich trete dem Tanzklub bei. — Ich werde melancholisch. — Meine frühere Lehrerin und Freundin tröstet mich.

Fünfzehntes Kapitel: Getrübter Ruhm . . 303

Die Bedeutung der Schulentlassung. — Frieda verlobt sich. — Sie schneidert mein Festkleid. — Mein Vortrag bei der Feier. — Die Rede des Schulrates. — Eine peinliche Ungeschicklichkeit von mir. — Ihre Folgen gehen mir jahrelang nach.

Sechzehntes Kapitel: Dover Street . . . 314

Abermaliger Umzug: nach der Dover Street. — In den Slums verkümmert der Leib. — Unsere neue Wohnung. — Das Unbehagen fällt mir auf die Nerven. — Mein Zukunftsprogramm. — Beim Rektor. — Ich gehe ins humanistische Gymnasium. — Meine Mitschülerinnen. — Meine Intima. — Stunden der Depression. — Wie ich mich tröste. — Die Eisenbahnbrücke. — Die Nacht.

Siebzehntes Kapitel: Die Hauswirtin . . 329

Wie kann ich Geld verdienen? — Ich gehe Abonnements für das „Boston Searchlight“ sammeln. — Was ich dabei erlebe. — Erfolglosigkeit meiner Bemühungen. — Mrs. Hutch, die Hauswirtin. — Ich mißbillige den abermaligen Familienzuwachs. —

Seite

Ich gehe zu Mrs. Hutch, um vernünftig mit ihr zu reden, erleide aber schmählich Schiffbruch. — Mein Husten. — Das Unglück mit der Medizinflasche. — Gute Freunde!

Achtzehntes Kapitel: Der feurige Busch . . 350

Der Naturunterricht in der Volksschule. — Das Hale House. — Der Diskussionsklub meines Bruders. — Seine verschiedenen Sitze. — Wie ich in den Naturwissenschaftlichen Verein kam. — Ein Vortrag über die Spinnen. — Mein Interesse für die Natur wird geweckt. — Meine Fragen und Zweifel. — Neue Schönheiten!

Neunzehntes Kapitel: Ein Königreich in den „Slums" 367

Glückliche Stunden bei meiner Schwester. — Das Leben als Lehrmeister. — Die öffentliche Bibliothek. — Ich finde den Weg ins Regierungsgebäude. — Wie ich einen Senator kennen lernte. — Edward Everett Hale. — Ich mache seine Bekanntschaft und besuche ihn. — Sein Heim. — Seine Tochter will mich malen. — Die Sitzungen. — Mein kleines Schwesterchen soll Modell zu einem Christusbild sein. — Glückliches, geschäftiges Leben. — Der gutmütige Krämer. — Alle Türen öffnen sich mir. — Heraus aus den Slums!

Zur Einführung

Zur Einführung.

Die diesen Bericht ihrer Entwicklung verfaßte, ist kein Ausnahmewesen. Zwar wurde sie, deren Muttersprache Jiddisch war, von ihren Mitschülerinnen bestaunt, als sie, seit bemerkenswert kurzer Zeit erst in Amerika, Gedichte in englischer Sprache verfaßte, die sogar in Zeitungen erschienen. Unleugbar ist ihr Talent und Fleiß, aber abgesehen davon sind es Verse, wie sie jedes etwas höher begabte Schulmädchen zustande bringen kann. Mit dieser Feststellung geschieht dem Buche Mary Antins kein Eintrag. Im Gegenteil bricht sie von vornherein der Vermutung die Spitze ab, daß ihre Erlebnisse und Empfindungen eben durch eine geistige Sonderbegabung bedingt seien. Ihre Einbildungskraft ist nicht so stark, daß sie ihr die Klarheit des Blickes nehmen würde, und man muß ihr sogar oft fast verblüffende Unmittelbarkeit und Ehrlichkeit des Erlebens zugestehen.

Ungewöhnlich bei ihr ist hingegen die Kraft der Erinnerung an frühere Geschehnisse. Die Stimmungen, die vor Jahren ihre eindrucksvolle Seele erfüllt, sind heute noch mit ganzer Kraft gegenwärtig und wirksam in ihr. Dies gibt dem Buch die zweite Gewähr für seine Bedeutung als Dokument.

Denn ein Dokument ist dieses Buch — ein wichtiges Dokument, weil die Fragen, die es beantwortet, immer und immer wieder aktuell werden. Es wäre ja zu hoffen, daß Progroms und

Ritualmordprozesse nicht mehr zum Gegenstand des Tagesgesprächs werden möchten. Aber so, wie die Verhältnisse in Rußland liegen, ist doch zu befürchten, daß sich diese Hoffnung noch nicht so bald erfüllen wird. Erst vor kurzem war wieder allgemein die Rede von den Lebensverhältnissen in den russischen Ghettos. Aber soviel auch darüber geschrieben wurde, bis zu den Wurzeln drangen diese Berichte nicht, vom Gedankenkreis und der Gefühlswelt des russischen Ghettojuden stand nichts darin. Das kann nur der ganz erfassen und darstellen, der selber einmal im Ghetto als dessen ganzes Glied gelebt und gelitten, und der nachher in einem anderen Lande das ganze Bürger- und Freiheitsrecht erworben hat. Er muß das alte und das neue Vaterland geistig in seinem ganzen Umfange in sich aufgenommen haben, um am Vergleich der beiden Länder sich aller Einzelheiten des Lebens voll bewußt werden zu können.

Mary Antin, das Kind des Ghettos und nun die Amerikanerin, zeigt das russische Ghetto und die amerikanischen Slums, zeigt die kulturellen Unterschiede Rußlands und Amerikas, aber sie zeigt noch mehr: wie man vor kaum mehr als einem Dutzend Jahren im russischen Ghetto lebte, dachte und fühlte — es wird sich hierin nicht sehr viel geändert haben — und sie zeigt (und darin hat sich nichts geändert!), wie sich dieser russische Jude entwickelt, wenn er unter andere Verhältnisse kommt. Darin liegt die Beziehung von Mary Antins persönlichen Erlebnissen zu denen einer Allgemeinheit: der Juden.

Es ist freilich nichts gefährlicher, als Rassenmerkmale feststellen zu wollen. Gar oft vergißt man dabei, daß die sozialen Unterschiede alle zivilisierten Rassen zerklüften und daß soziale Stufen ein und derselben Rasse bisweilen weiter auseinanderliegen, als Rassenunterschiede auf ein und derselben sozialen Stufe. Aber mit dem Vorbehalt dieser Schwierigkeiten in der

Umgrenzung von Rassenmerkmalen muß gleichzeitig erklärt werden, daß es nicht viele Bücher gibt, die für das Verständnis der Juden ganz allgemein gesprochen so viele Erklärungen und Eröffnungen bieten, wie das Vorliegende.

Vor allem unterstützt eins die Verfasserin im Verständnis ihrer Rasse: ihre wechselvollen Lebensschicksale. Sie kennt die soziale Stufenleiter aus eigener Anschauung. In Rußland zeichnete das Schicksal ihrer Familie vor, unter den Begüterten und unter den Armen zu leben, und in Amerika stieg sie dank ihrer Begabung und ihrem Fleiß aus den Slums zur Welt der Gebildeten empor. Ein zweites kommt in der berührten Hinsicht dem Werke zugute: die Abgeschlossenheit ihrer Stammesgenossen in Rußland. Hier hat sich das jüdische Tun, Fühlen und Denken viel reiner erhalten können und müssen, als sonst irgendwo unter auch nur halbwegs zivilisierten Völkern. Man wird vieles in Mary Antins Schilderungen unverfälscht vorfinden, was in anderen Ländern nur noch als Rudiment vorhanden ist. Und man wird verstehen lernen, was man sonst beklagt oder gar bekämpft. So bildet das Buch einen sehr wichtigen Beitrag zur Judenfrage, welche Stellung der Leser dazu auch einnehmen mag.

Die Objektivität des Buchs wird niemand zu bestreiten wagen. Von Natur Vollblutjüdin, ist Mary Antin durch den Gang ihrer Entwicklung über allen Rassenhurrapatriotismus hinausgewachsen. Sie sieht genau die Fäden, die sie mit ihrem Volke verbinden, ist aber auch in ihrem neuen Vaterlande mit Leib und Seele heimisch geworden; für sich hat sie die Judenfrage gelöst. Das gibt ihr das nötige Gleichgewicht, um ruhig und klar sprechen zu können. Darum finden wir in ihrem Wesen alle Kennzeichen ihrer Rasse, und finden in ihrem Buche doch auch wieder eine treue Schilderung all dieser Kennzeichen: sie verbirgt nichts und beschönigt nichts — weder im Ghetto noch

im „Lande der Verheißung", zu dem ihr die Proletarierviertel der amerikanischen Großstadt wurden.

Eine glückliche, willensstarke und doch stets weibliche Natur ließ sie in allen Konflikten den Ausweg finden. Darum liegt über dem Bericht dieses von manchem Leid getrübten Lebens, das aus alttestamentarischer Starrheit sich entwickelt zu modern-amerikanischer Beweglichkeit, der erquickende Sonnenglanz optimistischer Weltanschauung, der auch in das Gemüt des Lesers einen goldenen Strahl fallen läßt.

München, im Dezember 1913. Adolf Saager.

Vorwort der Verfasserin

Cohman Werner [illegible]
der Israel. Kultusgemeinde [illegible]

Vorwort der Verfasserin.

Ich bin geboren, habe gelebt und bin wiedergeboren worden. Ist es da nicht an der Zeit, meine Lebensgeschichte niederzuschreiben? Ich bin mir heute nicht anders gegenwärtig als eine Tote, denn zu einem ganz anderen Menschen ist die geworden, deren Geschichte ich erzählen möchte. Der körperliche Zusammenhang mit meinem früheren Selbst bildet dabei kein Hindernis. Ich könnte in der dritten Person von mir reden, ohne mir einer Maskerade bewußt zu werden. Ich kann mein Sujet analysieren, kann alles entschleiern, denn sie, nicht ich, ist in Wahrheit die Heldin. Mein Leben liegt noch vor mir; ihr Leben endete, als das meine begann.

Was man eine „Generation" nennt, ist mitunter ein geeigneterer Zeitabschnitt für die Untersuchung des Menschlichen, als die ganze Dauer eines Lebens; und die Grenzen geistiger Generationen lassen sich nicht minder leicht abstecken wie die der physischen. Jetzt bin ich geistig die Frucht der Vermählung von Vergangenheit und Gegenwart, soweit ich sie bewußt durchlebt habe. Meine Wiedergeburt war darum nicht weniger eine Geburt, weil sie mir keine neue leibliche Gestalt verlieh. Es ist sicher nicht das erstemal geschehen, daß sich in einem Körper mehr als ein geistiger Organismus gebildet hat. Auch will ich nicht meinen leiblichen Vater und meine leibliche Mutter ausschalten, denn sie hatten samt der ganzen Reihe meiner Ahnen

gleichfalls teil an der Bildung meines neuen Selbst. Sie schufen mir meinen Körper: ich habe die Augen meines Vaters und die Haare meiner Mutter. Sie schenkten mir auch meinen Geist: ich denke wie mein Vater und dulde wie meine Mutter. Allein waren sie es, die mich in einen geschützten Garten setzten, wo die Sonne mich wärmen und kein Winter mich schädigen konnte, damals, als ihrer Hände Arbeit mich noch ernährte? Nein! Sie ließen mich schon früh ins freie Feld, ließen mich — vielleicht, weil ich mich nicht halten lassen wollte — wilde Früchte essen und Tau trinken. Lehrten sie mich aus Büchern, was ich glauben sollte? Nein, ich suchte mir sehr zeitig selbst meine Bücher und baute mir meine eigene Welt.

Dank meinem eigenen Wahlvermögen erstand ich, ein neues Wesen, etwas, das zuvor nicht dagewesen war. Und als ich dann mit meinen eigenen Freunden heimkam und meine Eltern von deren Vortrefflichkeit zu überzeugen suchte, begann ich da nicht meinen Vater und meine Mutter zu schaffen, genau so, wie sie einst mich geschaffen hatten? Wurde ich da nicht Vater und Mutter zugleich, wurden sie nicht die Kinder, jetzt, wo sie die Lernenden waren, ich der Lehrer? In diesem Sinne darf ich behaupten, daß ich mehr als einmal geboren bin, und kann ich mein früheres Selbst als Wesen für sich betrachten und es zum Gegenstand meiner Untersuchung machen.

Die angemessenste Autobiographie wäre eigentlich die Beichte auf dem Totenbett. Ein rechter Mensch hat so viel zu schaffen, daß er nicht die Zeit findet, sein Gestern zu beschauen, denn das Heute und das Morgen harren ungeduldig mit ihren Forderungen. Auch ist die Welt zu beschäftigt, als daß sie sich mit eines Menschen unbeendetem Werke abgeben könnte, denn wer weiß, ob das Ende nicht beweist, daß es verfehlt war, und die Welt braucht Meisterwerke. Es gibt aber doch Verhältnisse, die den Menschen berechtigen, in der Mitte seines Lebensweges

stillzustehen und die zurückgelegte Strecke zu betrachten. Wer schon in jungen Jahren eine ganz bestimmte Aufgabe vollendet hat, darf Halt machen und Rechenschaft darüber ablegen. Auch wer ungewöhnliche Erlebnisse unter aussterbenden Verhältnissen erfahren hat, darf rasten und Kunde davon geben, ehe er in die Welt eintritt, in der Gleichgewicht und Ruhe herrschen. Und vielleicht hat auch der ein Recht, zeitig gehört zu werden, der, ohne von den Alltagspfaden abgewichen zu sein, ohne einen ersichtlichen Sieg davongetragen zu haben, sein schlichtes Leben so intensiv, so mit vollem Bewußtsein durchlebt hat, daß er in seinen eigenen Erfahrungen eine Erklärung für das Leben der Allgemeinheit gefunden hat.

Ich zähle noch nicht dreißig Jahre und gebe die Geschichte meines Lebens. Aus welcher der genannten Kategorien leite ich mein Recht dazu her? Ich habe nichts vollendet, nichts entdeckt, nicht einmal durch Zufall, so wie Kolumbus Amerika entdeckt hat. Mein Leben war ungewöhnlich, aber keineswegs einzig in seiner Art. Damit komme ich indes auf den Kern der Sache. Eben weil ich meine Geschichte in ihren großen Umrissen für typisch halte, darum erachte ich sie auch für wert, erzählt zu werden. Mein Leben illustriert lebendig ein ganzes Heer statistischer Tatsachen. Wenn ich auch nur einen wahrheitsgetreuen Bericht von meiner Person gegeben habe, so glaube ich doch, daß sein Hauptinteresse darin liegt, daß er Hunderte ungeschriebener Lebensgeschichten veranschaulicht. Ich bin nur eine von Vielen, deren Schicksalsbestimmung es war, ein Kapitel moderner Geschichte mitzuerleben. Wir sind die Drähte des Kabels, das die Alte Welt mit der Neuen verbindet. Wie die Schiffe, die uns herübergetragen, die Küsten Europas und Amerikas verbinden, so überbrückt unser Leben das böse Meer von Rassenunterschieden und Rassenmißverständnissen. Ehe wir kamen, kannte die Neue Welt die Alte nicht; aber seit wir gekommen sind, hat die junge

Welt die alte bei der Hand genommen, und beide fangen an, Seite an Seite ein gemeinsames Ziel zu suchen.

Vielleicht wäre es nicht nötig gewesen, mir die Mühe zu nehmen, eine Entschuldigung für meine Autobiographie vorzubringen. Mein Alter allein, mein wahres Alter wäre Entschuldigung genug. Mein Leben begann, wie ich es dartun werde, im Mittelalter, und ich lebe noch immer, lebe als euer Zeitgenosse im zwanzigsten Jahrhundert, und euer jüngster Gedanke pulst auch in mir. Und hätte ich keine bessere Entschuldigung, ein innerer Drang hätte mich dennoch zu schreiben gezwungen. In gewissem Sinne war es ein Mittel zu meiner eigenen Erlösung. Als ich auf den neuen Boden verpflanzt wurde, stand ich in einem höchst empfänglichen Alter. Es geschah in den Jahren, wo selbst das Durchschnittskind, das ungestört in der gewohnten Umgebung aufwächst, sein Ich durchzudenken beginnt, bemüht, sich über sich und die Welt klar zu werden. Und mein Hang zur Selbsterkenntnis scheint durch die Notwendigkeit, gleichzeitig eine völlig neue äußere Welt zu durchforschen, nicht beeinträchtigt worden zu sein. Ich zog aus zu einer zwiefachen Entdeckungsfahrt. Und aufregend war das Leben. Nichts entging mir. Ich konnte meine Augen ebensowenig von der sich bewegenden, ewig wechselnden Landschaft abwenden, als der Säugling den Blick lassen kann von der brennenden Kerze, die man in seinem Gesichtsfeld hin und her bewegt. So grub sich alles mit doppelten Assoziationen in mein Hirn ein, denn ich mußte dauernd die Neue Welt mit der Alten vergleichen, und die Alte wieder zum Verständnis der Neuen heranziehen. Die Verhältnisse zwangen mich mit aller Gewalt zu Beobachtung und Nachdenken.

Hätte man mich einige Jahre früher nach Amerika gebracht, dann hätte ich vielleicht nur zu sagen brauchen, daß mein Vater in dem und dem Jahre ausgewandert sei, genau so wie ich seinen Beruf angegeben hätte, eben als Bestandteil der Familien-

geschichte. Da es aber in der Zeit geschah, wo es geschehen ist, wurde die Auswanderung für mich persönlich höchst bedeutsam. Der ganze Prozeß der Entwurzelung, Überpflanzung, Akklimatisierung und neuen Entwicklung wurde Prozeß meiner eigenen Seele. Ich empfand den Schmerz, die Furcht, das Staunen und die Freude darüber. Ich kann nichts davon vergessen, denn ich trage die Narben an mir. Aber ich möchte vergessen, oftmals sehne ich mich darnach. Ich glaube das Gestern völlig überwunden zu haben, ich habe alle seine Forderungen erfüllt, nun möchte ich endlich nur noch dem Heute angehören. Es schmerzt, sich immer zweier Welten bewußt sein zu müssen. Der Ahasver in mir sucht nach Vergessenkönnen. Ich fürchte mich nicht davor, in alle Ewigkeit weiter leben zu müssen, wenn ich nur nicht zu viele Erinnerungen mit mir tragen muß. Eine lange, allzu lebendige Vergangenheit gleicht dem schweren Gewand, das sich hindernd um die Glieder legt, wenn man laufen möchte. Ich habe mich eines Zaubermittels entsonnen, das von dem schweren Gewicht meiner hemmenden Vergangenheit zu befreien vermag. Ich folge dem Beispiele des „Ancient Mariner" in Coleridges Dichtung, der seine Geschichte erzählte, um ihrer ledig zu werden. Auch ich will meine Geschichte erzählen, ein für allemal, um ihr nie wieder lauschen zu müssen. Ich will ein kühnes „Ende" dahintersetzen und das Buch mit einem entschlossenen Ruck zuklappen.

I. Im Ghetto

Coeman Werner Bibliothek
der Israel. Kultusgemeinde München

Erstes Kapitel.

Im Ghetto.

Kindliche Welteinteilungen. — Polotzk und Witebsk. — Die Polotzker und die Witebsker Dwina. — Wie mir Rußland erschien. — Juden und „Ungläubige". — Das Ritualmordmärchen. — Von den Pogroms. — Die schreckliche Taufe. — Die Angst vor dem Militärdienst. — Ihr wahrer Grund. — Die religiöse Kluft zwischen Juden und Christen. — Bestechungen. — Erzwungenes Heucheln und Betrügen. — Die Last der Abgaben. — Überangebot infolge der Judenniederlassungsgesetze. — Cholera und Konfession. — Wie und warum wir betrügen. — Die Schulverhältnisse.

Als ich noch klein war, zerfiel die Welt in zwei Teile; der eine hieß Polotzk und war der Ort, wo ich wohnte, der andere ein fremdes Land, mit Namen Rußland. Alle kleinen Mädchen meiner Bekanntschaft lebten mit ihren Vätern und Müttern und Freunden in Polotzk. Rußland war das Land, in das die Väter ihre Geschäftsreisen zu machen pflegten. Es lag so weit entfernt, und so viel Schlimmes geschah dort, daß Mütter und Großmütter und alte Tanten bei jeder Abreise am Bahnhof weinten, und man auch von uns Kindern erwartete, daß wir uns an dem Rest der Tage, wo der Vater nach Rußland fuhr, traurig und still verhielten.

Mit der Zeit kam mir noch eine andere Einteilung zur Kenntnis, das Dasein einer Gegend, die sich zwischen Polotzk und Rußland schob. Es schien, daß ein Ort existierte, der Witebsk hieß, einer Wilna und Riga und andere mehr. Von dort her kamen Photographien von Onkeln und Vettern, die man nie

zu Gesicht bekommen hatte, und Briefe und hin und wieder auch die Onkel selbst. Diese Onkel unterschieden sich in nichts von den Leuten in Polotzk, während die Leute in Rußland, wie es hieß, ganz anders aussahen. Wenn man die Onkel bei ihren Besuchen darnach fragte, so erhielt man alle möglichen komischen Antworten, so daß jeder lachen mußte, und so stellte es sich eigentlich nie recht heraus, ob Witebsk oder Wilna, die doch zweifellos nicht Polotzk waren, nicht so traurig waren wie Rußland. Jedenfalls weinte die Mutter fast nie, wenn die Onkel wieder abfuhren.

Einmal, ich war ungefähr acht Jahre alt, reiste eine meiner erwachsenen Kusinen nach Witebsk. Alle mußten ihr auf dem Bahnhof Adieu sagen, nur ich allein durfte mitreisen. Ich wurde, mit dem Sonntagsstaat in einem Bündel, in den Zug gesetzt und mußte Stunden und Stunden still sitzen, bis ich nach Witebsk kam. Während wir durch das Land sausten, vermochte ich nicht zu sagen, wo nun eigentlich Polotzk zu Ende war. Wir kamen an einer Menge Ortschaften mit fremden Namen vorbei. Aber ich erkannte sofort, welche Witebsk war.

Der Bahnhof war sehr groß, viel größer als der unsere in Polotzk. Bei uns fuhr immer nur ein Zug ein, hier mehrere zugleich. Es gab ein riesiges Buffet mit Früchten und Zuckerwaren, sogar einen Bücherstand. Meine Kusine ließ meine Hand keinen Augenblick los, so groß war das Gedränge. Dann fuhren wir endlos lange in einer Droschke und ich sah die schönsten Straßen und Häuser und Läden, alles viel größer und feiner als in Polotzk.

Wir blieben einige Tage in Witebsk. Ich sah viel Wunderbares, aber das, was mich am meisten in Erstaunen setzte, war im Grunde gar nichts Neues. Es war der Fluß, die Dwina. Nun ist die Dwina auch in Polotzk. Mein ganzes Leben lang hatte ich die Dwina gesehen. Wie konnte dann die Dwina auch

in Witebsk sein? Meine Kusine und ich waren mit der Eisenbahn hierher gekommen, aber jedermann wußte, daß die Eisenbahn überall hin kann, sogar nach Rußland. Es wurde mir nunmehr klar, daß die Dwina weiter und weiter ging, wie die Eisenbahnschienen, während ich doch immer geglaubt hatte, sie hörte dort auf, wo Polotzk aufhörte. Das Ende von Polotzk hatte ich allerdings nie gesehen; wenn ich größer wäre, wollte ich es mir einmal ansehen. Aber wie konnte Polotzk jetzt ein Ende haben? Polotzk hieß alles, was zu beiden Seiten der Dwina lag, das wußte ich. Und jetzt stellte es sich heraus, daß die Dwina überhaupt nicht aufhörte. Wie merkwürdig: die Dwina blieb dieselbe, während Polotzk sich in Witebsk verwandelte!

Das Geheimnis dieser Verwandlung hatte viele fruchtbare Gedanken im Gefolge. Die Grenze zwischen Polotzk und der übrigen Welt war also gegen meine Erwartung nicht eine greifbare Abgrenzung, wie der Zaun, der unseren Garten von der Straße trennte. Die Welt stellte sich jetzt folgendermaßen dar: Polotzk — mehr Polotzk — noch mehr Polotzk — Witebsk! Und Witebsk war schließlich gar nicht so viel anders, nur größer und heller und belebter. Aber auch Witebsk war noch nicht das Ende. Die Dwina und die Eisenbahn führten noch weiter — weiter bis nach Rußland. Also war Rußland noch mehr Polotzk? Gab es da auch keine Abzäunung? Wie gerne hätte ich mir Rußland angesehen! Allein dorthin wagten sich nur die wenigsten. Wenn jemand nach Rußland mußte, so bedeutete das immer ein Unglück. Entweder konnte er zu Hause nicht sein Fortkommen finden, oder er war als Soldat ausgehoben, oder er hatte einen Prozeß. Nein, zum Vergnügen ging niemand nach Rußland. In Rußland lebten ja der Zar und viele grausame Menschen; und in Rußland waren die furchtbaren Gefängnisse, aus denen niemand wiederkehrte.

Der Zusammenhang der Erde verband nun Polotzk und

Witebsk, aber zwischen ihnen und Rußland stand immer noch eine furchtbare Scheidewand.

Mit den Jahren lernte ich, daß die Abneigung der Polotzker, nach Rußland zu gehen, immer noch geringer war als die Rußlands, sie einzulassen. Sie wurden oft, noch ehe sie ihre Geschäfte erledigen konnten, ausgewiesen und unterwegs nicht selten grausam mißhandelt. Es hatte den Anschein, als gäbe es gewisse Städte — Petersburg und Moskau und Kiew — die mein Vater oder mein Onkel oder unsere Nachbarn überhaupt nicht betreten durften, selbst wenn sie noch so Wichtiges dort zu tun hatten. Die Polizei hätte sie festgenommen und wie gemeine Verbrecher nach Polotzk zurücktransportiert, obschon sie nie etwas Böses begangen hatten.

Es war sehr merkwürdig, daß meine Verwandten sich so behandeln lassen mußten, aber wenigstens konnte man ihre Rückbeförderung nach Polotzk damit entschuldigen, daß sie doch hierher gehörten. Aber warum wurden Leute aus Petersburg und Moskau vertrieben, die dort ihr Heim hatten und keinen anderen Zufluchtsort besaßen? Viele, viele Männer und Frauen und sogar Kinder kamen nach Polotzk, wo sie keinen Menschen kannten, und berichteten von grausamer Behandlung, die ihnen in Rußland widerfahren, und obwohl sie mit niemand verwandt waren, wurden sie aufgenommen und unterstützt, ja, man verhalf ihnen wieder zu einem Geschäft, gleich Unglücklichen nach einer Feuersbrunst.

Wie merkwürdig, daß der Zar und die Polizei ganz Rußland für sich allein haben wollten! Das Land war doch sehr groß; wenn man an seinen Vater nach Rußland schrieb, brauchte der Brief viele Tage bis an sein Ziel. Warum durfte nicht ein jeder dort bleiben, wenn er es wünschte?

Wann ich alt genug war, um das „Warum" zu begreifen, weiß ich nicht mehr. Der wahre Grund trat mir wohl ein dutzend-

mal täglich vor Augen, von der Zeit an, wo ich Worte von leeren Geräuschen zu unterscheiden begann. Meine Großmutter erzählte mir davon, wenn sie mich abends zu Bett brachte. Meine Eltern sprachen davon, wenn sie mir an Feiertagen Geschenke machten. Meine Spielkameraden sagten es mir, wenn sie mich auf der Straße in eine Ecke zogen, damit ich den Polizisten vorübergehen lassen sollte. Vanka, der kleine flachshaarige Junge, teilte es mir in deutlicher Weise mit, wenn er seiner Mutter aus der Waschküche entwischte, um mir Kot nachzuwerfen, wenn ich zufällig vorbeikam. Ich hörte davon während des Betens und wenn die Weiber auf dem Markte keiften; und bisweilen, wenn ich nachts erwachte, hörte ich meine Eltern im Dunkel davon flüstern. Es gab keine Stunde in meinem Leben, wo ich die Wahrheit nicht hören, sehen, fühlen mußte, den Grund, weshalb Polotzk vom übrigen Rußland abgeschnitten war. Es war das erste, was ein kleines Mädchen in Polotzk lernen mußte. Aber erst nach langer Zeit verstand ich die Lehre, erfuhr, daß Polotzk und Witebsk und Wilna und viele andere Orte Ghettoland waren, und daß ich auf Befehl des Zaren innerhalb dieses Landes wohnen mußte, ich, mein Vater, meine Mutter, unsere Freunde, alle andern Unseresgleichen. Außerhalb dieses Gebietes durfte man uns nicht finden, weil wir Juden waren.

Es gab also doch eine Umzäunung um Polotzk. Die Welt war getrennt in Juden und Ungläubige. Diese Erkenntnis kam mir so allmählich, daß sie mich nicht erschrecken konnte. Tropfen für Tropfen rann sie mir ins Bewußtsein. Als ich ganz verstand, daß ich eine Gefangene war, hatte ich mich an die Ketten bereits gewöhnt.

Als mich Vanka das erstemal mit Kot bewarf, rannte ich nach Hause und beklagte mich bei meiner Mutter. Sie bürstete mich ab und sagte völlig resigniert: „Wie kann ich dir helfen, armes Kind? Vanka ist ein Ungläubiger. Die Ungläubigen

machen mit uns Juden, was ihnen beliebt." Als mich dann Vanka wieder mißhandelte, weinte ich nicht mehr, sondern rannte nur davon, um mich zu verstecken, und sagte zu mir: „Vanka ist ein Ungläubiger." Das drittemal — und da spuckte mich Vanka an — wischte ich mir das Gesicht und dachte überhaupt nicht mehr darüber nach. Ich nahm die üble Behandlung von seiten der Ungläubigen hin, wie man das Wetter hinnimmt. Die Welt war eben von einer bestimmten Beschaffenheit, und in ihr mußte ich leben.

Aber nicht alle Ungläubigen benahmen sich wie Vanka. Neben uns wohnte eine christliche Familie, die sehr freundlich zu uns war. Sie hatten ein kleines Mädchen in meinem Alter, und das beschimpfte mich nie, im Gegenteil, es schenkte mir aus dem väterlichen Garten Blumen. Und dann waren die Parphens, von denen mein Großvater seinen Laden gemietet hatte. Sie behandelten uns, als wären wir überhaupt keine Juden. An unsern Feiertagen besuchten sie uns und brachten uns Geschenke, die sie mit Bedacht so auswählten, daß jüdische Kinder sie annehmen konnten. Sie sahen es gern, wenn man ihnen die Gebräuche mit dem Wein und den Früchten und den Kerzen erklärte, ja, sie versuchten sogar, die hebräischen Grüße und Segenssprüche zu lernen. Mein Vater pflegte zu sagen, daß wenn alle Russen wie die Parphens wären, es keinen Streit zwischen Ungläubigen und Juden gäbe. Fedora Pawlowna, unsere Hauswirtin, erwiderte dagegen, daß das russische Volk keine Schuld träfe: die Priester, meinte sie, gäben dem Volke den Haß gegen die Juden ein. Und sie mußte es wissen, denn Fedora Pawlowna war eine sehr fromme Christin: sie ging nie an einer Kirche vorüber, ohne sich zu bekreuzigen.

Die Ungläubigen bekreuzten sich ständig: wenn sie eine Kirche betraten und wenn sie wieder herauskamen; wenn sie einem Priester begegneten oder an einem Heiligenbild auf der

Straße vorüberkamen. Die schmutzigen Bettler auf den Kirchentreppen hörten nicht auf, das Kreuz zu schlagen, und selbst wenn sie an einer jüdischen Straßenecke standen und Almosen von Juden empfingen, bekreuzigten sie sich und murmelten christliche Gebete. In jedem Christenhause befand sich ein sogenanntes „Ikon", die Figur oder das Bildnis des Christengottes, in einer Ecke aufgehängt, vor der ständig ein Licht brannte. Vor diesem Ikon sprachen die Ungläubigen kniend und unablässig sich bekreuzigend ihre Gebete.

Wenn ich in ein christliches Haus kam, gab ich mir Mühe, nicht in die Ecke zu blicken, in der das Ikon war. Ich fürchtete mich vor dem Kreuz. Jedermann in Polotzk fürchtete sich davor — ich meine alle Juden. Denn das Kreuz hatte die Priester geschaffen, und die Priester unsere Not, wie selbst manche Christen zugaben. Die Ungläubigen behaupteten, wir hätten ihren Gott getötet. Das war lächerlich, denn sie hatten ja doch gar keinen Gott, sondern nur Bildnisse von ihm. Zudem war das, wessen sie uns beschuldigten, schon vor so langen Zeiten geschehen; die Ungläubigen sagten selbst, es wäre schon lange her. Alle, die auch nur das mindeste damit zu tun gehabt haben konnten, waren seit ganzen Zeitaltern tot. Und dennoch stellten sie überall Kreuze auf und trugen sie um den Hals, um sich an diese unrichtigen Dinge zu erinnern; und sie hielten es für fromm, uns zu hassen und zu mißhandeln, indem sie darauf bestanden, wir hätten ihren Gott gemordet. Das Kreuz verehren und Juden peinigen, war für sie ein und dasselbe. Darum fürchteten wir das Kreuz.

Dann behaupteten die Christen von uns, wir brauchten das Blut ermordeter Christenkinder zum Passahfest. Natürlich war das eine schändliche Lüge. Schon der Gedanke daran machte mich elend. Ich wußte über alles Bescheid, was zu Passah geschah, schon als ganz kleines Mädchen. Das Haus wurde blitz-

sauber gemacht bis in alle Ecken, wo sonst niemand hineinsah, und gesegnet. Teller und Schüsseln, die während des ganzen Jahres gebraucht wurden, brachte man auf den Boden und für die Passahwoche wurde besonderes Geschirr hervorgeholt. Ich half immer mit beim Auspacken des Geschirrs und freute mich, wenn ich mein blaues Becherchen wieder sah. Wenn dann die frischen Vorhänge aufgesteckt und der Belag von den weißgescheuerten Dielen genommen war, wenn jeder im Hause neue Kleider anhatte und ich mich selbst im neuen Kleid zu Tisch setzte, dann fühlte ich mich innerlich und äußerlich rein. Und wenn ich die „Vier Fragen" stellte vom ungesäuerten Brot, den bitteren Kräutern und dem übrigen, und wenn die Familie mir aus der Schrift antwortete, wußte ich dann nicht ganz genau, was es mit dem Feste für eine Bewandtnis hatte, was auf dem Tische stand und warum? Es war schändlich von den Ungläubigen, solche Lügen über uns zu verbreiten. Das jüngste Kind im Hause wußte, wie die Passahfeier begangen wurde.

Gerade diese Festzeit, in der wir unsere Befreiung aus dem Lande Ägypten feierten und uns so dankbar erhoben fühlten, als wenn sie eben erst vor sich gegangen wäre, war die Zeit, die unsere christlichen Nachbarn auswählten, um uns daran zu erinnern, daß Rußland ein zweites Ägypten war. Wenigstens hörte ich das sagen, und es entsprach auch der Wahrheit. In Polotzk, im Ghetto, war es nicht ganz so schlimm wie in anderen russischen Städten und noch mehr auf dem Lande, wo die jüdischen Familien vereinzelt lebten, auf Grund einer Erlaubnis von seiten der Polizei, die indes immer wieder ihre Ansicht über die Niederlassungsbewilligung wechselte. Dort war das Passahfest für die Juden eine Zeit des Schreckens. Irgend wer setzte regelmäßig jenes Lügengerücht über den Mord eines Christenkindes in Umlauf, und die blöden Bauern gerieten in sinnlose Wut darüber, betranken sich mit Wodka und fielen über die Juden

her, um sie zu töten. Sie griffen sie mit Messern, Knütteln, Sensen und Äxten an, töteten oder folterten sie und steckten ihre Häuser in Brand. Das nannte man Pogrom. Juden, die dem Pogrom entgingen, kamen mit Wunden bedeckt nach Polotzk, und erzählten schreckliche, schreckliche Geschichten, wie man Kindern vor den Augen der Mütter Glied für Glied aus dem Leib gerissen. Wer davon nur hörte, mußte weinen und war voll Leid; wer Zeuge davon gewesen, konnte sein Lebtag nicht mehr lachen; und oft wurde ihr Haar über Nacht grau, und manche wurden auf der Stelle wahnsinnig.

Oft hörte man, daß bei den Pogroms Priester mit dem Kreuz vor der Menge hergingen. Unsere Feinde hielten uns stets das Kreuz entgegen, als wollten sie damit ihre Grausamkeiten uns gegenüber entschuldigen. Ich selbst habe nie ein wirkliches Pogrom miterlebt. Aber es kamen Zeiten, wo es uns auch in Polotzk drohte. Und in meinen größten Ängsten, wenn ich in einer dunkeln Ecke verkrochen an all das Furchtbare dachte, was die Ungläubigen mir jetzt dann zufügen würden, sah ich stets das Kreuz, das furchtbare Kreuz vor mir.

Ich erinnere mich eines Tages, wo ich glaubte, daß in unserer Straße ein Pogrom ausgebrochen sei, und noch heute wundere ich mich, daß ich damals nicht vor Angst gestorben bin. Es war an einem christlichen Feiertag. Die Polizei hatte uns gewarnt und befohlen, in den Häusern zu bleiben. Die Türen wurden verriegelt, die Fenster verrammelt. Wenn ein Kind weinte, drohte die Kinderfrau, es dem Priester zu übergeben, der gleich auf der Straße vorüberkäme. Voll Furcht und doch nicht ohne Neugier spähten wir durch die Ritzen in den Fensterläden. Wir sahen eine Prozession von Bauern und Städtern, von einer Anzahl Priester geführt, die Kreuze, Banner und Heiligenbilder trugen. Unter einem Baldachin trug man einen Schrein, der eine Reliquie aus dem Mönchskloster vor der Stadt enthielt.

Alljährlich trugen die Ungläubigen diese Reliquie in feierlicher Prozession umher, und bei dieser Gelegenheit hielt man die Straßen für zu heilig, als daß ein Jude sie hätte betreten dürfen. Und bis der Tag zu Ende war, lebten wir in Angst und Bangen, denn wir wußten, daß die kleinste Unruhe einen Auflauf erregen, und daß jeder Auflauf zu einem Pogrom führen konnte.

An jenem Tage, wo ich die Prozession durch die Fensterritze beobachtete, standen Soldaten und Polizisten auf der Straße. Das war so üblich, aber mir war es neu. Ich fragte die Kinderfrau, die sich über mir an einen Spalt drängte, was die Soldaten zu bedeuten hätten. Sie antwortete gedankenlos: „Für den Fall eines Pogroms." Ach ja, da waren schon die Kreuze und die Priester und der Pöbel! Die Glocken läuteten so laut wie sonst nie! Alles war bereit. Die Ungläubigen waren auf dem besten Wege, mich in Stücke zu reißen; mit Äxten, Messern und Knütteln. Lebendig verbrennen wollten sie mich! Das Kreuz — das Kreuz! Was würden sie mir wohl zuerst antun?

Aber es gab noch etwas Schlimmeres, als Verbrennen oder Martern, das mir die Ungläubigen antun konnten: das, was mit schutzlosen Judenkindern geschah, die in die Hände von Priestern oder Nonnen fielen. Sie könnten mich taufen! Das mußte noch entsetzlicher sein als Martertod. Lieber wollte ich mich in die Dwina werfen lassen, als daß ein Tropfen Taufwasser meine Stirne benetzen sollte. Lieber wollte ich mich dem vorüberziehenden Pöbel in die Arme werfen und mir von ihm die Eingeweide herausreißen lassen, als gezwungen zu werden, vor den gräßlichen Bildnissen niederzuknien und das Kreuz zu küssen. Lieber von der Pest ergriffen und von den Würmern zerfressen werden, als den Alleinigen Gott abschwören und Götzenbilder anbeten. Ich war nur ein kleines Mädchen und gar nicht sonderlich tapfer; schon der geringste Schmerz entlockte

mir Tränen. Aber es gab keinen Schmerz, den ich nicht lieber erdulden wollte — keiner, kein einziger —, als die Taufe.

Jedes jüdische Kind empfand so. Man erzählte sich massenhaft Geschichten von jüdischen Knaben, die von den kaiserlichen Agenten entführt und in ungläubigen Familien erzogen wurden, bis sie für den Heeresdienst reif waren, dem sie dann bis zum vierzigsten Jahre obliegen mußten. Während all der Jahre versuchten die Priester sie durch Bestechungen, Versprechungen und tägliche Folterungen zur Taufe zu zwingen. Aber es war umsonst. Das geschah zwar zur Zeit Nikolaus' I., aber die Männer, die solches durchgemacht, waren, als ich noch ein Kind war, nicht älter als mein Großvater; man hörte den Bericht ihrer Erlebnisse aus ihrem eigenen Munde und wußte, daß sie nicht logen, und die Herzen der Zuhörer zitterten vor Schmerz und Stolz.

Einige dieser Soldaten des Nikolaus, wie man sie gemeinhin nannte, waren als Jungen von sieben oder acht Jahren den Armen ihrer Mütter entrissen. Man schleppte sie in weit entfernte Dörfer, wo ihre Freunde sie nicht mehr ausfindig machen konnten, und übergab sie irgend einem schmutzigen, brutalen Bauern zur Pflege, der sie wie Sklaven behandelte und bei den Schweinen unterbrachte. Nicht zwei von ihnen ließ man beieinander und gab ihnen falsche Namen, so daß sie von ihrer bisherigen Welt vollkommen abgeschnitten waren. Und dann wurde das verlassene Geschöpf in priesterliche Hände gebracht, wo es geprügelt, schlecht genährt und verschüchtert wurde — ein hilfloser kleiner Junge, der nach seiner Mutter rief. Und dennoch weigerte er sich, sich taufen zu lassen! Die Priester versprachen ihm gutes Essen und feine Kleider und Fronfreiheit, aber der Junge wandte sich ab und verrichtete im Geheimen sein Gebet — sein hebräisches Gebet.

Je älter er wurde, um so härtere Foltern erfand man für

ihn; aber noch immer wies er die Taufe zurück. Die Züge seiner Mutter waren inzwischen aus seinem Gedächtnis verschwunden, und von allen Gebeten erinnerte er sich vielleicht nur noch des „Schema". Aber er war ein Jude; und nichts in der Welt konnte ihn zu einem Wechsel bewegen. Nach seinem Eintritt in das Heer versuchte man ihn mit Beförderungsversprechen und Ehrenzeichen zu ködern. Er blieb Gemeiner und unterzog sich der härtesten Zucht. Wenn er dann mit vierzig Jahren freikam, war er ein gebrochener Mann, ohne Heimat, der nicht wußte, woher er stammte; den Rest seines Lebens verbrachte er auf der Wanderung von Ghetto zu Ghetto, auf der Suche nach seinen Angehörigen; die Marternarben unter seinen Lumpen verbergend, bettelte er sich von Tür zu Tür durch das Land. War einer unter den grausamen Mißhandlungen zusammengebrochen und hatte sich, nur um einmal aufatmen zu können, taufen lassen, so ließ ihn die Kirche nie wieder los, mochte er auch noch so laut beteuern, daß er noch ein Jude sei. Wenn er bei der Übung jüdischer Religionsgebräuche ertappt wurde, trafen ihn die härtesten Strafen.

Mein Vater wußte von einem Mann, der als kleiner Junge geraubt worden und trotz der gräßlichsten Mißhandlungen den Priestern nie nachgegeben hatte. Da er ein ausnahmsweise kluger Junge war, bemühten sich die Priester ganz besonders um seine Bekehrung. Sie versuchten es mit Versprechungen, die sich an seinen Ehrgeiz wandten. Sie versprachen ihm, einen großen Mann aus ihm zu machen — einen General, einen Edelmann. Aber der Junge kehrte ihnen den Rücken und verrichtete seine Gebete. Darauf folterten sie ihn, warfen ihn ins Gefängnis und tauften ihn, als er vor Erschöpfung eingeschlafen war. Beim Erwachen sagten sie ihm, daß er Christ sei, und hielten ihm das Kruzifix zum Kusse hin. Er wehrte sich dagegen, warf ihnen das Kruzifix vor die Füße. Allein sie bestanden darauf,

daß er ein getaufter Jude sei und der Kirche angehöre. Den Rest seiner Tage verbrachte er teils im Gefängnis, teils im Hospital, unverbrüchlich fest an seinem Glauben hängend, und zahlte mit seinem Blute die Gebete, die er seinen Peinigern zum Trotze verrichtete.

Es gab in Polotzk Männer, deren Anblick den Jüngsten die Jugendkraft nehmen konnte. Sie hatten Nikolaus I. gedient und waren ungetauft heimgekehrt. Was mußten diese Männer nicht beim Anblick der weißen Kirche auf dem Markte empfinden? Ich wußte es. Ich verfluchte im stillen diese Kirche, jedesmal wenn ich an ihr vorübergehen mußte, und war voll Furcht, ja, so voll Furcht!

An Markttagen, wenn die Bauern zur Kirche kamen und die Glocken stundenlang läuteten, wurde mir das Herz schwer, und ich konnte keine Ruhe finden. Selbst im Elternhaus fühlte ich mich dann nicht mehr geborgen. Die Glocken tönten über die Dächer hin, sie riefen, riefen, riefen. Ich schloß die Augen und sah im Geiste die Leute in die Kirche strömen: Bauernweiber mit buntgestickten Schürzen und gläsernen Rosenkränzen; barfüßige kleine Mädchen mit grellen Kopftüchern; flachsköpfige Jungen, die Mütze tief in der Stirn, und rauhe Mannsgestalten mit grobgeflochtenen Bastsandalen und hänfenen Gürtelstricken. Scharenweise sah ich sie gehen, langsam die Stufen hinaufsteigen, sich immer und immer wieder bekreuzigen, bis der schwarze Toreingang sie alle verschlang und nur die Bettler noch auf den Stufen hockten. Bim, bam! Was tun die Leute im Dunkeln mit ihren wächsernen Bildnissen und schrecklichen Kruzifixen? Bim, bam, bim, bam! Die Glocken rufen nach mir! Will man mich dort in der Kirche martern, wenn ich mich weigere, das Kreuz zu küssen?

Man hätte mir nicht all die Schreckensgeschichten erzählen sollen. Sie waren längst vergangen; wir lebten ja doch gottlob

unter dem „Neuen Regime". Alexander III. war zwar kein Freund der Juden; aber er gab doch wenigstens keine Befehle, kleine Jungen den Müttern zu entreißen und zu Soldaten und Christen zu machen. Wenn auch jedermann seine vier Jahre dienen mußte, wenn auch der jüdische Rekrut, selbst bei tadelloser Führung, mit Strenge behandelt wurde, so war das doch wenig im Vergleich zu den furchtbaren Zuständen unter dem alten Regime.

Das einzig Schlimme war und blieb, daß während der Dienstzeit die jüdischen Gesetze über das tägliche Leben gebrochen werden mußten. Ein Soldat mußte oft „treife"* essen und auch am Sabbat arbeiten. Er mußte sich den Bart scheren und Christlichem Ehre bezeigen. Er durfte nicht den täglichen Gottesdienst in der Synagoge mitmachen, und mußte sich während seiner Gebete durch den Spott und Hohn seiner ungläubigen Kameraden stören lassen. Kein Kniff nützte ihm; er mußte die jüdischen Gebote übertreten. Wenn er nach Schluß der Dienstzeit heimkam, konnte er sich des Mals dieser unfreiwilligen Sünden nicht entledigen. Er hatte nun einmal vier Jahre lang das Leben eines Ungläubigen geführt.

Nicht allein aus Gründen der Frömmigkeit scheuten die Juden den Militärdienst, es gab noch andere Gründe, die ihn zur schweren Last machten. Die meisten Männer von einundzwanzig — das war das gewöhnliche Aushebungsalter — waren bereits verheiratet und hatten Familie. Während ihrer Abwesenheit litt die Familie bitter Not, oft ging das Geschäft zugrunde. So waren sie bei ihrer Rückkehr zu Bettlern geworden. Und sie sahen meist auch aus wie Bettler, wenn sie heimkamen. Hatten sie am Tage ihrer Entlassung zufällig noch eine anständige Uniform am Leibe, so wurde sie ihnen genommen und durch eine vertragene ersetzt. Sie erhielten ein Freibillett für die Heim-

* Treife = Unreines.

fahrt und einige wenige Kopeken Zehrgeld. Wie entlaufene Sträflinge brachte man sie schleunigst ins Ghetto zurück. Der Zar wollte nichts mehr mit ihnen zu tun haben. Fand man sie nach einer bestimmten Zeit noch außerhalb jüdischen Gebietes, so wurden sie festgenommen und in Ketten in die Heimat transportiert.

Einige Ausnahmen vom Militärzwang wurden gemacht. Der einzige Sohn einer Familie blieb frei und auch andere. Bei der körperlichen Untersuchung kamen auch manche wegen irgend welcher körperlicher Gebrechen los. Das brachte die Leute auf den Gedanken, sich selbst wenigstens für eine Zeit untauglich zu machen. Um dem Dienst zu entrinnen, unterzog man sich Operationen an Augen, Ohren, Armen oder Beinen, die mit den größten Qualen verbunden waren. War die Operation von Erfolg, so wurde der Patient von den untersuchenden Offizieren zurückgewiesen und war nach einiger Zeit wieder völlig gesund und ein freier Mann. Häufig allerdings wurden die Gebrechen, die nur vorübergehend sein sollten, unheilbar. Daher gab es in Polotzk viele Einäugige, Schwerhörige und Lahme infolge dieser geheimen Maßnahmen. Aber schließlich war das doch noch leichter zu ertragen als die Erinnerung an vier Jahre im Dienst des Zaren.

Die Söhne reicher Väter konnten dem Dienst entgehen, ohne an ihrem Körper die Spuren davonzutragen. Es bestand immer die Möglichkeit, Offiziere der Aushebungskommission zu bestechen. Die Gefahr dabei war nicht zu unterschätzen — wenn etwas davon ans Licht kam, waren es gewiß nicht die Offiziere, die büßen mußten —, aber keine anständige Familie ließ ihre Söhne Rekruten werden, ohne nicht alles zu deren Rettung aufgeboten zu haben. Mein Großvater ruinierte sich beinahe, um seine Söhne vom Dienste loszukaufen. Heute noch weiß meine Mutter die spannendsten Geschichten zu erzählen von ihrem

jüngeren Bruder, der jahrelang unter falschen Namen und in verschiedenen Verkleidungen versteckt hatte leben müssen, bis er über das dienstpflichtige Alter hinaus war.

Wenn es aus Feigheit wäre, daß die Juden dem Dienste ausweichen, würden sie sich nicht Selbstverstümmelungen unterziehen, die größere Qualen zur Folge hatten, als ihnen je im Dienste drohten, und die sie oft für ihr ganzes Leben zum Krüppel machten. Wenn sie es aus Geiz täten — aus Furcht vor einem vierjährigen Geschäftsverlust —, würden sie sich nicht nur auf die schwache Möglichkeit einer Bestechung hin die Taschen leeren, ihre Häuser verkaufen und sich in Schulden stürzen. Der jüdische Rekrut fürchtete gewiß Brutalität und Ungerechtigkeit von seiten der Offiziere und Kameraden; aber die Furcht, ein unheiliges Leben führen zu müssen, war größer, als all die andern Befürchtungen. Ich kann es bestätigen, denn ich erinnere mich noch sehr wohl an einen meiner Vettern, der zu den Soldaten mußte. Man hatte alles zu seiner Rettung versucht. Man hatte kein Geld geschont — selbst die Mitgift der noch unverheirateten Schwester nicht, als alles andere ausgegeben war. Mein Vetter hatte sich auch eines geheimen Mittels bedient — er hatte Monate vor der Stellung ein gesundheitzerstörendes Pulver eingenommen — aber die Wirkung war nicht sichtbar genug gewesen und so ward er angenommen. In den ersten Wochen stand er in Polotzk. Ich sah ihn am Sabbat auf dem Marktplatz exerzieren, ein Gewehr tragen. Ich fühlte mich entheiligt, als wenn ich selber gesündigt hätte. Ach, es war nicht schwer zu verstehen, warum die Mütter eingezogener Söhne fasteten, beteten, klagten und sich ins Grab sorgten.

In unserer Stadt lebte ein gewisser David, den man den „Ersatzmann" nannte, weil er an eines anderen Stelle Soldat geworden war, nachdem man ihn freigelassen hatte. Er hatte es um eine Summe Geldes getan, vermutlich, weil seine Familie

am Verhungern war, und er sie auf diese Weise für ein paar Jahre durchzubringen hoffte. Aber die Sünde war groß, aus freien Stücken Soldat zu werden und das Leben eines Ungläubigen zu führen. Und David kannte die Größe seiner Sünde, denn er war im Grunde seines Herzens ein frommer Mann. Darum war er auch alt und gebrochen, als er wiederkehrte, vom Bewußtsein seiner Sünden niedergebeugt. Und er legte sich selbst eine Buße auf: er ging an jedem Sabbatmorgen durch die Straßen und rief die Leute zum Gebet auf. Das war nun ein hartes Werk, denn David hatte die ganze Woche, bei Wind und Wetter, Sommers wie Winters, schwer zu schaffen. Und am Sabbat Morgen war niemand so müd und zerschlagen wie David. Und dennoch zwang er sich noch vor Tagesanbruch aus dem Bett und zog von einer Straße zur anderen, durch ganz Polotzk, die Leute zu wecken und zum Gebet zu rufen. Manchen Sonntag morgen weckte mich Davids Stimme, und ich lag still und lauschte, bis sie verklungen war. Es klang traurig, wie Musik, und schnitt mir ins Herz. Ich war glücklich, meine Schwester im Bett neben mir zu fühlen, denn es war einsam im kalten Morgengrauen, wo nur David und ich wach waren und Gott, der des Gebets der Gläubigen harrte.

Die Ungläubigen wunderten sich oft, warum wir so viel Wesens von religiösen Dingen machten — von dem Essen, vom Sabbat und vom hebräischen Unterricht. Sie schalten uns wegen unseres Eigensinns, wie sie es nannten, spotteten und machten sich über unser Heiligstes lustig. Allein es gab auch verständige Ungläubige. Das waren die Gebildeten wie Fedora Pawlowna, die Freundschaft hielt mit ihren jüdischen Nachbarn. Von solchen Leuten erfuhren wir Respekt, ja sogar unverhohlene Bewunderung mancher unserer Gebräuche. Aber die Mehrzahl der Ungläubigen war unwissend, mißtrauisch und bösartig. Sie wollten nicht wahr haben, daß an unserer Religion irgend etwas

Gutes war, und natürlich durften wir sie nicht eines Besseren belehren, weil man uns sonst sofort der Proselytenmacherei beschuldigt hätte, was unser aller Ende bedeutet hätte.

Ach, wenn sie doch nur hätten verstehen können! Eines Tages erwischte mich Vanka auf der Straße und riß mich an den Haaren und beschimpfte mich. Ganz urplötzlich kam mir wieder die Frage: warum? warum? — die Frage, die ich mir seit Jahren abgewöhnt. Ich war so wütend, daß ich ihn hätte strafen mögen; einen Augenblick lang fürchtete ich mich nicht, wieder zu schlagen. Aber dies Warum? Warum? kam über mich, und ich vergaß meine Rache. Es war eine ganz wunderbare Erkenntnis. Ich konnte sie nicht in Worten ausdrücken, aber sie bedeutete, daß er nur so hatte handeln können, weil er nicht verstand. Wenn er mit meinem Herzen hätte fühlen, nur einen einzigen Tag ein kleiner Jude sein können, dann, ja dann hätte er verstehen müssen! Könnte er doch ohne lange Erklärung einen Mann wie David, den „Ersatzmann" verstehen, so wie ich es tat! Wenn er doch an meiner Stelle einmal an einem Sabbatmorgen aufwachen könnte, mit dem seltsam herzzernagenden Schmerz über einen Juden, der das Gesetz Moses entehrte und zu dem Gott sich verzeihend herabneigte. Ach, weshalb konnte ich Vanka nicht das Verstehen mitteilen? Ich war so traurig, daß mein Herz mich schlimmer schmerzte als Vankas Schläge. Meine Wut und mein Mut waren dahin. Vanka warf von seiner Mutter Tür aus noch immer Steine nach mir und ich ging still meines Weges, aber ohne zu hasten. Dem, was mich am tiefsten schmerzte, konnte ich ja doch nicht entlaufen.

Nur etwas verstanden die Ungläubigen stets, und das war das Geld. Jederart Bestechung nahmen sie an zu jeder Zeit. Der Friede in Polotzk kostete alle Jahre eine bestimmte Summe. Wenn man sich mit seinen ungläubigen Nachbarn nicht gut stellte, hatten sie hundert Mittel, einen zu belästigen. Wenn man

ihre Schweine aus seinem Garten jagte, weil sie ihn aufwühlten, wenn man ihre Kinder schalt, weil sie die eigenen mißhandelt hatten, verklagten sie einen bei der Polizei und staffierten ihre Klage mit falschen Beschuldigungen und falschen Zeugen aus. Wenn man mit der Polizei nicht gut stand, kam die Sache vor Gericht; und hier verlor man, noch ehe die Verhandlung begann, wenn nicht der Richter seinerseits Grund zu guter Behandlung hatte. Am billigsten lebte man in Polotzk, wenn man auf Schritt und Tritt zahlte. Selbst ein kleines Mädchen kannte diese Weisheit in Polotzk.

Die Eltern waren vielleicht im Geschäft — gewöhnlich waren sie es, da so ziemlich alle einen Laden hatten. Da hörte ich viel vom Polizeichef und von Steuerbeamten und sonstigen Organen des Zars reden. Zwischen dem Zaren, den ich niemals gesehen, und dem Polizisten, den ich nur allzugut kannte, stellte ich mir eine lange Kette aller möglichen Beamten vor, die alle ihre Hände ausstreckten nach meines Vaters Geld. Ich wußte, daß mein Vater sie sämtlich haßte, aber ich sah doch auch, daß er sich lächelnd verbeugte, wenn er die gierigen Hände füllte. Ich tat auf meine Weise dasselbe. Wenn ich Vanka eine einsame Straße auf mich zukommen sah und gerade in einen Apfel gebissen hatte, hielt ich ihm den entgegen und zwang meine widerspenstigen Lippen zum Lächeln. Dieses falsche Lächeln schmerzte; ich kam mir recht schlecht vor.

In der „guten Stube" hing ein großes farbiges Bild von Alexander III. Der Zar war ein schlimmer Tyrann — ach, wie oft hörte ich es nachts bei geschlossenen Türen und Fenstern leise sagen — er war ein Titus, ein Haman, der geschworene Feind aller Juden. Und doch sah ich sein Bild am Ehrenplatz im Elternhaus. Ich wußte warum. Es machte sich gut, wenn Polizei oder Regierungsbeamte geschäftlich ins Haus kamen.

Eines Morgens ging ich zum Spiel auf die Straße und sah

eine kleine Gruppe Leute um einen Laternenpfahl versammelt. Eine Bekanntmachung war angeschlagen — ein neuer Befehl vom Polizeichef. Ich drängte mich heran und starrte das Plakat an, ohne es lesen zu können. Eine Frau mit einem zerlumpten Schal sah auf mich herab und sagte mit giftigem Lächeln: „Freue dich, freue dich, Kind. Die Polizei befiehlt, daß du dich freust. Von jedem Dach soll heute eine hübsche Fahne wehen, weil der Zar Geburtstag hat und wir ihn feiern sollen. Komm, komm, sieh zu, wie die armen Leute ihre Samowars und Leuchter versetzen, damit sie Geld haben, Fahnen zu kaufen. Heute ist ein Festtag, mein Kind. Freue dich nur!"

Ich verstand sehr wohl, daß die Frau nur höhnte — diese Art Lächeln war mir ganz vertraut —, aber ich folgte ihrem Wink und ging den Leuten beim Fahnenkauf zusehen. Mein einer Vetter hatte eine Kurzwarenhandlung, wo ich ungestört die Vorgänge beobachten konnte. Man steht dicht gedrängt um den Ladentisch, und der Vetter ist mit seinem Gehilfen eifrig damit beschäftigt, Fahnenlängen von rotem, blauem und weißem Zeug abzumessen.

„Wieviel braucht man?" fragt einer. „Gott behüte, daß ich je mehr von der Sünde als von Fahnen weiß," gibt ein anderer zurück. „Wie setzt man sie denn zusammen?" „Braucht man alle drei Farben?" Ein Kunde legt ein paar Kopeken auf den Ladentisch mit den Worten: „Gib mir auch ein Stück Fahne. Mehr Geld habe ich nicht. Ich möchte von dem Roten und Blauen. Für das Weiße zerreiße ich mir mein Hemd."

Ich wußte, daß es kein Scherz war. Die Fahne mußte auf jedem Haus flattern oder der Besitzer wanderte auf die Wache und zahlte 25 Rubel Strafe. Dabei fällt mir die Geschichte von dem alten Weiblein ein, das uns gegenüber in einer zerfallenen Kate hauste. Es war damals, als man gelegentlich des Besuches eines Großfürsten in Polotzk auch wieder zu flaggen befahl.

Die Alte besaß weder Fahne noch Geld. Sie hoffte, der Polizist würde ihre elende Hütte übersehen. Aber dem Wachsamen entging nichts. Er trat mit seinem schweren Stiefel die Türe ein, riß das letzte Kissen von der Lagerstatt, verkaufte es und hißte eine Fahne auf dem halbverfaulten Dach. Ich kannte die Alte gut mit ihrem einen wässerigen Auge und ihren verkrümmten Händen. Ich brachte ihr oft einen Teller Suppe aus unserer Küche hinüber. Als der Polizist ihr das Kissen genommen, blieben ihr nur noch Lumpen auf dem Bett.

Der Zar erhielt stets das Seine, und wenn auch eine ganze Familie dabei zugrunde ging. Da war ein armer Schlosser, der dem Zar dreihundert Rubel schuldete dafür, daß sein Bruder vor seinem Eintritt ins Heer aus Rußland entflohen war. Solche Strafen gab es nicht für die Ungläubigen, sondern nur für die Juden; und ihre ganze Familie mußte für die Summe haften. Nun konnte der Schlosser sein Lebtag nicht soviel Geld aufbringen, auch hatte er nichts zu versetzen. Die Polizei kam und versiegelte den gesamten Hausrat, sogar die Mitgift seiner jungen Frau; und der Erlös dieser Habe brachte fünfunddreißig Rubel ein. Nach einem Jahr kam die Polizei abermals, um den Rest der Schuld zu erheben. Sie legten ihr Siegel an alles, was sie fanden. Die junge Frau lag nach dem ersten Kinde, einem Knaben, im Bett. Am nächsten Tage sollte die Beschneidung stattfinden. Die Polizei ließ nicht einmal ein Laken zurück, um das Kind zur Zeremonie in der Synagoge einzuwickeln!

Manch bitteres Wort mußte ein kleines Judenmädchen in Polotzk hören. „Lug und Trug ist die Welt," hieß es, und die Wahrheit erhellte ein Blick auf das Bild des Zaren oder auf die Fahnen. „Sag nie einem Polizisten die Wahrheit," lautete ein anderes Sprichwort, und ich erkannte, daß es gut riet. Jene Strafe von dreihundert Rubeln bedeutete für den armen Schlosser lebenslängliche Sklaverei, wenn er sich nicht durch irgend einen

Kniff davon befreien konnte. Sobald er wieder ein paar Lumpen zusammen hatte, würde die Polizei dahinter her sein. Die einzige Möglichkeit war, sich unter falschem Namen zu verbergen, wenn es ihm gelingen würde, mit einem gefälschten Paß aus Polotzk zu entwischen. Allenfalls konnte er noch die zuständigen Behörden bestechen, daß sie ihm einen falschen Totenschein für seinen verschollenen Bruder aushändigten. Nur durch Lug und Trug konnte er Frieden für sich und seine Familie erlangen, so lange der Zar hinter seinen Schulden her war.

Man wurde fast schwindlig, wenn man hörte, was man alles für Abgaben und Steuern an den Zaren zu entrichten hatte. Wir zahlten Abgaben für unsere Häuser, für die Mieten, die die Häuser abwarfen, Abgaben auf unser Geschäft, Abgaben auf den Nutzen, den es brachte. Ich weiß nicht sicher, ob wir auch auf unsere Verluste Steuern zu zahlen hatten. Die Stadt erhob Steuern, die Grafschaft, die Staatsregierung; und der Polizeichef kam überhaupt nicht aus dem Hause. Es gab Steuern für die öffentlichen Arbeiten, aber das faulige Holzpflaster wurde von Jahr zu Jahr schlechter; und wenn eine Brücke gebaut werden sollte, wurden wieder Extraabgaben erhoben. Dabei war eine solche Brücke durchaus nicht immer der öffentlichen Benutzung bestimmt. Eine Eisenbahnbrücke über die Dwina, die von Militärs begangen werden durfte, war anderen Leuten nur mit besonderer Erlaubnis zugänglich.

Mein Onkel erklärte mir einmal alle die Steuern, die auf dem Tabak lasteten. Da der Tabak eine Einnahmequelle für die Regierung war, lastete eine hohe Steuer darauf. Zigaretten wurden bei jeder Herstellungsstufe neu besteuert. Erst kam die Steuer auf den Tabak, dann die auf das Papier, dann die auf das Mundstück, und schließlich noch eine Zuschlagstaxe auf das Fertigfabrikat. Nur der Rauch blieb steuerfrei. Das mußte der Zar wohl übersehen haben.

Das Geschäft lag in Wirklichkeit brach, da die Preise der Waren durch die Steuern so in die Höhe gingen, daß die Leute sie nicht bezahlen konnten. Wer am Geschäft etwas verdienen wollte, mußte wohl oder übel schwindeln, d. h. die Regierung um einen Teil der Steuern beschwindeln. Allein solche Manöver waren sehr gefährlich, da der Zar überall seine Agenten hatte. Leute, die Zigaretten ohne Regierungsstempel verkauften, bekamen davon mehr graue Haare auf den Kopf, als Banknoten in die Kasse. Das beständige Risiko, die Sorge und Angst vor nächtlichen Haussuchungen, die vernichtenden Strafen im Falle der Entdeckung lohnten das Geschäft mit Schmuggelware kaum. „Aber was soll man machen?" sagten die Leute mit einem Achselzucken, das die ganze Hilflosigkeit des Ghetto ausdrückte. „Was soll man machen? Man muß doch leben!"

Das Leben war wahrlich nicht leicht. Die dichte Bevölkerung mußte ein Überangebot mit sich bringen. Es gab zehnmal so viel Geschäfte, zehnmal so viel Schneider, Schuster, Barbiere, Klempner, als nötig waren. Ein Ungläubiger, der in Polotzk nicht weiter kommen konnte, besaß doch wenigstens Freizügigkeit. Ein Jude war an den engen Kreis des Ghettos gebunden, wo er überall die gleichen Verhältnisse fand. Außerhalb des Ghettogebietes standen ihm nur einige bestimmte Orte offen nach Zahlung der entsprechenden Schutzgelder, zu denen dann noch ein unversieglicher Strom von Bestechungsgeldern hinzutrat; und selbst dann war er noch von der Gnade des Polizeichefs des Ortes abhängig.

Handwerker hatten nach Erfüllung gewisser Bedingungen das Recht, sich außerhalb des Ghettos anzusiedeln. Das klang mir als Kind recht schön und gut, bis ich erfuhr, wie es in Wirklichkeit um dieses Recht stand. Es war da ein Mützenmacher, der nach Absolvierung einer Prüfung und Zahlung der Gebühren die Erlaubnis erhielt, in einer anderen Stadt zu leben.

Da plötzlich fiel es dem Polizeichef ein, an der Echtheit seiner Papiere zu zweifeln. Der Mützenmacher mußte nach St. Petersburg reisen, wo er die Prüfung bestanden, und sie zum zweiten Male machen. Er gab all die Ersparnisse einer Reihe von Jahren hin, um die Sache zu beschleunigen, aber der bürokratische Zopf hielt ihn zehn volle Monate hin. Als er endlich in die betreffende Stadt zurückkam, war ein neuer Polizeichef eingesetzt, der abermals einen Fehler in dem eben erst ausgestellten Papiere entdeckte, und ihn aus der Stadt auswies. Als er schließlich nach Polotzk kam, gab es hier nunmehr elf Mützenmacher, während nur ein einziger sein Leben verdienen konnte.

Händlern erging es nicht besser als den Handwerkern. Auch sie konnten das Recht erkaufen, entweder dauernd oder zeitweise außerhalb des Ghettos zu wohnen, aber doch nur unter Bedingungen, die keine Sicherheit verbürgten. Ich war stolz auf einen Onkel, der Kaufmann der Ersten Zunft war, aber es kam ihn recht teuer zu stehen. Er mußte eine jährliche feste Summe für den Titel zahlen und außerdem einen gewissen Prozentsatz von seinem Gewinn. Dafür hatte er das Recht, alle Jahr zweimal außerhalb des Ghettogebietes auf Geschäftsreisen zu gehen, solange die Gesamtzeit nicht sechs Monate überschritt. Fand man ihn nach Ablauf dieser Frist noch außerhalb, dann legte man ihm eine Strafe auf, die unter Umständen den Gesamtverdienst der Reise überschritt. Ich sah meinen Onkel in Gedanken vor mir, wie er auf solchen Reisen in Rußland hastete und hastete, um nur in der ihm zugemessenen Zeit fertig zu werden; ich sah einen Polizisten hinter ihm marschieren, der die Tage notierte und die Stunden zählte. Diese Vorstellung war närrisch, aber vieles, was in Rußland geschah, war nicht minder lächerlich.

Es gab Dinge in Polotzk, über die man mit einem Auge hätte weinen, mit dem anderen lachen mögen wie ein Clown.

Während einer Choleraepidemie wurden die städtischen Beamten plötzlich tatkräftig und errichteten Stationen zur Verteilung von Desinfektionsmitteln an das Volk. Ein Viertel der Bevölkerung war bereits gestorben, als sie damit anfingen. Die meisten der Toten waren auch schon begraben; aber es lagen doch noch immer genügend halbverweste Leichen in den verlassenen Häusern. Die Überlebenden, teilweise vor Grauen verstört, schlichen durch die verödeten Straßen, einander ausweichend, bis sie an den Stationen anlangten, wo sie sich um die kleinen Karbolfläschchen stießen und drängten. Viele starben in diesen Schreckenstagen vor Furcht, aber ich glaube, es müssen gar manche auch vor Lachen gestorben sein. Denn nur den Ungläubigen lieferte man Desinfektionsmittel aus. Arme Juden, die nichts mehr besaßen, als ihre frischen Gräber, trieb man von den Stationen weg.

Vielleicht war es nicht recht von uns, daß wir unsere christlichen Nachbarn wie anders geartete Geschöpfe ansahen, aber ein solcher Wahnsinn wie dieser trug nicht dazu bei, sie in unseren Augen menschlicher zu machen. Es war leichter, sich mit dem Vieh im Stall anzufreunden, als mit manchen der Ungläubigen. Kühe, Ziegen und Katzen waren der Güte wenigstens zugänglich und wußten genau, welche Magd freundlich und welche unfreundlich war. Die Ungläubigen machten keine Unterschiede. Ein Jude war ein Jude, den man hassen und anspeien und boshaft behandeln mußte.

Die einzigen Ungläubigen, die neben den wenigen Intelligenten uns nicht durchweg mit Verachtung und Haß begegneten, waren die dummen Landbauern, die selber kaum den Namen Mensch verdienten. Sie lebten mit ihren Schweinen zusammen in schmutzstarrenden Katen, und ihre einzige Sorge ging ums tägliche Brot. Schuld waren sie nicht daran. Die Landgesetze machten sie so arm, daß sie sich selber verkaufen

mußten, um nur ihre Bäuche zu füllen. Was nützte uns der gute Wille solcher elender Sklaven? Für ein Fäßchen Wodka konnte man ihrer ein ganzes Dorf kaufen. Sie zitterten vor dem gemeinsten Städter, und auf den Wink irgend eines langhaarigen Priesters schliffen sie ihre Äxte gegen uns.

Die Ungläubigen hatten ihre Entschuldigungen für alle Bosheit. Sie behaupteten, unsere Händler und Geldverleiher saugten sie aus, und unsere Geschäftsleute gäben falsches Maß. Wer die Juden verteidigen will, sollte das nie ableugnen. Ja gewiß, wir betrogen die Ungläubigen, wo wir es auch immer wagten, weil uns gar nichts anderes übrig blieb. In Anbetracht der ewigen Befehle des Zaren: du darfst das nicht und jenes nicht! blieb den Juden ja kaum etwas anderes übrig, was sie ehrlich tun konnten, als Steuern zahlen und sterben. Hier hatte er uns zusammengepfercht zu Tausenden, wo nur Hunderte leben konnten, und jedes Existenzmittel aufs höchste besteuert. Wenn es in der Steppe zu viele Wölfe gibt, zerfleischen sie sich selbst. Wir hungernden Gefangenen des Ghettos, wir taten nicht anders als die hungrigen Tiere. Aber unsere Menschlichkeit erwies sich darin, daß wir unter unseren Opfern Unterschiede machten. Wo wir nur konnten, schonten wir unsere eigene Sippe und richteten alle List, die die bitterste Not uns eingab, gegen die Rassenfeinde. Ist das nicht anerkannter Kriegsbrauch? Rings von Feinden umgeben, blieb uns kein anderes Mittel. Ein Jude konnte kaum existieren, wenn er nicht bei seinem Geschäft eine doppelte Moral entwickelte, die ihm gestattete, einem Ungläubigen das zuzufügen, was seinem jüdischen Genossen gegenüber schwere Sünde geheißen hätte. Diese geistigen Gebrechen der Stiefkinder des Zaren erklären sich von selbst. Wer einen Blick auf die Ghettogesetze wirft, wird sich nur wundern, daß die russischen Juden noch nicht alle Menschenähnlichkeit verloren haben.

Einen Hauptvorwurf wider uns bildete die Geldgier. Warum konnten die Ungläubigen nicht auch die andere Hälfte der Wahrheit noch erkennen? Ja, wir waren gierig nach Verdienst, nach guten Geschäften, nach Ersparnissen, darauf bedacht, aus jedem Handel den höchsten Nutzen zu pressen. Aber warum? Kannten die Ungläubigen den Grund nicht? Wußten sie nicht, wie teuer wir die Luft zahlen mußten, die wir atmeten? Wenn ein Jude und ein Ungläubiger Wand an Wand ein gleiches Geschäft betrieben, dann konnte sich der Ungläubige wohl mit einem geringeren Profit begnügen. Er brauchte sich ja keinen Permeß zu kaufen, um die Geschäftsreisen machen zu können. Er brauchte nicht dreihundert Rubel Strafe zu zahlen, wenn sein Sohn sich dem Militärdienst entzog. Er hatte es nicht nötig, Anstifter von Pogroms zu besänftigen. Die Gunst der Polizei wandte sich ihm für einen geringeren Preis zu als dem Juden. Seine Natur zwang ihn nicht, Schulen und Wohltätigkeitseinrichtungen zu unterstützen. Christ zu sein kostete nichts; im Gegenteil, es brachte Belohnungen und Privilegien ein. Jude zu sein war ein kostbarer Luxus, dessen Preis Geld oder Blut war. Ist es da verwunderlich, wenn wir unsere Kopeken zusammenscharrten? Was der Schild für den Krieger in der Schlacht, das bedeutete der Rubel dem Juden im Ghetto.

Die Kenntnis solcher Dinge, wie ich sie geschildert habe, gräbt sich tief ein in Körper und Geist. Ich erinnere mich kleiner Kinder in Polotzk, die alte, alte Gesichter hatten, und deren Augen durch Geheimnisse einen starren Ausdruck bekommen. Noch ehe ich die Namen der Jahreszeiten kannte, verstand ich mich aufs Ausweichen und Kriechen und Verstellen. Und ich hatte viel Zeit, über all das nachzudenken, denn ich war ja zur Muße gezwungen. Wenn man mich doch wenigstens hätte zur Schule gehen lassen, aber daran war nicht zu denken.

Es gab keine Volksschule für Mädchen. Selbst wenn meine

Eltern die Mittel gehabt hätten, mich auf eine Privatschule zu schicken, hätte es auch nicht viel genutzt. In den höheren Schulen, die unter Regierungskontrolle standen, wurden jüdische Kinder nur in beschränkter Anzahl aufgenommen, nur zehn vom Hundert, — und selbst die Auserwählten hatten es nicht leicht. Der vorbereitende Lehrer wußte so viel zu erzählen von den Examina, von denen die Aufnahme abhängig war, daß man Furcht bekam. Von allen Seiten hörte man, daß selbst die klügsten jüdischen Kinder durchfielen, wenn dem Examinator ihre Nase nicht gefiel. Man ging also mit den anderen jüdischen Kindern zur Prüfung mit schwerem Herzen im Gedanken an die Nase. Natürlich wurden die jüdischen Kinder besonders geprüft. Ein neunjähriges Judenkind mußte Fragen beantworten, die ein dreizehnjähriges Christenkind kaum verstanden hätte. Aber das tut nicht viel zur Sache. Man war ja auf die Prüfung als Dreizehnjährige vorbereitet und fand die Fragen daher gar nicht schwer. Man schrieb triumphierend die Antworten nieder — und erhielt eine schlechte Zensur. Dagegen war nichts zu machen.

Ich stand oft in meines Vaters Ladentür, kaute an einem Apfel, der kaum noch Geschmack hatte, und sah die jüdischen Kinder von der Schule nach Hause gehen; die Mädchen in netten braunen Kleidern mit schwarzen Schürzchen und kleinen, steifen Hüten, die Jungen in adretten Uniformen mit vielen Knöpfen. Sie hatten alle immer so viele Bücher in ihren Ranzen; sie nahmen sie mit nach Hause und durften lesen und schreiben und allerlei Interessantes lernen. Mir schienen sie Wesen aus einer anderen Welt zu sein. Ich beneidete sie, aber sie hatten, wie ich oft hörte, ihre eigenen Sorgen. Ihr Schulleben bestand in einem unaufhörlichen Kampf gegen die Ungerechtigkeit der Lehrer oder die böswillige Behandlung von seiten der Mitschüler und gegen Schmähungen von allen Seiten her. Diejenigen, denen es durch heldenmütige Anstrengungen und be-

ständiges Glück gelang, die Schule mit Erfolg zu absolvieren, standen vor neuen Hindernissen, wenn sie sich weiterbilden wollten. Man wies sie von den Universitäten meist zurück, denn man ließ auf hundert Ungläubige immer nur drei Juden zu, unter den gleichen schweren Aufnahmebedingungen wie auf den Mittelschulen: besonders schwere Examina, unehrliche Zensurierung oder unverhüllte Willkür bei der Zeugniserteilung. Der Zar wollte uns eben nicht in seinen Schulen haben.

Meine Mutter erzählte davon, daß es einmal, zu der Zeit, als ihre Brüder noch klein gewesen waren, andere Verhältnisse gab. Der damalige Zar hatte eine gute Idee. Er sagte zu seinen Ministern: „Wir wollen das Volk bilden. Wir wollen die Juden mit Hilfe von Volksschulen bekehren. Sie sollen nicht mehr nur in den engen Grenzen ihres hebräischen Wissens bleiben, das sie keine Liebe zum Monarchen lehrt. Gewalt ist zwecklos bei ihnen. Wer unfreiwillig bekehrt wird, wendet sich wieder dem alten Glauben zu, sobald er es wagt. Wir wollen den Weg der Bildung versuchen."

Vielleicht war die friedliche Bekehrung der Juden nicht das einzige Motiv des Zaren, als er überall die Volksschulen erschloß und die Eltern zwang, ihre Kinder in den Unterricht zu schicken. Vielleicht war es auch der Wunsch, gütig und gerecht zu sein, vielleicht hoffte er wirklich, dem Lande so den besten Nutzen zu bringen. Allein die Juden hielten die Volksschulen für Falltüren, die in den Abgrund der Ketzerei führten. Die Lehrer waren ausnahmslos Christen; christlich war, was sie lehrten, und die Vorschriften der Schule liefen, was Schulzeit, Kleidung, Benehmen anlangte, den jüdischen Gebräuchen oft zuwider. Die Volksschulen entrissen die Knaben dem Studium der Heiligen Schriften. Konnte es noch fromme Juden geben, wenn erst ein paar Generationen von Knaben durch die Hände christlicher Lehrer gegangen wären? Es war klar, der Zar ver-

langte nach den Seelen der jüdischen Kinder. Die Kirchentür stand weit geöffnet, um sie aufzunehmen, sobald sie am Ende des Schulkurses angelangt waren. Da erhoben sich alle guten Juden gegen den Schulzwang und versuchten ihre Jungen durch alle möglichen Mittel, gute und schlechte, davon zu befreien. Der Beamte, der das Register der Schulpflichtigen unter sich hatte, wurde reich durch die Bestechungsgelder besorgter Eltern, die ihre Söhne versteckt hielten.

Nach einer Weile wurde der weise Zar anderer Ansicht oder er starb — wahrscheinlich geschah beides —, die Schulen wurden geschlossen, und die jüdischen Knaben konnten ihre hebräischen Studien wieder ungestört treiben, durften vor aller Welt wieder die heiligen „Fransen" tragen und brauchten ihren Mund nicht mehr mit russischen Worten zu verunreinigen.

Später waren es die Juden, die anderen Sinnes wurden — wenigstens viele von ihnen. Da waren sie es, die ihre Kinder in die Schule schicken wollten, um Geschichte und Wissenschaften zu lernen, denn sie hatten entdeckt, daß es in diesen Dingen ebensoviel Wertvolles zu lernen gab, wie in dem Heiligen Gesetz. Wer so dachte, galt als fortschrittlich, aber es fehlte ihnen die Gelegenheit zur Betätigung ihres Fortschritts. Alle Zaren, die zur Regierung kamen, hielten fest an dem alten Gedanken, daß dem Juden keine Tür geöffnet werden sollte — keine Tür aus dem Ghetto, keine Tür aus ihrer Mittelalterlichkeit heraus.

Zweites Kapitel.

Kinder des Gesetzes.

Die Religiosität der Juden im Ghetto. — Der Rebbe. — Der Dajan. — Die Heder. — Mädchenerziehung und Beruf. — Die Ehe. — Aberglauben. — Kastenunterschiede. — Die Hasidim. — Mein Großvater Israel Kimanjer. — Die fromme Lebensführung. — Ein Traum. — Ich bin die Erbin des Traumes.

Wenn ich heute auf die Vergangenheit zurückschaue, dann sehe ich innerhalb des Mauerringes, den die wachsame Polizei um die Stätte meiner Geburt gezogen, noch eine höhere, stärkere, noch undurchdringlichere Mauer; die Mauer, die der Zar mit all seinen Helfern nicht wanken machen, die selbst die Priester mit ihren Marterwerkzeugen nicht durchbrechen, die Pöbelmassen mit ihren Feuerbränden nicht zerstören konnten. Diese Mauer innerhalb der anderen ist die religiöse Integrität der Juden; eine Brustwehr, die die Gefangenen des Ghetto wider ihre Wärter errichtet haben; eine Festung, erbaut aus den Trümmern ihrer verwüsteten Häuser, auszementiert mit dem Blute ihrer ermordeten Kinder.

In der allseitigen Umzingelung, in der Unterdrückung jedes vernünftigen Strebens, klammerte sich der fast aller Menschenrechte beraubte russische Jude an das Einzige, was ihn niemals im Stiche ließ — an seinen alten Gottesglauben. Im Studium der Thora fand er Balsam für alle seine Wunden; seine geistigen Bedürfnisse stillte die peinliche Erfüllung der traditionellen Riten; und der Traum von der Wiederaufrichtung Jerusalems ließ ihn die Umwelt vergessen.

Wenn wir am Sabbat oder an einem Festtage in der Synagoge, dem Mittelpunkt unserer Welt, zusammenkamen, was kümmerte es uns, welcher Zar auf dem Throne saß, was

für schlechte Berater ihn beschwatzten? Sie beschäftigten die Einkünfte des Staates, die Politik und allerlei andere Nichtigkeiten, während wir darauf bedacht waren, unseren alten Bund mit Gott zu erneuern, auf daß sein Versprechen an die Welt in Erfüllung ginge und er mit seiner Gerechtigkeit die Völker überschüttete.

Schon zeitig wurden an den Freitagnachmittagen die Läden und Marktbuden geschlossen. Der Lärm des Handels verstummte, der Staub der Sorgen legte sich, und Sabbatfrieden lag über den stillen Straßen. Keine Hütte war so ärmlich, daß nicht der Schein einer Sabbatkerze in der Dämmerstunde das Fenster erhellte und jeden Wanderer erkennen ließ, daß der Geist Gottes Einzug gehalten unter dem niedrigen Dache.

Angst und Sorge und Heftigkeit fielen wie Masken von jedermanns Antlitz. Augen, noch von Tränen getrübt, leuchteten auf vor tiefer Freude. Wo immer sich ein Haupt über eine Seite der Heiligen Schrift beugte, dort ruhte auch der Widerschein der Gegenwart Gottes.

Allein nicht nur an Festtagen, auch während des Alltags lebten wir nach dem Gesetz Mose. Wie wir es mit dem Essen, mit dem Waschen, mit der Arbeit halten sollten, alles stand geschrieben, und wir mühten uns, das Gesetz zu erfüllen. Das Studium der Thora war die geachtetste aller Beschäftigungen, und wer ihr oblag, der angesehnste aller Männer.

Mein Gedächtnis reicht nicht bis in die Zeit zurück, wo ich noch nicht wußte, daß Gott die Welt erschaffen und Lehrer eingesetzt habe, die dem Volke wiesen, wie es auf der Welt zu leben habe. Erst kam Moses und nach ihm all die großen Rabbis bis herab zum Rebbe von Polotzk, der Tag für Tag in den heiligen Büchern las, so daß er für alle meine, meiner Eltern und unserer Freunde Zweifel immer Rat wußte. Wenn meine Mutter ein Huhn ausnahm und irgend etwas Übles darin fand — eine

Verletzung oder einen Makel, der nicht sein sollte — dann wurde das Mädchen damit zum Rebbe geschickt, und ich lief mit, um zu sehen, wie der Rebbe in seinen großen Büchern nachschlug. Und wie er entschied, es war immer gut. Wenn er das Huhn „treife" erfand, durfte ich nichts davon essen, nein, und wenn ich am Verhungern gewesen wäre. Und der Rebbe wußte in allem Bescheid: wann man reisen, wann man seine Geschäfte erledigen, wann man heiraten oder wann man das Geschirr zu Passah reinigen sollte.

Ein anderer großer Lehrer war der Daijan. Er hörte die Klagen der Leute an und schlichtete ihren Streit nach dem Gesetz, damit sie nicht vor das Gericht der Ungläubigen zu gehen brauchten. Die Ungläubigen waren falsch, Richter, Zeugen und alle andern. Sie begünstigten den Reichen gegen den Armen, den Christen gegen den Juden. Der Daijan gab immer gerechten Spruch. Selbst Nohem Rabinowitsch, der reichste Mann in Polotzk, hätte nie unbegründet gegen eine Dienstmagd Recht bekommen.

Neben dem Rabbi und dem Daijan gab es noch andere Männer, deren Beruf als heilig galt: der Schohat, der mit dem Schlachten des Viehs und des Geflügels Bescheid wußte; der Hazan und die übrigen Synagogenbeamten; die Lehrer des Hebräischen und deren Schüler. Es kam nichts darauf an, ob der Betreffende arm oder reich war, man mußte ihn hochhalten und über andere stellen, weil er in der Schrift bewandert war.

In der Synagoge saßen eine Reihe Männer den ganzen Tag über den Schriften, studierten und diskutierten vom frühen Morgen bis man des Abends die Kerzen brachte, und dann noch so lange, bis die Kerzen niedergebrannt waren. Sie durften ihre Zeit mit nichts anderem verschwenden, wenn sie wirklich große Gelehrte werden wollten. Die meisten von ihnen waren in Polotzk fremd und hatten außer der Synagoge überhaupt

kein Heim. Sie schliefen auf Bänken, auf Tischen oder auf dem Fußboden; sie nahmen ihr Mahl zu sich, wo sich ihnen gerade Gelegenheit bot. Sie waren von fernher gekommen, nur um bei den guten Lehrern in Polotzk lernen zu können, und die Polotzker waren stolz darauf, sie zu unterstützen, indem sie ihnen Essen und Kleidung brachten und bisweilen auch Geld, damit sie in den Ferien in die Heimat reisen konnten. Schließlich kamen die armen Studenten in so großer Zahl nach Polotzk, daß es nicht genug reiche Familien gab, die für alle hätten sorgen können. So kamen manche in große Not. Man konnte solch einen Studenten sofort an seiner Blässe und Magerkeit aus der Menge heraus erkennen.

Auch wir hatten fast immer einen armen Studenten zu Tisch. Er wurde für den und den Tag angemeldet, und meine Großmutter trug Sorge, daß dann etwas besonders Gutes auf den Tisch kam. Es war meist ein recht schäbiger Gast, der sich mit uns zu Tisch setzte, aber wir Kinder betrachteten ihn voller Ehrfurcht. Großmutter hatte uns gesagt, daß es ein „Lämden" war, und wir sahen schon in der Art, wie er seinen Kohl aß, etwas Heiliges.

Zwar konnte nicht jeder hoffen, ein Rabbi zu werden, aber man ließ doch keinen jüdischen Knaben ohne alle Kenntnis des Hebräischen aufwachsen. Selbst bei den geringsten Einkommen mußte Geld gefunden werden für den Unterricht der Söhne. Sonst wäre es eine Schande für die ganze Familie, ja für die entferntesten Verwandten gewesen. Die Söhne der Armen kamen in eine Freischule, die aus den Spenden frommer Leute unterhalten wurden. So kam auch jeder Knabe, sobald er nur reden konnte, in die Heder, die hebräische Schule; und gewöhnlich blieb er dort bis zur Konfirmation, im dreizehnten Jahr, oder noch länger, je nachdem ihn Ehrgeiz oder Begabung dort hielt. Mein Bruder war fünf Jahre alt, als er seine Studien begann.

Er wurde am ersten Tage unter einem Gebetschal in die Heder getragen, damit nichts Unreines seinem Blick begegnete, und bekam einen Kuchen geschenkt mit der Aufschrift in Honig: „Die Thora, die Hinterlassenschaft Mose ist das Erbe der Kinder Jakobs."

Ein Junge, der in die Heder gekommen war, wurde zum Helden der Familie. Bei Tisch erhielt er vor den anderen Kindern zu essen, und nichts war zu gut für ihn. War die Familie sehr arm, dann mußten alle die Töchter barfuß gehen, aber der Hederjunge mußte Stiefel haben; er mußte seinen Teller heiße Suppe essen, wenngleich die anderen nichts als trocken Brot hatten. Wenn am Sabbatnachmittag der Rebbe (Lehrer) kam, um den Jungen vor der ganzen Familie zu überhören, nickten alle um den Tisch herum befriedigt, wenn er sein Pensum gut hersagen konnte, und man gab ihm eine große Schüssel Kompott und er wurde gelobt, gesegnet und verhätschelt. Kein Wunder, daß er in seinem Morgengebet sagen konnte: „Ich danke Dir, Herr, daß Du mich nicht als Weib erschaffen." Ein Mädchen galt nicht viel. Mädchen konnten ja nicht in die Schule und Rebbe werden.

Öfters ging ich zu meinem Bruder in die Heder, um ihm sein Essen zu bringen, und sah zu, wie die Knaben lernten. Sie saßen auf ihren Bänken um einen großen Tisch herum, natürlich mit dem Hut auf dem Kopf; die Gebetsfransen hingen unter den Oberröcken hervor. Am Ende des Tisches saß der Rebbe und überhörte zwei oder drei Knaben, die den gleichen Abschnitt lernten, und wies mit seinem Zeigestock auf die Schrift, damit sie nicht den Faden verloren. Jeder las laut. Die Kleinsten sagten in einem singenden Ton das Alphabet auf, und die Fortgeschrittenen lasen das Ihrige ebenfalls singend, aber in einer anderen Tonhöhe. Jeder versuchte den anderen zu übertönen. Die artigen Jungen erhoben ihre Blicke vom Buche nur, wenn

sie an den Rebbe eine Frage zu stellen hatten, die unartigen gafften im Zimmer umher und traten sich unter dem Tisch, bis der Rebbe sie dabei überraschte. Er hatte ein Lineal, mit dem er die Ungezogenen auf die Fingerknöchel schlug, und in der Zimmerecke stand an die Wand gelehnt ein langer Birkenstecken für die Schüler, die ihre Aufgaben nicht lernen wollten.

Die Jungen kamen noch vor neun Uhr morgens in die Heder und blieben bis abends acht oder neun dort. Dumme Schüler, die ihre Aufgaben nicht bewältigten, mußten oft bis zehn bleiben. Um Mittag war eine Stunde frei zum Essen und zum Spielen. Die Artigen spielten ruhig an ihren Plätzen, aber die meisten liefen aus dem Zimmer, tobten und schrien und balgten sich.

Die Jungen in der Heder taten nichts, was ich nicht auch hätte leisten können — wäre ich nicht ein Mädchen gewesen. Für ein Mädchen genügte es, wenn es die Gebete auf Hebräisch lesen und mit Hilfe der jiddischen Übersetzung am Fuß der Seiten den Sinn verstehen konnte. Es dauerte nicht lange, bis man so viel konnte — ein paar Semester Unterricht von einer „Rebbetzin", der Lehrerin, und nachher durften die Bücher beiseite gelegt werden.

In Wahrheit war die mütterliche Küche das Schulzimmer für die Mädchen. Dort lernten sie Backen, Kochen, Haushalten, Stricken, Nähen und Sticken, auf dem Land auch Spinnen und Weben. Und während die Hände zu tun hatten, sprach die Mutter belehrend von den Regeln, nach denen ein frommer jüdischer Haushalt geführt werden mußte, und von den Pflichten einer jüdischen Gattin. Selbstverständlich rechnete jedes jüdische Mädchen mit einer Verheiratung. Zu einem anderen Zweck war sie ja nicht geboren.

Und wie früh mußten sie oft die fromme Bürde der Ehe auf sich nehmen! Heute spielt man noch Pfänderspiele mit den

lachenden Freundinnen und morgen wird man schon in dem Kreis vermißt. Der Schadchen, der schon seit Monaten die hausfraulichen Talente, die Frömmigkeit, Schönheit und Mitgift unter den Familien mit heiratsfähigen Söhnen gepriesen, hatte sie zu einer Besprechung gerufen. Die Eltern haben nichts an dem vom Schadchen vorgeschlagenen Schwiegersohn auszusetzen. Es ist also endlich so weit, daß man das Mädchen herbringt, damit ihre zukünftigen Schwiegereltern sie prüfen und abschätzen können. Wenn die Verhandlungen weiter glatt verlaufen, wird der Ehekontrakt unterschrieben, durch die Hände der beiderseitigen Eltern Geschenke unter den beiden Verlobten ausgetauscht, und alles, was der Braut von ihrer Mädchenzeit übrig bleibt, ist die Spanne Zeit für die emsigen Vorbereitungen zur Hochzeit.

Wenn das Mädchen wohlhabend ist, so ist es eine glückliche Zeit, die mit Besuchen bei Tuchhändlern und Schneidern hingeht. Man sammelt Leinen und Federbetten, kauft das Kupfer- und Messinggerät. Die ehemaligen Spielkameraden kommen die Mitgift in Augenschein nehmen und betasten neidisch die Seiden- und Samtstoffe, die für die Braut bestimmt sind. Die glückliche Heldin probiert vor dem Spiegel die Kleider an und errötet bei den Hinweisen auf den Hochzeitstag. Und auf die Frage: „Wie gefällt dir dein Bräutigam?" erwidert sie: „Wie sollte ich es wissen? Es war am Verlobungstag eine solche Menge Leute da, daß ich ihn nicht sehen konnte!"

Bei uns Ghettojuden war die Ehe ein Sakrament. Eine zahlreiche Familie gründen hieß Gott dienen. Jeder Jude und jede Jüdin betrachteten es als ihre Pflicht, das alte Versprechen an Jakob zu erfüllen helfen, daß sein Same über die ganze Erde gestreut sein sollte. Daher war Elternschaft der hohe Zweck des Lebens. Aber während die Männer sich außer diesen Pflichten noch mit dem Studium der heiligen Schriften abgeben konnten,

war die einzige Aufgabe des Weibes Mutterschaft. Im Zusammenhang damit konnte einem Mädchen kein größeres Unglück drohen, als daß es nicht unter die Haube käme. Und dieses Mißgeschick abzuwenden, strengten das Mädchen und ihre Familie bis zu den entferntesten Verwandten alle ihre Kräfte an durch Beitrag an ihrem Brautschatz, durch Verheimlichung ihrer Fehler vor dem Heiratsvermittler, durch Beten und Fasten, auf daß Gott ihr einen Gatten sende.

Nicht nur mußten alle Kinder einer Familie vermählt werden, sondern sie mußten sich auch in der Reihenfolge ihres Alters verheiraten. Eine jüngere Tochter durfte auf keinen Fall vor einer älteren in die Ehe treten. Wenn die ältere Tochter einer Familie keine Gnade vor den Augen der in Aussicht genommenen Schwiegermutter fand, konnte dies ein ganzes Haus voll Mädchen in ihrer Verheiratung aufhalten.

Eine Kusine von mir äußerte die pflichtvergessene Absicht, sich vor ihrer ältesten Schwester zu verehelichen, die unglücklich genug war, von einer zukünftigen Schwiegermutter nach der anderen zurückgewiesen zu werden. Mein Onkel befürchtete, daß die Jüngere, eine kräftige, selbstbewußte Natur, ihren Plan ausführen und dadurch ihre unglückliche Schwester ins Elend stürzen würde. Daher schloß er eilends einen Vertrag mit einer Familie, die gesellschaftlich weit unter ihm stand, und das Mädchen wurde in aller Hast mit einem jungen Menschen verheiratet, von dem man nicht viel mehr wußte, als daß er eine Anlage zur Schwindsucht hatte.

Diese Veranlagung war zu einer Zeit, da der Aberglaube noch mehr im Schwang war, als die Wissenschaft, nichts so Entsetzliches. Auf einen Kranken in Polotzk, der einen Arzt konsultierte, kamen zehn, die sich an einen Bader und Wundarzt wandten. Hatte meine Mutter hartnäckiges Zahnweh, über das die altehrwürdigen Hausmittel nicht Herr wurden, so begab

sie sich zu Dwosche, der frommen Frau, die mit Hilfe von Feuerstein und Stahl und einem geheimen Gebet kurierte, zu dem sie Funken schlug. Während einer Scharlachepidemie schützten wir uns dadurch, daß wir ein Stück rotwollenes Band um den Hals trugen. Um vor dem bösen Blick gefeit zu sein, nähte man etwas Salz und Pfeffer in die Ecke einer Tasche ein. Es gab glückverheißende Zeichen und Träume, Geister und Kobolde, eine grausliche Sammlung, die unsere Vorfahren bei ihren Wanderungen aus dem Geisterglauben von ganz Asien und Europa zusammengelesen hatten.

Veraltet wie unsere volkstümlichen Narrheiten war die ganze Organisation unserer kleinen Gesellschaft. Eine strenge Kasteneinteilung betonte die sozialen Unterschiede der unter sich fest geschlossenen Familiengruppen. Die Reichen sahen auf die Armen herab, die Händler auf die Handwerker, und dort gab es wieder verschiedene soziale Abstufungen. Eine Schustertochter wäre nie von eines Ladenbesitzers Sohn geehelicht worden, es sei denn, daß sie eine ausnahmsweise große Mitgift erhielt. Aber selbst dann mußte sie sich darauf gefaßt machen, von ihren Schwägerinnen oder angeheirateten Kusinen ihr Lebtage über die Achsel angesehen zu werden.

Es gab nur eine einzige Eigenschaft, die einen Menschen über den angeborenen Stand hinaus erhöhte, und das war die Gelehrsamkeit. Selbst der Junge, der in der Gosse geboren war, konnte damit rechnen, in die Häuser der Reichen aufgenommen zu werden, wenn er Klugheit und Lust zum Lernen besaß. Ein armer Schüler wurde auf dem Heiratsmarkt auch dem reichsten Ignoranten vorgezogen. Unsere Großmütter pflegten zu sagen: „Ein Junge, der was weiß, ist mehr wert als ein Mädchen, die was hat."

Aber auch die ungelehrte Frömmigkeit hatte ihren nicht minder bedeutenden Wert in den Augen der guten Familien.

Das galt besonders für die Hasidim, eine Sekte von Enthusiasten, die religiöse Exaltation höher schätzten als Schriftgelahrtheit. Ekstase im Gebet und ungezügelte Fröhlichkeit an den religiösen Festtagen machten den Hasid zum Helden vor seinesgleichen. Meines Vaters Großvater war, obwohl er gerade so viel Hebräisch konnte, um anderen die Anfangsgründe beizubringen, weitberühmt wegen seines heiligen Lebens. Israel Kimanjer hieß er überall nach dem Dorfe Kimanje, wo er lebte. Wer auch nur ganz entfernt mit ihm verwandt war, berief sich mit Stolz darauf. Israel war arm, fast bettelarm, aber er betete reichlicher als andere, übte peinlich alle Gebräuche, die das Gesetz nannte, teilte seine letzte Brotkruste mit jedem Bettler, dem er begegnete, und saß nächtelang auf in Zwiesprache mit Gott. In seiner Familie gab es Landhausierer, halbverhungerte Handwerker und Taugenichtse; allein der Ruf seines frommen Wandels erhob die gesamte Familie; er war eben ein Zaddik, ein Mann der Frömmigkeit. Als sein Enkel, mein Vater, heiraten wollte, rühmte er sich seiner direkten Abstammung von Israel Kimanjer und hatte so die Wahl unter den Töchtern der besten Familien.

Wer weiß, ob nicht heute noch das kleine Häuschen steht, das die frommen Juden von Kimanje und den Nachbargemeinden meinem Urgroßvater nun schon vor fast einem Jahrhundert erbaut haben. Er war zu arm gewesen, um es sich selbst zu bauen; daher sammelten die guten Leute, die ihn verehrten, unter sich die wenigen Rubel, so schwer es ihrer Armut auch fiel, kauften ein Grundstück und bauten das Haus. Ja, sie bauten es mit eigenen Händen, denn Arbeiter zu nehmen waren sie zu arm. Sie trugen die Balken und Bretter auf ihren Schultern herbei, sangen und tanzten auf den Wegen, wie sie zu singen und tanzen pflegten, wenn in der Synagoge die Schrift gezeigt wurde. Sie schleppten und sägten und hämmerten, bis der letzte Nagel an seinem Platze saß; und als sie den heiligen Mann

in sein neues Heim führten, war der Jubel größer als bei der Krönung eines Zaren.

Dies Bauwerk sollte eigentlich zur Erinnerung an eine Art von Idealismus, wie er sich wohl selten außerhalb des Ghettos findet, erhalten werden. Wo lag die Quelle der Begeisterung, der meines Großvaters Haus sein Erstehen verdankt? Was war der Kern unter der Schale des äußerlichen Judentums im Ghetto? Die Religion dieser Fanatiker war, wenn man sie von der grotesken Maskerade äußerer Formen und vom mittelalterlichen Aberglauben befreite, der höchst einfache Glaube, daß Gott lebte, von Ewigkeit gelebt hatte und in Ewigkeit leben würde, und daß sie, die Kinder Jakobs, auserwählt wären, sein Gesetz zu tragen in alle Lande. Unter den ungeheuren Wälzern der Talmudisten und Kommentatoren lagen unangetastet die Tafeln Mose. Aus dem Labyrinth der Kabbala fand die reine Lehre des alten Judentums ihren Weg in die Herzen der Gläubigen. Sekten und Schulen mochten erstehen und wieder verfallen, mochten mit dem Lärm ihrer Dispute die Ohren der Einfältigen betäuben, immer noch hörte der Jude, der mit seiner Seele allein blieb, die Stimme des Gottes Abrahams. Propheten, Messiasse, Wundertäter mochten auftreten, der Jude blieb sich stets bewußt, daß es zwischen ihm und Gott keines Mittlers bedurfte, daß er so gut wie die Millionen seiner Stammesbrüder seinen Teil am Werke Gottes zu verrichten hatte. Und dieses innige Verhältnis zu Gott war auch die Quelle der Kraft, die die Juden alle Leiden des Ghettolebens ertragen ließ. Bewußt oder unbewußt identifizierte sich das Judentum mit der Gerechtigkeit auf Erden. So allein konnten sie zu Helden werden, die unzähligen Tyrannen trotzten.

Leere Formen allein hätten es nicht zuwege gebracht, daß Kinder, die kaum der Mutterbrust entwöhnt waren, willig zu Märtyrern wurden. Der feurige Busch, der Moses einst ge-

blendet, schickte noch immer sein Licht in die Düsternis der Ghettokerker. Trotz allen Mummenschanzes, aller Zeremonien und symbolischen Zutaten war für die Juden der eigentliche Gegenstand der Verehrung das Antlitz Gottes.

Den Beweis dafür haben oftmals die geführt, die, dem Ghetto entronnen, vom plötzlichen Besitz der Freiheit berauscht, sich mühten, mit einem Ruck die alten Bande zu zersprengen. In der Sehnsucht, völlig in der neuen besseren Umwelt aufzugehen, entschlossen sie sich zu einer Abkehr von den alten Ansichten, Gefühlen und Gebräuchen. Sie freuten sich ihrer Wandlung und frohlockten, weil sie meinten, daß auch das letzte Zeichen ehemaliger Knechtschaft von ihnen abgefallen sei. Und dann, an dem Tag, wo den Juden irgend eine scharfe Probe aufrüttelte, ließ er seinen erschreckten Blick die Tiefen seiner Seele durchdringen, und da fand er das Bildnis des Gottes seiner Väter eingegraben.

Fröhlich klangen die Geigen bei der Hochzeit meines Vaters, der der Enkel war Israel Kimanjers, seligen Angedenkens. Die frömmsten Männer in Polotzk tanzten die ganze Nacht hindurch. Ihre Ohrlöckchen tanzten, und es tanzten die langen Rockschöße in frommer Ekstase. Unter die Geladenen mischten sich Schwärme von Bettelvolk, denn sie wußten, daß es leicht etwas zu holen gab, wenn so viele Herzen weich wurden in Frömmigkeit. Der Spaßmacher übertraf sich selbst mit seinen gelungenen Anspielungen auf Freunde und Verwandte, die auf seine lustige Aufforderung hin die Hochzeitsgeschenke heranbrachten. Die sechzehnjährige Braut unter dem dichten Schleier, der sie fast erstickte, errötete heimlich, als die zahlreichen Trinksprüche auf ihre zukünftigen Söhne und Töchter ausgebracht wurden. Die ganze Stadt war voll Freude, denn der fromme Sproß eines frommen Geschlechtes hatte ein frommes Weib gefun-

den, und ein junges Reis am Baume Judah sollte Frucht tragen.

Die Wiegenlieder, die mir meine Mutter sang, behandelten erlauchte Dinge. Ich hörte die Namen Rebekka, Rahel und Leah ebenso früh wie die Namen meines Vaters, meiner Mutter oder meiner Kinderfrau. In meine Kinderseele klangen die schwermütigen und hehren Weisen, die meine Mutter von der alten Heimat Palästina und von der Zerstörung Zions klagend sang. Mit der ersten Kinderklapper, die man mir gab, sprach man ein Gebet über mich: die Bitte, daß ein frommer Mann mich zum Weibe nehmen, daß ein Messias sein möchte unter meinen Söhnen.

Träume waren mein täglich Brot, Prophezeiungen meine Lehrer. Man schulte mich, mystische Dinge zu sehen und zu hören, Dinge, die nur verfeinerte Sinne wahrnehmen können. Man lehrte mich, mich eine Prinzessin zu nennen, denn man gedachte meiner Ahnen, die über Völker geherrscht. Wenngleich ich im Kleide der Verbannten einherging, fühlte ich den goldenen Reif auf meiner Stirne. Rohe Feinde mochten mich unterdrücken, ungerechter Haß mich hundertfach überhäufen, ich stand auf und trug den Kopf hoch, denn ich war mir sicher, daß ich schließlich doch den verlorenen Weg aus der Verbannung heimfinden würde in mein Königreich. Er, der meine Vorfahren sicher durch tausend Gefahren geführt, war auch meines Weges Leuchte. Gott brauchte mich, und ich brauchte ihn. Gemeinsam war unser Werk nach dem Geheiß des Alten Bundes.

Dieses Traumes Erbin war ich wie jedes wehmütige Ghettokind. Er war der lebendige Kern des Samens, den ich herausschälen lernte aus der rauhen Schale, in der man mir dieses Erbstück gereicht. Und was ist die Frucht solcher Saat, zu welchem Ziele führen solche Träume? An mir ist es zu antworten, und meine Worte sollen wahr und tapfer sein.

Drittes Kapitel.

Meiner Eltern Elternhäuser.

Jüdische Namengebung. — Mein Stammbaum. — Lebe, der Schankwirt. — Hajim, der Glaser. — Mein Großvater Joseph. — Meine Großmutter Rahel. — Mein Vater. — Er treibt Studien. — Seine erste Verlobung. — Seine zweite Wahl: Hannah Hajie. — Geschichte der mütterlichen Familie. — Mein Großvater Raphael. — Meine Großmutter Deborah. — Ihre Schwester Hode. — Meine Mutter. — Ihr Lerneifer und ihre Geschäftstüchtigkeit. — Großtante Hode will sie adoptieren. — Ihr Heiratsplan für sie. — Meine Mutter wehrt sich dagegen und wird mit einem anderen verheiratet. — Die Verhandlungen.

Zu den mittelalterlichen Gebräuchen, die das Ghetto beibehalten hat, obwohl sie die übrige Welt längst vergessen, gehörte die Sitte, irgendwelche volkstümliche Beinamen statt der richtigen Familiennamen anzuwenden. Die Familiennamen fanden sich nur in offiziellen Dokumenten wie zum Beispiel den Reisepässen. Zumeist kannte man die Leute nur nach ihren Spitznamen, die prosaisch oder poetisch waren, und sich nach ihrem Beruf, ihren körperlichen Eigentümlichkeiten oder sonstigen Merkmalen bildeten. Unter meinen Nachbarn in Polotzk befanden sich Jankel, der Perückenmacher, Mulje, der Blinde, Mosche, der Sechsfingerige. Und die Angehörigen des Betreffenden wurden gleichfalls nach ihnen genannt wie beispielsweise: „Mirele, die Nichte des sechsfingerigen Mosche."

Ich will meinen Stammbaum zeichnen, mein Wappenschild zeigen, damit man sehen kann, was für Männer ihm die Zeichen gegeben haben, an denen man mich erkennen konnte. Ich will der Bildung meines Namens in den Ghettochroniken nachgehen.

In dem Dorfe Juchowitsch, etwa sechzig Werst hinter Polotzk, erinnerte sich der Älteste des Ortes noch meines Vaters Urgroßvaters, als mein Vater noch ein Junge war. Lebe, der

Schankwirt, hieß er, und kein Flecken ruhte auf seinem Namen. Sein Sohn Hajim erbte sein Geschäft, wurde aber später Glaser, wobei er eine Vielseitigkeit entwickelte, die es ihm ermöglichte, seine allzu geringen Einnahmen zu vermehren.

Hajim, der Glaser, soll ein wohlansehnlicher Mann gewesen sein, ein guter Berater in allen häuslichen Fragen und ein Ehrenmann. Rahel Leah, seine Frau, galt als praktisch und ihr Ruf überragte noch den seinen. Sie war die Ratgeberin des ganzen Dorfes in jeder schwierigen Lebenslage. Mein Vater hat seine Großmutter als eine hochgewachsene, saubere, schöne alte Frau in Erinnerung, die stets tatkräftig und selbständig war. Da es zu ihrer Zeit noch keine Atlasbänder und Spitzenhauben gab, trug Rahel Leah einen stattlichen Knupf, einen Turban, über dem kurzgeschorenen Haar. Am Sabbat und an den Feiertagen ging sie in einem langen, glatten Mantel, der ihr vom Kinn bis zu den Füßen reichte, zur Synagoge. Sie trug ihn nur übergeschlagen, so daß der eine Ärmel lose hing, aber mit Würde.

Hajim zeugte Joseph, und Joseph zeugte Pinkus, meinen Vater. Ich muß wohl auch den Stoff betrachten, aus dem ich wurde.

Joseph übernahm das Gewerbe, den guten Namen und das schmale Erbe seines Vaters und hielt die Familientradition der ehrlichen Armut aufrecht bis an sein Ende. Übrigens wußte Juchowitsch von keinem einzigen Mitglied unserer Familie, das nicht bis zu den Ohrlocken in Armut gesteckt hätte. Aber das war nichts Außergewöhnliches in Juchowitsch. Das ganze Dorf war nahezu bettelarm.

Joseph war ein mittelmäßiger Arbeiter, ein mittelmäßiger Schriftgelehrter und ein mittelmäßiger Hasid. Nur eins zeichnete ihn aus, und das war seine mürrische Laune. Unfreundlich war er nicht, aber sein Temperament ließ ihn bei der geringsten

Gelegenheit aufbrausen, und selbst in seinen besten Stimmungen fand er sehr wenig Gefallen an der Welt. Er kehrte das alte Sprichwort um, nach dem es heißt, jede schwarze Wolke flöge auf hellem Grunde. Seine Lebensverhältnisse boten ihm auch Grund genug zu solchem Pessimismus. Ein frohes Gemüt war kaum unter all seinen Nachbarn zu finden. Zudem muß ihm von Natur aus ein gewisses Quantum Düsterkeit inngewohnt haben. Nicht minder als er der Welt mißtraute, mißtraute er sich selber. Das machte ihn im Umgang mit den anderen ungeschickt und verlegen. Meine Mutter erzählt, daß er bei der Hochzeit seines einzigen Sohnes, meines Vaters, die ganze Nacht lang in einer Ecke gesessen habe, ohne auch nur ein einziges Mal die Miene zu einem Lächeln zu verziehen, während die übrige Gesellschaft tanzte, lachte und fröhlich war.

Vielleicht hatte Joseph selbst erst in dem für einen Juden hohen Alter von fünfundzwanzig Jahren geheiratet, weil er auch gegen die Ehe sich des Mißtrauens nicht erwehren konnte. Schließlich wählte er sich eine Waise zum Weibe, die ebenso arm war wie er, nämlich Rahel, die Tochter Israel Kimanjers, seligen Angedenkens.

Ich kannte meine Großmutter als eine so heitere, sanfte Seele, daß ich sie mir nur als lustige Braut denken kann. Man sollte meinen, daß mein Großvater in ihrer Gesellschaft große Befriedigung gefunden habe, denn ihre Bemühungen, ihn die Welt durch rosenrote Brillengläser sehen zu lassen, müssen ihm oft Gelegenheit gegeben haben, all sein Mißgeschick aufzuzählen. Aber nach allem, was man weiß, war er auch da noch nicht zufrieden, und wenn er seine Frau nicht unglücklich machte, geschah es wohl nur, weil er sehr viel aus dem Hause war. Ja, er war eigentlich nie zu Hause. Denn ein Glaser, selbst wenn er noch ein besserer Arbeiter gewesen wäre als mein Großvater, hätte in Juchowitsch allein nicht bestehen können. So ging er

denn über Land hausieren und trieb seinen Handel zwischen Polotzk und Juchowitsch, wobei er sämtliche kleinen einsamen Nester an der Landstraße mitbesuchte. Wenn er für fünfzehn Rubel Waren aus Polotzk mitbrachte, war es schon viel. Sie bestanden zumeist aus billigen Töpferwaren, Tabak, Zündhölzern, Stiefelwichse und Wagenschmiere, die er gegen ländliche Produkte wie Korn in kleinen Mengen, Borsten, Lumpen oder Knochen umtauschte. Geld kam selten in seinen Handel.

Ein rauhes Leben führte mein Großvater. Er mußte zu jeder Jahreszeit auf der Landstraße liegen, mußte in rauchigen, kleinen Gasthöfen absteigen, ja, manchmal sogar froh sein, wenn er in einem Bauernhaus Aufnahme fand, wo die Schweine den Raum mit den Menschen teilten. Es war schon ein Zeichen, daß das Geschäft gut ging, wenn er zu den Feiertagen etwas Mehl für einen Kuchen mit heimbrachte und genug Geld, um seinen Sonntagsrock aus dem Leihhaus zu holen. Übrigens wurden der Rock und auch die Leuchter schon am ersten Werktag nach dem Fest regelmäßig wieder versetzt, denn dem Joseph aus Juchowitsch kam es nicht zu, sich mit eitlem Reichtum zu umgeben.

Es muß aber zu Juchowitschs Ehren lobend erwähnt werden, daß mein Großvater nicht ein einziges Mal vom Gottesdienst fernzubleiben brauchte, weil er seinen einen guten Rock nicht gehabt hätte. Sein Nachbar Isaak, der Pfandleiher des Ortes, weigerte sich niemals, auch wenn das nötige Geld fehlte, ihm am Sabbatabend den Rock auszuhändigen. Viele Sonntagsröcke außer dem meines Großvaters und viele Leuchter außer denen meiner Großmutter verbrachten die meiste Zeit ihres Daseins unter Isaaks Dach, des Tages harrend, wo man sie einlösen würde. Aber Isaak lieferte sie an den Sabbat- oder Feiertagen regelmäßig ihren Eigentümern aus, ob sie mit leeren Händen kamen oder nicht; und nach den Festtagen brachten die

dankbaren Eigentümer sie prompt zu neuer Verbannung zurück.

Während mein Großvater also von Straße zu Straße zog, führte meine Großmutter ihren bescheidenen Haushalt auf tüchtige, sparsame Hausfrauenart. Von ihren sechs Kindern starben drei in jungen Jahren; sie blieb also mit zwei Töchtern und dem einzigen Sohn, meinem Vater, zurück. Meine Großmutter nährte und kleidete die Kinder, so gut es ging, und lehrte sie, Gott auch für die Dinge zu danken, die sie nicht besaßen. Frömmigkeit war so ziemlich die einzige wirkliche Lehre, die sie ihnen eingab, die übrige Bildung überließ sie dem Leben und dem Rebbe.

Pünktlich, wie es die Sitte erheischte, brachte man Pinkus, den verhätschelten einzigen Sohn, in die Heder. Da mein Großvater auch zu der Zeit gerade nicht im Dorfe war, trug die Großmutter ihren Jungen auf den eigenen Armen hin, wie man es am ersten Tage zu tun pflegte. Mein Vater erinnert sich noch genau daran, daß sie unterwegs weinte. Zum Teil mögen es wohl Freudentränen gewesen sein, weil ihr Sohn jetzt in ein heiliges Leben trat, zum Teil wohl auch Tränen der Trauer, weil sie zu arm war, um an dem Festtage den üblichen Wein und Honigkuchen auftragen zu können. Denn auch Großmama Rahel wird trotz all ihrer frommen Genügsamkeit Momente menschlicher Schwäche gehabt haben, ganz wie die andern Menschen.

Mein Vater zeichnete sich schon von Anfang an in der Schule aus. Mit fünf Jahren kam er in die Heder und mit elf war er bereits Jeschiba Bachur, d. h. Student des Seminars. Der Rebbe hatte es nie nötig, den Birkenstecken bei ihm zu verwenden. Im Gegenteil wies er ihn den dummen oder faulen Schülern als Beispiel, sang im ganzen Ort sein Lob und trug seinen Ruhm bis nach Polotzk.

Der Freudenbecher meiner Großmutter war zum Überfließen voll. Alles was ihr Junge tat, war wohlgetan in ihren Augen, denn Pinkus sollte ja ein gelehrter, ein heiliger Mann werden, wert des Andenkens seines berühmten Großvaters, Israel Kimanjer. Sie duldete nicht, daß etwas zwischen ihn und die Schule trat. Wenn die Zeiten schlecht waren und ihr Mann ohne Verdienst heimkehrte, borgte und bettelte sie, bis sie das Geld für den Rebbe beisammen hatte. Wenn die schlechten Zeiten anhielten, flehte sie den Rebbe an um Stundung. Sie versetzte nicht nur ihre Leuchter, sondern auch ihren Schal und die Sabbathaube, nur um die schmalen Rationen aufzubringen, die dem jungen Schüler Kraft zum Lernen geben sollten. Mehr als einmal, so erzählt mein Vater, trug sie ihn im kalten Winter auf ihrem Rücken zur Schule, weil er keine Schuhe hatte. Sie selbst lief dabei fast mit bloßen Füßen durch den Schnee. Kein Opfer war ihr zu groß bei der frommen Angelegenheit der Erziehung ihres Sohnes. Und als kein Rebbe in Juchowitsch war, der ihn in seinen fortgeschrittenen Studien noch hätte unterrichten können, schickte sie meinen Vater nach Polotzk. Dort lebte er im Hause armer Verwandter, die doch noch nicht so arm waren, daß sie nicht einen zukünftigen Rebbe unterstützt hätten. In Polotzk zeichnete er sich weiterhin aus, und alle Leute fingen an zu prophezeien, daß er noch einmal ein berühmter Mann werden würde; und wer sich noch Israels Kimanjers erinnerte, sah mit doppeltem Respekt auf den vielversprechenden Enkel.

Mit fünfzehn Jahren war mein Vater so weit, daß er bereits Anfänger im Hebräischen unterrichten konnte. Man engagierte ihn daher als Lehrer in zwei Familien, die sechs Werst von einander entfernt auf dem Lande wohnten. Nach dem Unterricht mußte sich der kleine Lehrer auch noch sonst nützlich machen: er mußte für das Pferd sorgen, Wasser aus dem zugefrorenen

Teiche holen und sonstige Handlangerdienste tun. Als einst mitten im Winter das Schwesterchen eines seiner Schüler starb, fiel es meinem Vater zu, die kleine Leiche auf den nächsten jüdischen Friedhof zu bringen, meilenweit durch ödes Land, ohne einen einzigen lebenden Begleiter.

Nach dem ersten halben Jahre versuchte er, sein Studium auf eigene Faust fortzusetzen, manchmal in Juchowitsch, manchmal in Polotzk, wie es sich gerade traf. Die Reise nach Polotzk machte er mit seinem Vater zusammen in einem federlosen Wägelchen, das auf den morastigen Wegen nicht wenig stieß. Er hatte wie jeder echte Junge Freude an diesem Zigeunerleben, Freude am grünen Wald, am sommerlichen Sturmwetter, während der Vater mißmutig nur das spatige Pferd und den kotigen Weg sah.

Sonst ist nicht viel von meines Vaters Jugend zu berichten, da er sie ja zum größten Teil im Schulzimmer verbrachte. Außerhalb fiel er durch seinen Mut beim Spiel, durch seine Verwegenheit beim Unfug und seine allgemeine Selbständigkeit auf. Aber in Juchowitsch waren die Spieljahre kurz bemessen und die Mittel, die den Jungen zur Verfügung standen, so beschränkt, daß selbst aufgeweckte Burschen ohne Bedauern die Freiheit der Jugend gegen den Ernst allzu früher Mannbarkeit vertauschten. So lieh denn auch mein Vater schon mit sechzehneinhalb Jahren willig den girrenden Worten des Heiratsvermittlers sein Ohr.

Es war in der Tat hohe Zeit, daß er sich verheiratete. Die Eltern hatten ihn gern so lange erhalten, aber jetzt mußten sie an die beiden Töchter denken, für deren Mitgift noch nicht ein Groschen zurückgelegt war. Die Ausgaben für die Ausbildung meines Vaters hatten sich allmählich auf siebzehn Rubel halbjährlich gesteigert, obwohl der arme Rebbe nur höchst selten den vollen Betrag erhielt. Das Wissen meines Vaters war natürlich sein Vermögen; mit der Zeit würde es ihn erhalten.

Aber inzwischen lasteten die Kosten für Kleidung und Unterhalt schwer auf den Schultern seiner Eltern. Es war an der Zeit, ihm einen wohlhabenden Schwiegervater zu suchen, der ihn, seine Frau und Kinder erhalten konnte, während er im Seminar seine Studien fortsetzte.

Nach den üblichen Besprechungen zwischen den Eltern und dem Heiratsvermittler wurde mein Vater der Tochter eines Leichenbestatters in Polotzk verlobt. Das Mädchen war zu alt — sie war über zwanzig —, aber dreihundert Rubel Mitgift, Unterhalt nach der Ehe, ungerechnet die wertvollen Geschenke an den Bräutigam, wogen das Alter wohl auf. Die ganze großelterliche Familie bis herab zu dem entferntesten Vetter fühlte sich erhöht durch die gute Partie meines Vaters. Auch der junge Bräutigam war recht glücklich, konnte er doch zum erstenmal im Leben Uhr und Kette und sogar an Werktagen einen guten Rock tragen. Was die Braut anbetraf, so konnte er nichts gegen sie einzuwenden haben, da er sie ja nur aus der Entfernung gesehen und noch nicht ein Wort mit ihr gesprochen hatte.

Als die Zeit der Hochzeitsvorbereitungen herannahte, kam aus Polotzk die Nachricht, daß die Braut gestorben war, und meines Vaters gute Aussichten schienen ins Wasser gefallen zu sein. Aber der Leichenbestatter besaß noch eine zweite Tochter, ein Mädchen von dreizehn Jahren, und so drang er in meinen Vater, sie an Stelle ihrer Schwester zu nehmen. Zu gleicher Zeit kam aber auch der Heiratsvermittler mit einer neuen Partie, und meines Vaters arme Verwandten hatten abermals Gelegenheit, sich zu brüsten.

Auf irgend eine Weise gelang es meinem Vater, diesmal bei dem Familienrat ein Wort mitzureden. Er hatte sogar die Kühnheit, eine starke Vorliebe für die letztgenannte Partie zu äußern. Er hatte genug von den Töchtern des Leichenbitters, und da die Verwandten gegen die andere Familie nichts Ernst-

liches einzuwenden hatten, wurde mein Vater meiner Mutter verlobt.

Diese zweite Wahl traf Hannah Hajie, die einzige Tochter Raphaels, den man den Russen nannte. Sie hatte eine ganz andere Erziehung genossen als Pinkus, der Enkel Israel Kimanjers. Sie hatte nie Not gekannt, hatte nie barfuß zu gehen brauchen. Ihre Familie hatte eine angesehene Stellung in Polotzk, da ihr Vater ein schönes Haus und ein gutes Geschäft besaß.

Wohlhabenheit ist Prosa, darum will ich die Geschichte meiner mütterlichen Verwandten nur kurz berühren.

Mein Großvater Raphael war früh Waise geworden und wurde durch seinen älteren Bruder in einem Dorfe unweit von Polotzk erzogen. Pflichtschuldig schickte der Bruder ihn in die Heder und verlobte ihn frühzeitig mit Deborah, der Tochter eines gewissen Salomon, der Korn- und Viehhändler war. Deborah war damals noch nicht dreizehn Jahre alt und noch so dumm, daß sie vor ihrem Verlobten Angst hatte. Eines Tages, als sie gerade aus dem Laden mit einer Flasche Hefe kam, begegnete sie plötzlich ihrem Bräutigam und erschrak darüber so, daß sie die Flasche fallen ließ und sich die Hefe über ihr hübsches Kleidchen ergoß. Sie lief weinend nach Hause. Noch ehe sie ihr vierzehntes Lebensjahr vollendet, wurde sie verheiratet, was auf ihr Benehmen offenbar von gutem Einfluß war, denn ich habe nichts davon gehört, daß sie ihrem Manne weggelaufen ist.

Nicht minder interessant als die Mitgift war die Familie meiner Großmutter. Ihr Vater war ein solches Original, daß er einen Hauslehrer für seine Töchter hielt — Söhne besaß er nicht — und sie in den Anfangsgründen von drei oder vier Sprachen wie in den Elementen der Arithmetik unterrichten ließ. Noch weniger Alltagsmensch war meiner Großmutter Schwester Hode. Sie war die Frau eines Geigers, der andauernd

reiste und in Hotels und Gasthöfen des „fernen" Rußlands spielte. Da sie kinderlos war, hätte sie ihr Leben mit Fasten und Beten und Klagen verbringen sollen, aber statt dessen begleitete sie ihren Gatten auf seinen Reisen und hatte sogar das Herz, die Aufregung und Vielseitigkeit ihres unruhigen Lebens zu genießen. Ich bin die letzte, die meine Großtante dafür tadeln wollte, denn ihr ungewöhnliches Verhalten bot meinem Großvater die Mittel zur Eröffnung seines Geschäfts, dessen Früchte meine Kinderzeit verschönen sollten. Etliche Jahre reiste nämlich mein Großvater mit Hode als Schochat (Lieferant koscheren Fleisches für die kleine Truppe) durch die „heidnische Wildnis" Rußlands; und das Ehepaar war ihm dafür mehr als dankbar und vergalt ihm seine Mühen so reichlich, daß er sehr bald ein Vermögen von achtzig Rubeln beiseite legen konnte.

Da dachte mein Großvater daran, sich nunmehr niederzulassen, wußte aber nicht recht, wie er seinen Reichtum anlegen sollte. Um dies Rätsel zu lösen, pilgerte er zum Rabbi von Kopitsch, der ihm den Rat gab, in Polotzk einen Laden zu eröffnen, und ihm einen geweihten Groschen schenkte, den mein Großvater als Glückspfennig in der Ladenkasse aufbewahren sollte.

Der Glückspfennig des „frommen Juden" trug seine Früchte. Das Geschäft gedieh, und meine Großmutter schenkte ihm eine Reihe Kinder, verschiedene Söhne und eine Tochter. Die Söhne schickte man natürlich in die Heder und ließ sie außerdem im Schreiben und Rechnen unterrichten, so viel sie davon für ein Geschäft brauchten. Damit gab sich mein Großvater zufrieden; mehr hielt er für unvereinbar mit rechter Frömmigkeit. Er war einer von denen, die sich der Einführung der Volksschulen am kräftigsten widersetzten. Mit der Anstellung eines Privatlehrers, wo seine Söhne mit den Hüten auf dem Kopf Russisch lernen konnten, glaubte er zweifellos, ihnen alle nötige Bildung für

ein erfolgreiches Geschäftsleben gegeben zu haben, ohne dabei die Frömmigkeit allzusehr verletzt zu haben.

Wenn Lesen und Schreiben für die Söhne genügte, so mußte sich die Tochter natürlich noch mit weniger begnügen. Eine Lehrerin mit drei Kopeken Wochenlohn wurde für meine Mutter angestellt, um ihr die hebräischen Gebete beizubringen. Dazu unterwies sie meine Großmutter, die mehr wußte als die Lehrerin, im Schreiben. Meine Mutter lernte leicht und sprach den Wunsch aus, Russisch lernen zu dürfen. Sie bat und quälte, und meine Großmutter bat mit, bis sich mein Großvater überreden ließ, sie zu einem Lehrer zu schicken. Aber das Schicksal widersetzte sich der Bildung meiner Mutter. Am ersten Schultag zog sich meine Mutter eine Augenentzündung zu, die eine temporäre Erblindung im Gefolge hatte, und obwohl die Krankheit so schnell verschwand, wie sie aufgetaucht war, nahm man sie doch als böses Omen und duldete nicht, daß meine Mutter weiter lernte.

Dennoch gab sie ihr Ziel nicht auf. Sie sparte jeden Groschen, den man ihr für Süßigkeiten schenkte, und bestach damit ihren Bruder Salomon, der stolz auf seine Gelehrsamkeit war, ihr Stunden heimlich zu geben. Auf dem Boden versteckt mühten sich die Beiden eifrig ab mit dem Buch und Gänsekiel, bis meine Mutter Russisch lesen und schreiben, ja sogar einfache Stellen Hebräisch übersetzen konnte.

Obwohl meine Großmutter selber eine gute Hausfrau war, bemühte sie sich doch nicht, der einzigen Tochter die häuslichen Künste beizubringen. Sie verwöhnte sie nur und verhätschelte sie und schickte sie zum Spielen. Allein meiner Mutter Ehrgeiz erstreckte sich auf den Haushalt nicht minder wie auf die Bücher. Sie bettelte so lange, bis die Hausmagd sie den Brotteig anrühren ließ, und lernte von ihren Spielkameradinnen das Stricken. Sie war gesund und tatkräftig, begriff rasch und wußte nicht wohin mit ihrer überschüssigen Kraft. Deshalb war sie auch gern

bereit, mit kaum vollendetem elften Lebensjahr als Hauptgehilfin in des Vaters Geschäft einzutreten.

Mit den Jahren entwickelte sie eine ausgesprochene Geschäftsbegabung, so daß ihr Vater getrost seine Angelegenheiten ihr ganz anvertrauen konnte, wenn er auf Reisen mußte. Ihre Treue, Tüchtigkeit und unermüdliche Energie machten sie schließlich unentbehrlich. Mein Großvater mußte zugestehen, daß ihr das wenige, heimlich angeeignete Wissen jetzt gut zu statten kam, wenn er sah, wie sauber sie seine Bücher führte und wie gut sie mit russischen und polnischen Kunden umzugehen wußte. Vielleicht lag darin der Grund, daß er nach vielen Jahren des Widerstandes endlich sein Veto gegen das Lernen widerrief und ihr die Wiederaufnahme ihrer Stunden erlaubte. Denn wenn auch für meinen Großvater auf der einen Seite Frömmigkeit die Hauptsache war, so stellte er auf der anderen Seite geschäftliche Tüchtigkeit über alles.

Meine Mutter war fünfzehn Jahre alt, als sie ihre höhere Bildungslaufbahn begann. Sie erhielt täglich zwei Stunden Urlaub aus dem Laden und bemühte sich während dieser Zeit mit aller Macht, die Welt des Wissens zu erobern. Katharina Petrowna, ihre Lehrerin, spornte sie durch Lob und Aufmunterung an; und es war kein Grund vorhanden, warum sich die vielversprechende Schülerin nicht zu einer Dame von Welt hätte entwickeln sollen unter der Aufsicht von Madame Petrowna, die ihr Russisch, Deutsch, Häkeln und Singen — ja, Singen, und sogar aus einem Liederbuch und mit Klavierbegleitung! — beibrachte, all das gegen ein Entgelt von fünfundsiebzig Kopeken für die Woche!

Sagte ich nicht, es war kein Grund vorhanden? Aber was sagte der Heiratsvermittler dazu? Hannah Hajie, die einzige Tochter Raphaels des Russen, fast sechzehn Jahr alt, hübsch, klug, tüchtig und gebildet, konnte dem Auge des Schadchen

nicht entgehen. Es wäre ja noch schöner gewesen, solch ein Mädchen über den Büchern alt werden zu lassen! Rasch mit ihr in den Hafen der Ehe, solange man noch einen hohen Preis für sie auf dem Heiratsmarkt erzielen konnte!

Meine Mutter indessen dachte noch gar nicht an Ehe. Sie konnte durch eine Ehe nichts mehr gewinnen, denn sie besaß alles, was sie begehrte, besonders seit man sie lernen ließ. Ihr Vater war zwar streng, aber ihre Mutter verhätschelte und verwöhnte sie, und sie war das Idol ihrer Tante Hode, der Frau des Geigers.

Hode hatte in Polotzk ein schönes Anwesen gekauft, nachdem mein Großvater sich hier niedergelassen hatte; so oft sie des Reisens überdrüssig wurde, wohnte sie da. Sie lebte herrschaftlich mit zahlreicher Dienerschaft und führte ein großes Haus, trug auch an Wochentagen seidene Kleider und ließ ihre einfachsten Gäste auf silbernem Geschirr bedienen. Die Polotzker Frauen erholten sich nicht vom Staunen über ihre Garderobe und zählten auf, wieviel Paare gestickter Schuhe sie hätte, jedes zu fünfzehn Rubeln. Und auch Hodes Benehmen forderte, nicht weniger als ihre Kleider, den Klatsch heraus, denn sie hatte sich auf ihren Reisen seltsame Manieren zu eigen gemacht. Obschon sie so fromm war, daß sie auch beim größten Hunger nie „treife" aß, war ihr Benehmen in anderer Hinsicht nicht streng orthodox. Zum Beispiel hatte sie die Gewohnheit, Männern die Hand zu schütteln und ihnen gerade ins Gesicht zu blicken. Sie sprach russisch wie eine Ungläubige, sie hielt einen Pudel und sie hatte keine Kinder.

Niemand machte der reichen Frau aus ihrer Kinderlosigkeit einen Vorwurf, weil es in Polotzk wohl bekannt war, daß Hode, die Russin, all ihren Reichtum für ein einziges Kindchen hingegeben haben würde. Aber sie verdiente dafür Tadel, daß sie aus freien Stücken zeitenweise die jüdische Gesellschaft verließ,

unter Schweinefleischessern lebte und die kecken Manieren christlicher Frauen annahm. Und so betrachteten die Polotzker Frauen ihren Unsegen als eine möglicherweise nicht unverdiente Strafe, während sie sie zu gleicher Zeit darum bedauerten.

Hode, die Ärmste, trug ein hungerndes Herz unter ihren Seidenroben. Sie wollte eins der Kinder meiner Großmutter adoptieren, aber meine Großmutter wollte nichts davon hören. Hode war besonders in meine Mutter vernarrt, und meine Großmutter lieh ihr bisweilen aus Mitgefühl das Kind für eine Weile. Das waren glückliche Tage für die Tante und für die Nichte. Hode verwöhnte meine Mutter mit allen Leckerbissen, die ihre üppige Speisekammer bot, erzählte ihr wundervolle Geschichten vom Leben in fernen Landen, zeigte ihr all ihre prächtigen Kleider und ihren Schmuck und überhäufte sie mit Geschenken.

Je älter meine Mutter wurde, um so mehr hing sich meine Tante an sie. Sie hatte einen geheimen Plan. Sie hatte einen Jungen aus dem Armenhause adoptiert und ihn mit allen Mitteln, die mit Geld zu beschaffen waren, erzogen. Bei den Besuchen brachte sie meine Mutter immer mit dem Jungen zusammen; die aber liebte ihn weit weniger als den Pudel der Tante. Das schmerzte Hode, die im Herzen den Wunsch hegte, meine Mutter mit dem Adoptivsohn zu verheiraten und sie so schließlich zur eigenen Tochter zu bekommen. Um meine Mutter an diesen Gedanken zu gewöhnen, schwatzte sie bei Tag und bei Nacht von nichts anderem als diesem Jungen und pries und lobte ihn. Sie öffnete ihre Schmuckkästen, nahm all die blitzenden Brillanten, schweren Ketten und klirrenden Armbänder heraus, legte sie meiner Mutter vor dem großen Spiegel um und sagte ihr immer wieder, daß alles ihr gehören würde, alles, wenn sie erst die Braut Mulkes wäre.

Meine Mutter erzählt noch heute, wie die Tante ihr das

Halsband von Perlen und Brillanten um den vollen Nacken legte, und dabei leuchten ihre Augen in Erinnerung an ihre Mädchenfreuden. Auf die Bestürmungen der Tante antwortete meine Mutter aber nur mit einem Kichern und einem Schütteln ihres schwarzen Lockenkopfes und fuhr fort, ihr Leben zu genießen, im Glauben daran, daß der Tag der Entscheidung noch sehr, sehr fern sei. Allein er kam schneller, als sie gedacht, der schwere Augenblick, wo sie zu wählen hatte zwischen dem Perlenhalsband und Mulke und einem armen Fremden aus Juchowitsch, von dem es hieß, daß er wohl gelehrt sei.

Mulke hätte sie nicht genommen und wenn er alle Perlen des Meeres besessen hätte. Der Junge war dumm und unbelehrbar, obendrein von schlechter Herkunft. Er war von dem schmutzigen Boden des Armenhauses aufgelesen, sein Vater war der faule Lastträger, der zuweilen für meine Großmutter Holz hackte, während seine zahlreichen Schwestern allenthalben in Polotzk als wenig ordentliche Mägde dienten. Nein, Mulke kam gar nicht in Betracht für sie. Aber mußte man überhaupt jemanden in Betracht ziehen? Warum überhaupt an einen „Chossen" denken, wo sie doch so zufrieden war? Meine Mutter floh, sobald der Schadchen erschien, sie bettelte, man möchte sie in Ruhe lassen, weinte und flehte ihre Mutter um Hilfe an. Aber zum erstenmal im Leben der Tochter nahm die Mutter nicht ihre Partei. Sie verbündete sich mit dem Feind, das heißt mit der Familie und dem Schadchen, und meine Mutter mußte einsehen, daß ihr Schicksal besiegelt war.

Selbstverständlich gab sie sich darein. Was konnte eine pflichtschuldige Tochter in Polotzk auch sonst tun? Sie gab sich darein, gewogen, gemessen und in ihrer eigenen Gegenwart abgeschätzt zu werden, und schickte sich in das, was kommen mußte.

Und als das, was kommen sollte, kam, erkannte sie es nicht. Als sie eines Tages allein im Laden war, trat ein bartloser

junger Mann herein in hohen schlechtgewichsten Stiefeln und in einem für das Wetter allzu dünnen Röckchen und verlangte ein Paket Zigaretten. Meine Mutter kletterte über das Regal auf den Ladentisch, und langte nach den Zigaretten. Der Käufer bezahlte richtig und ging fort. Meine Mutter hatte keine Ahnung, daß dieser Mann der in Aussicht genommene Chossen war, der sie hatte in Augenschein nehmen wollen. Denn mein Vater hielt sich, da dies ja schon die zweite Partie war, für einen erfahrenen Mann und war entschlossen, selbst ein Wörtchen in der Sache mitzureden.

Kaum war der Chossen gegangen, als seine Mutter, die der unschuldigen kleinen Ladnerin ebenso unbekannt war, herein-trat und ein Pfund Talglichter verlangte. Sie bot zur Bezah-lung einen zerrissenen Rubelschein an, den meine Mutter an-nahm und wechselte, womit sie bewies, daß sie in Geldsachen bewandert genug war, um zu wissen, daß auch ein zerrissener Schein Kurswert hatte.

Nach der Frau schlurfte ein armer Mann vom Lande in den Laden, der in einem schüchternen und doch herausfordernden Tone ein Paket billigen Tabak forderte. Mit der üblichen Be-hendigkeit gab ihm meine Mutter die Ware, gab ihm auch sein Geld richtig heraus und stellte sich in Bereitschaft für kommende Kunden.

Hinter der nächsten Ecke berieten sich Eltern und Sohn, ohne daß der Gegenstand ihrer Spionage ahnte, daß er eben einer dreifachen Probe zur Zufriedenheit standgehalten hatte. Aber noch am selben Abend ging ihr ein Licht auf. Man rief sie zu einer Besprechung wegen der vorgeschlagenen Heirat in das Haus ihres älteren Bruders, und da traf sie wieder den jungen Mann, der die Zigaretten gekauft hatte. Ihre Eltern zwangen sie zwar zur Heirat, wollten ihr aber doch den Weg dadurch erleichtern, daß sie ihr gestatteten, den Chossen vorher

kennen zu lernen, in der Überzeugung, daß sein hübsches Äußere und seine gelehrte Unterhaltung sie gewinnen würden.

In Wahrheit war es von geringer Bedeutung, was meine Mutter empfand, als sie, sich halb hinter einer ihrer kleinen Nichten, die sie auf dem Schoß hielt, verbergend, am einen Ende des Tisches ihrem Chossen gegenüber saß, der am andern Ende auf seinem Stuhl hin und her rückte. Der Heiratskontrakt wäre auf jeden Fall unterschrieben worden, welchen Eindruck ihr auch der Chossen machte. Und der Kontrakt wurde auch im Beisein der Familien beider Parteien richtig unterzeichnet, nach einer langen ungenierten Diskussion, bei der jeder, ausgenommen Braut und Bräutigam, ihre Stimmen geltend machten.

Besonders eine Stimme mischte sich wiederholt in die Verhandlungen der Eltern mit dem Schadchen ein, und das war die Stimme Henne Rösels, einer von meines Vaters zahlreichen armen Kusinen. Henne Rösel war meiner Mutter keine unbekannte Persönlichkeit. Sie kam öfters in den Laden, um angeblich leihweise ein bißchen Mehl oder Zucker oder eine Stange Zimt zu holen. Bei der Verlobung war sie spät gekommen, in unbeschreibliche Flicken gekleidet, eine künstliche rote Blume in ihrer schmutzigen Perücke. Sie drängte sich bis zur Mitte des Tisches vor, wo der Schadchen saß, Tinte und Papier vor sich, um die Artikel des Ehevertrages aufzusetzen. Bei jedem Punkte hatte sie Bemerkungen zu machen. Schließlich erhob sich ein Disput über einen Wechsel, den mein Großvater als Teil der Mitgift anbot, während die Familie des Chossen auf Barzahlung bestand. Niemand beharrte so laut und hartnäckig auf der Forderung, wie die Kusine mit der roten Blume in der Perücke; und als die anderen Verwandten nachgaben und den Wechsel annehmen wollten, erhob sie sich und forderte sie auf, nicht zu wanken und zuzugeben, daß ihr eigen Fleisch und Blut vor ihren Augen betrogen würde. Schließlich wurde

aber die vorlaute Kusine zum Schweigen gebracht, der Ehevertrag unterzeichnet, das Glück des Brautpaares in Wein ausgebracht, und die Gäste zerstreuten sich wieder. Und während der ganzen Verhandlung tat meine Mutter nicht den Mund auf, und mein Vater wurde überhört.

Viertes Kapitel.

Täglich Brot.

Die Bedingungen. — Die Hochzeit. — Ein Hindernis. — Mein Vater soll als Ehemann weiterstudieren. — Er verliert die Lust daran. — Mein Großvater entzieht ihm den Unterhalt. — Versuche zu neuer Existenz. — Unser Haus. — Maschke und Fetschke. — Unsere Kinderfrauen und unsere Großmütter. — Vater führt das Regiment. — Der Sabbat und die Feste. — Unsere Wohlhabenheit. — Unser Bildungsweg.

Meine Mutter müßte sich eigentlich während ihrer Brautzeit sehr glücklich gefühlt haben. Alle gratulierten ihr zu solch einem guten Schriftgelehrten, ihre Eltern überhäuften sie mit Geschenken, und die Freundinnen mit Neid. Allerdings bestand des Chossen Familie nur aus armen Leuten, unter denen auch nicht ein einziger solider Hausvater war. Vom weltlichen Standpunkt aus ging meine Mutter also eine Mesalliance ein, aber, um mit einer meiner Tanten zu reden, als meine Mutter sich sträubte, mit den mißliebigen neuen Vettern zusammen zu sein: sie konnte ja „die Kuh nehmen und den Stall in Brand stecken".

Der Chossen seinerseits hatte allen Grund zu unbeschränkter Freude. Er kam in eine höchst angesehene Familie, die als wohlhabend und geschäftlich sicher bekannt war. Die zugesagte Mitgift war bedeutend, die Geschenke reich, die Aussteuer gut und die Braut hübsch und tüchtig. Der Bräutigam sah eine Reihe von Jahren vor sich, in denen er frei leben, neue Kleider

tragen und die Thora studieren konnte, und seine armen Verwandten durften wohl in den Marktbuden und auf den hinteren Bänken der Synagoge den Kopf hoch tragen.

Eine bessere Aussteuer als die meiner Mutter hätte sich keine Schwiegermutter wünschen können. Der erste Schneider in Polotzk erhielt den Auftrag, ihre Kleider und Mäntel zu liefern, seine Werkstatt strotzte von den vielen Metern Samt und Seide. Das Hochzeitskleid allein kostete gut fünfzig Rubel, wie es die Frau des Schneiders ganz Polotzk vorrechnete. Die Wäsche war von der allerbesten Qualität, und eine Nähterin hatte wochenlang damit zu tun. Federbetten, Leinen, Hausgerät aller Art wurde im Überfluß beschafft. Meine Mutter häkelte selbst viele Meter Spitzen zum Besatz für die besten Laken. Schöne, seidene Decken sollten die hochgepolsterten Betten schmücken. Manch heiratsfähiges Mädchen putzte sich nach der Besichtigung der Ausstattung und wartete auf den Schadchen.

Die Hochzeitsfeier, ihr Glanz und ihre Fröhlichkeit blieben noch lange im Gedächtnis der Leute. Unter den Gästen fanden sich die allerersten Familien von Polotzk ein; denn wenn mein Großvater auch nicht ganz zu den Spitzen der Gesellschaft gehörte, hatte er doch Geschäftsbeziehungen zu ihnen, und so kamen sie ohne Ausnahme zu der Hochzeit seiner einzigen Tochter, die Männer in seidenen Röcken, die Frauen in ihrem ganzen Schmuck.

Die Verwandten des Bräutigams kamen in voller Stärke angerückt. Hochzeitsbitter waren zu jedem hingesandt worden, der möglicherweise beanspruchen könnte, mit dem Bräutigam verwandt zu sein. Die Verwandten meiner Mutter waren zu großmütig, um selbst den unansehnlichsten verächtlich zu behandeln. Einige der wichtigeren unter den ärmlichen Vettern meines Vaters kamen in Kleidern zur Hochzeit, die ihnen mein

reicher Großvater angeschafft hatte. Die übrigen kamen in geborgter Eleganz oder in unverkappter Schäbigkeit. Aber niemand dachte daran, wegzubleiben — mit Ausnahme der widerspenstigen Kusine, die die Verbindung beinahe vereitelt hatte.

Als es Zeit war, die Braut zum Hochzeitsbaldachin zu geleiten, wurde ihre Mutter gewahr, daß Henne Rösel nicht anwesend war. Man suchte vergeblich das ganze Haus nach ihr ab. Aber meine Großmutter wollte es nicht dulden, daß die Hochzeit in Abwesenheit einer direkten Kusine gefeiert würde. Eine solche Hochzeit würde sich aller Wahrscheinlichkeit nach in ihrer Familie nicht wiederholen; es wäre jammerschade gewesen, wenn da irgend wer aus der Verwandtschaft gefehlt hätte. Daher stellte sie den Antrag, die Zeremonie zu verlegen, während sie sich selbst auf die Suche nach der fehlenden Kusine machte.

Sie raffte ihr Galakleid wohlweislich bis über die Knöchel und begab sich zum äußersten Ende der Stadt. Henne Rösel befand sich in ihrer unordentlichen Küche, kerngesund, aber mürrischen Sinnes. Meine Großmutter warf ihr ihr Benehmen vor und bat sie, sich eilends anzukleiden, da die Hochzeitsgäste warteten und die Braut nahezu ohnmächtig sei vom langen Fasten. Aber Henne Rösel weigerte sich rundweg, zu kommen; die Braut möge eine alte Jungfer werden, sie, Henne, kümmere sich keinen Deut um die Hochzeit. Meine bestürzte Großmutter flehte und fragte sie aus, bis sie schließlich den Grund zu dem Schmollen der Kusine erfuhr. Die Hochzeitsbitterin war gekommen — ja gewiß war sie schon gekommen —, aber sie hatte sie nicht so umständlich, nicht so respektvoll gebeten, wie die Frau Jochems, des Geldwechslers. Und Henne Rösel ginge nicht auf Hochzeiten, wo ihre Anwesenheit nicht erwünscht wäre. Meine Großmutter bekämpfte diese Ansichten und es gelang ihr doch, die feinfühlige Kusine zu besänftigen; endlich willigte sie ein, ihr bestes Kleid anzuziehen und zur Hochzeit zu kommen.

Während meine Großmutter mit Henne Rösel sich abmühte, saß die Braut im Staat in ihres Vaters Haus, die Mädchen tanzten, die Matronen hielten ihre Fächer in Bewegung, die Geiger und „Zimbler" strichen und klingelten. Aber als die Stunden vergingen, wurden die Matronen unruhig und die Tänzerinnen müde. Die armen Verwandten wurden ungeduldig, da sich der Beginn des Mahls hinauszog, und die kleinen Kinder in ihren Windeln begannen unruhig zu werden und zu schreien; der Braut wurde schwach, und die Familie des Bräutigams begann, aus dem Nachbarhause einen Boten nach dem anderen abzuschicken, um die Ursache der Verzögerung zu erfahren. Einige der Gäste verloren schließlich die Geduld und baten, sie zu entschuldigen, wenn sie nun nach Hause gingen. Aber bevor sie weggingen, legten sie die Hochzeitsgeschenke der Braut in den seidenen Schoß, bis sie einem Heiligenbilde glich, das mit Weihgaben behängt ist. Endlich erschien die wichtige Dame, die Nase hoch in der Luft, die künstliche Blume immer noch kriegerisch in der staubigen Perücke tragend, meine Großmutter strahlend hinter ihr her; da klopfte der Braut vor Ärger das Herz, und vor Empörung schoß ihr das Blut in die Wangen.

Nach der Tafelei und Tanzerei, die eine ganze Woche lang währten, wurden die Hochzeitsgeschenke weggeschlossen. Die Braut kehrte mit keusch bedecktem Haar in den väterlichen Laden zurück, und der Bräutigam erschien in einem neuen Gebetschal wieder in der Synagoge. Das war alles dem Ehekontrakt gemäß, welcher besagte, daß mein Vater studieren, beten und das Haus mit dem Geiste der Frömmigkeit erfüllen sollte, wofür ihm Kost und Unterkunft nebst der Liebe seiner Frau und ihrer ganzen Familie zugesichert wäre.

Die Vertragsparteien schlossen den Pakt in gutem Glauben. Allein noch ehe gar zu viele Monate ins Land gegangen waren, merkte der achtzehnjährige Ehemann, daß ihn nicht mehr so

nach den Worten des Gesetzes hungerte, wie man von ihm erwartet hatte. Statt dessen fühlte er vielmehr einen Hunger nach dem Leben, den sein gesamtes Studium nicht befriedigen konnte. Er war nicht daran gewöhnt, mit Erfolg seine Gedanken zu analysieren, und war auch nicht erfahren genug, um einzusehen, wohin ihn schließlich seine Gedanken führen mußten. Er wußte nur, daß er sich nicht berufen fühlte zu beten und zu fasten, daß die Thora ihn nicht begeisterte, und daß seine Tage leer und ohne Inhalt waren. Der Abscheu gegen das Leben, wie er es führen sollte, wuchs, und doch sah er keine Möglichkeit, ein anderes zu beginnen. Er wurde lässig in dem Besuch der Synagoge und zog sich dadurch den Vorwurf der Familie zu. Man erzählte sich bald auch unter Seinesgleichen, daß der Schwiegersohn Raphaels des Russen sich nicht mehr mit der nötigen Begeisterung dem Studium der Schriften widmete. Es war bekannt, daß er gescheit war, daß aber allem Anschein nach der rechte Geist fehlte. Meiner Großeltern Verwunderung wandelte sich zur Entrüstung, ihre Mahnreden zu Beschuldigungen. Ehe meine Eltern noch ein halbes Jahr verheiratet waren, spaltete Zwietracht das große väterliche Haus, und meine Mutter wurde zwischen den beiden Parteien hin- und hergerissen. Wenn sie auch ihre Eltern verstand und sich selbst zurückgesetzt fühlte durch die mangelnde Frömmigkeit ihres Gatten, so hielt sie es doch für ihre Pflicht, seine Partei zu ergreifen, selbst gegen ihre Eltern und in deren eigenem Hause. Meine Mutter gehörte zu den Frauen, die immer das höchste Gesetz befolgen, das sie kennen, und wenn es sie selber ins Verderben stürzt.

Was war der Grund, daß mein Vater, den man von jeher für den geborenen Gelehrten gehalten hatte, nicht die Erwartungen der Welt erfüllte? Der Grund war kein anderer, als der, warum sich sein Haar über der gewölbten Stirn zu Locken kräuselte: es war seine Natur. Die Enttäuschung der Menschen

beruhte lediglich auf einer falschen Auffassung seines Charakters, denn mein Vater hatte sich niemals aus eigenem Antrieb nach vollkommener Frömmigkeit gesehnt. Frömmigkeit wurde von ihm verlangt, von seiner Mutter, seinem Rebbe, seinen guten Freunden, sobald sie erkannt hatten, daß er die Schrift besser auszulegen verstand als seine Mitschüler. Seine Schuld war es nicht, wenn die Leute Wissen mit religiöser Begeisterung verwechselten. Er hatte Intelligenz und Freude an ihrer Betätigung; und da er nur ein einziges Fach zu studieren hatte, mußte er ja rasch Fortschritte machen. Wenn er je die Wahl zwischen geistlicher und weltlicher Bildung gehabt hätte, würden seine Freunde bald eingesehen haben, daß er nicht zum Rebbe geboren war. Da das einzige Tor zur Wissenschaft für ihn aber die Heder war, kam er ohne sein Zutun von Jahr zu Jahr hier zu neuen Auszeichnungen für sein Können. Die Folge davon war, daß die voreingenommenen Zeugen bereits sein Haupt in der vollen Glorie der Frömmigkeit erstrahlen sahen, und daß sich eine gute Familie um dieser künftigen Glorie willen zu einer Partie mit ihm verleiten ließ.

Als es klar war, daß der Schwiegersohn nicht Rebbe werden würde, kündigte ihm mein Großvater an, daß er nun unverzüglich selber für den Unterhalt seiner Familie zu sorgen habe. Mein Vater versuchte daher die verschiedensten Verdienstmöglichkeiten. Allein er taugte zu keiner dieser Beschäftigungen recht und hatte nirgends dauernden Erfolg.

Meine Mutter teilte mit meinem Vater alle Unternehmungen in Polotzk. Sie versuchten es mit einer Herberge an der Landstraße, mußten sie aber bald wieder aufgeben, weil das Leben zu schwer war für meine Mutter, die ihr erstes Kind erwartete. Bei ihrer Rückkehr nach Polotzk eröffneten sie auf eigene Faust einen Laden, ebenfalls ohne Glück, da mein Vater keine Erfahrungen besaß, und meine Mutter, die jetzt ihr Kind zu warten

hatte, nicht mehr ihre volle Aufmerksamkeit dem Laden zuwenden konnte. Über zwei Jahre gingen mit solchen Versuchen hin, und in der Zwischenzeit kam das zweite Kind zur Welt, wodurch sich die Sehnsucht meiner Eltern nach einem Heim und einem festen Einkommen noch steigerte.

Da wurde denn bestimmt, daß mein Vater anderwärts sein Glück versuchen sollte. Er reiste in den Osten bis nach Tschistopol an der Wolga und nach dem Süden bis nach Odessa am Schwarzen Meer, und bemühte sich überall um ein Fortkommen innerhalb der den Juden gesteckten Grenzen. Schließlich erhielt er eine Anstellung als Hilfsaufseher in einer Schnapsbrennerei mit einem monatlichen Gehalt von dreißig Rubeln. Das war zur damaligen Zeit eine recht gute Einnahme, und er dachte schon daran, seine Familie nachkommen zu lassen, als Großvater Raphael starb und meine Mutter Erbin seines guten Geschäftes wurde. Daraufhin kehrte mein Vater nach fast dreijähriger Abwesenheit nach Hause zurück.

Da meine Mutter im Geschäfte aufgewachsen war, während mein Vater nur mangelhafte Kenntnisse in dieser Richtung besaß, blieb sie selbstverständlich der leitende Geist. Sie hatte den gleichen Erfolg wie ihr Vater. Man hieß sie auch jetzt noch Raphaels Hannah Hajie, und sie genoß unter diesem Namen ein hohes Ansehen in der Geschäftswelt. Ihr ältester Bruder war in dieser Zeit bereits ein bedeutender Kaufmann, und allmählich vergrößerte sich auch meiner Mutter Geschäft, so daß unsere Familie im großen und ganzen die sichere Stellung in Polotzk innebehielt und von vielen beneidet wurde.

Wir galten beinahe für reich, wenigstens nach dem Polotzker Reichtumsbegriff jener Tage, jedenfalls für wohlhabend. Wir zogen in ein größeres Haus, wo wir für auswärtige Kunden Nachtquartier und Stallung für ihre Pferde hatten. Wir lebten so gut, wie andere Leute unseres Standes, vielleicht sogar noch

etwas besser, da mein Vater von seinen Reisen die Freude an einem fröhlicheren Leben mitgebracht hatte, als man es in Polotzk gewöhnt war. Meine Mutter hielt eine Köchin, eine Kinderfrau und einen Dvornik, einen Hausknecht, der für die Pferde, die Kuh und das Brennholz zu sorgen hatte. Ich erinnere mich, daß wir das ganze Jahr über offenes Haus hatten. Vettern, Kusinen und Tanten waren ständig da, und an Feiertagen versammelten sich bei uns zahlreiche Freunde aller Stände. In dem Flügel, der für Geschäftsfreunde bestimmt war, herrschte ein ewiges Kommen und Gehen von Kaufleuten, Händlern, Landhausierern, Bauern, Soldaten und niederen Regierungsbeamten. Unser Haus war niemals leer, besonders nicht zu Zeiten der Messe und der Militäraushebungen.

Im engeren Familienhaus war auch viel Leben. Wir waren jetzt vier Kinder, Vater, Mutter, Großmutter und die schmarotzenden Verwandten. Fetschke war die älteste, die zweite ich, der dritte mein einziger Bruder Joseph, genannt nach dem Vater meines Vaters, und die vierte Deborah, genannt nach der Mutter meiner Mutter.

Ich kann wohl nicht umhin, auch meinen Namen zu erklären, zumal ich ja im Laufe des Buches als die „Heldin" hervorgehoben werde. Ich tue es also kund und zu wissen, daß man mich Maryasche hieß nach einer verstorbenen Tante. Ich wurde aber, da Maryasche für mich zu würdevoll klang, niemals beim vollen Namen gerufen. Ich hieß nicht anders als Maschinke, abgekürzt Maschke. Von meinen zärtlichen oder närrischen Verwandten wurden mir allerlei Spitznamen zugelegt, die meist von meinen körperlichen Eigentümlichkeiten herrührten. Mein Onkel Berl nannte mich beispielsweise „Zukrochene Flum", was ich wegen der mangelnden Schmeichelhaftigkeit nicht weiter verdeutschen will.

Meine Schwester Fetschke war stets die artige, und ward

ein höchst nützliches Mitglied der Familie, als unsere Not anfing. Was für ein Kind ich war, wird sich allmählich herausstellen. Joseph war der beste kleine Judenjunge, der je geboren wurde, aber er wollte durchaus nicht zur Heber und mußte deshalb natürlich Schläge bekommen. Deborah war nichts als ein Nesthäkchen. Ihre charakteristische Eigenschaft war Gründlichkeit. Wenn sie mit den Zähnen zu tun hatte, beschäftigte sie sich und die Familie Tag und Nacht mit nichts anderem. Wenn sie Keuchhusten hatte, hustete sie mit voller Lungenkraft. Hatte sie die Masern, dann hatte sie die gleichfalls gründlich.

In Polotzk, wo die Mütter ebenso wie die Väter arbeiteten, war es gang und gäbe, daß man die Kinder der Obhut der Großmütter und Kinderfrauen überließ. Ich denke noch mit Entsetzen an Deborahs Kinderfrau, die den Mund nur auftat, wenn sie uns Kindern einen Schrecken einjagen oder Lügen erzählen wollte. Die Person sprach nie die Wahrheit, wenn sie irgendwie anders konnte. Das weiß ich genau, denn ich hörte täglich mindestens ein Dutzend völlig unnötiger Lügen aus ihrem Munde. In der ersten Zeit ihres Aufenthaltes bei uns machte ich sie jedesmal entrüstet auf ihre Lügen aufmerksam, aber die Art ihrer Privatunterhaltung mit mir ging dahin, daß ich gar bald meine Betätigung als freiwillige Zeugin aufgab. Mit weniger Worten: sie schüchterte mich mit fürchterlichen Drohungen dermaßen ein, daß ich es nie mehr wagte, ihr zu widersprechen, selbst wenn sie sich um ihren Hals gelogen hätte. Was sie mir für das diesseitige und jenseitige Leben an Bösem prophezeite, war ein Beweis für ihre lebhafte Phantasie. Die Kinderfrau wandte ihre Hauptaufmerksamkeit uns älteren Geschwistern zu und machte es sich mit dem Baby recht leicht. Wenn Deborah nicht gerade zahnte oder hustete, war es ein ruhiges Kind, lag stundenlang im Schoß der Kinderfrau und lutschte an seinem Schnuller, der aus Brot und Zucker in einem Mullläppchen be-

stand und von der Kinderfrau erst weich gekaut worden war. Während das Baby lutschte, erzählte sie uns Geschichten — Geschichten, über die uns nachts im Bett das Gruseln ankam.

Ihr Lieblingsheld war der Teufel, der, wie sie uns sagte, oben in unserer Dachkammer mit seinem Weib und seiner Kinderbrut hauste. Das größte Vergnügen unseres unsichtbaren Einmieters war es, kleine Menschenkinder zu stehlen und dafür einen seiner Wechselbälge in die Wiege zu legen. Die Moral der Geschichte war, daß wir Kinder auf das Jüngste aufpassen sollten, wenn die Amme im Garten lustwandeln wollte. Die Person war so schlau, daß sie uns tyrannisierte, ohne entdeckt zu werden, und uns in Furcht und Angst hielt, bis sie eines Tages wegen eines Diebstahls aus dem Hause gejagt wurde.

Mit unseren Großmüttern hatten wir mehr Glück: sie verwöhnten uns, wo sie nur konnten. Großmutter Deborahs Erziehungsprinzipien kenne ich nur vom Hörensagen, denn sie starb, als ich noch sehr klein war. An Großmama Rahel erinnere ich mich dagegen noch ganz genau. Sie war schlank und zierlich und immer geschäftig. Ich weiß noch, wie sie gewöhnlich im Winter, wenn ihr Heimatsdorf in Eis und Schnee lag, zu uns kam. Mir ist es, als hätte ich noch vorigen Winter gesehen, wie sie sich aus ihren ungeheuren Schals und Tüchern herausschälte, wie sie in ihrem braunen, sackähnlichen Mantel, in dem drei von uns zugleich mit ihr Platz gehabt hätten, dastand, uns mit ihren dünnen Armen fest an sich drückte und ihre kalten Backen an die unsrigen preßte. Wenn Umarmung und Kuß vorüber war, holte Großmama regelmäßig einen Leckerbissen für uns hervor. Es war Talakno, Gerstenmehl, das wir mit kaltem Wasser angerührt roh aßen, wobei wir uns hölzerner Löffel nach Bauernart bedienten, entsprechend schmatzten und uns einredeten, daß es herrlich schmecke.

Aber Großmama Rahel kam nicht zu ihrem Vergnügen.

Sie wandte sich mit der ihr eigenen Energie der Führung des Haushaltes zu. Ihr helles Auge sah alles, wie wenn sie in ihrem eigenen winzigen Haushalt in Juchowitsch wäre. Sie paßte auf wie eine Katzenmutter und war dabei harmlos wie ein Stallhäschen. Wenn sie die Mägde wegen irgend eines Fehlers schalt, hatte sie doch im gleichen Augenblick eine Entschuldigung für sie. Wenn sie sich gar zu sehr über die Dummheit Jakubs, des Dvorniks, aufregte, verfluchte sie ihn scheinbar mit einem aus Russisch und Hebräisch gemischten, selbsterfundenen Ausdruck, der etwa besagte: „Möge dir Gold und Silber in deiner Brust wachsen!" Allein der Hausknecht war nicht Sprachkenner genug, und so gab ihm die dunkle Phrase doch das Gefühl der Schuld.

Großmama Rahel wollte immer sehr streng mit uns Kindern sein und ließ demgemäß nie lange auf Strafen warten. Aber wir entdeckten schon sehr zeitig, daß, wer Schläge bekam, hinterher zum Trost regelmäßig ein Stück Kuchen erhielt oder einen Marmeladentopf auslecken durfte, und fürchteten deshalb ihre Strafen nicht allzu sehr. Und auch die Schläge selber waren nie ernst gemeint. Gewöhnlich legte Großmama ein Kissen zwischen die Handfläche und den Gegenstand der mehr moralischen Züchtigung.

Wer bei uns wirklich das Regiment führte, war mein Vater. Ob er zugegen war oder nicht, schon die Furcht vor seinem Mißfallen hielt uns auf dem engen, geraden Pfad. Der Riemen, der an der Wand hing, hielt ihn uns, auch wenn er über Land war, ebenso gegenwärtig wie seine Photographie, die in einem muschelbesetzten Prunkrahmen auf dem Salontisch stand. Fast aller Kinder Väter hatten einen solchen Riemen, aber der unseres Vaters war schrecklicher als die übrigen. Es war um so schmerzhafter, mit ihm Bekanntschaft zu schließen, als er nicht nur aus einem, sondern aus mehreren dünnen Lederstreifen bestand,

die wie Gummi zogen. Mein Vater nannte sie die „Nudeln". Wenn auch der Witz uns Kindern entging, die Wirkung des Instrumentes erhöhte sich durch seine Kompliziertheit.

In seinen Mußestunden fand mein Vater noch andere Mittel zu unserer Erziehung. Er nahm uns auf Spaziergänge und Fahrten mit, beantwortete alle unsere Fragen und lehrte uns manches, was unsere Spielkameraden nicht lernten. Von seinen fernen Reisen hatte er eine feinere und geschliffenere Art zu reden und sich zu benehmen mitgebracht, die wir Kinder sehr rasch uns aneigneten, denn wir waren von jeher eine für Lehren empfängliche Gesellschaft. Unsere guten Manieren fanden viele Bewunderer, und wir wurden oft weniger gut erzogenen Kindern als Beispiel vorgehalten. Unsere Gäste sprachen sich lobend darüber aus, daß wir nach Tisch Vater und Mutter die Hand küßten und ihnen für das Essen dankten. Neidische Mütter ungezogener Kinder höhnten insgeheim und sagten: „Die Enkelkinder Raphaels des Russen sind die reinen Aristokraten!"

Wenn wir aber nicht vorgeführt wurden, gab es nicht selten Schelte und sogar Stürme, besonders bei mir. Ich kann mich wirklich und wahrhaftig nicht daran erinnern, daß Fetschke jemals ungezogen gewesen wäre, aber ich saß meistenteils in irgend einer Patsche. Einzelheiten kann ich hier übergehen und brauche nur zu sagen, daß ich sehr oft des Abends im Bett still meines Tages Missetaten überdachte, wobei auch meine Schwester aus Mitgefühl schwieg. Da ich regelmäßig zu dem Entschluß kam, mich zu bessern, besiegelte ich meine guten Vorsätze mit der feierlichen Formel: „Fetschke, wir müssen artig sein." Die Großmut, mit der ich meine Schwester in meine Heilspläne einschloß, wurde erwidert von der Großmut, mit der sie teilnahm an meiner Selbsterniedrigung. Sie antwortete regelmäßig in ebenso entschlossenem Tone wie ich: „Ja, Maschke, wir müssen artig sein."

Meine Mutter konnte sich weniger als sonst wer um unsere erste Erziehung kümmern, da sie das Geschäft völlig in Anspruch nahm. Wenn sie abends, die Taschen voll Süßigkeiten für uns, heimkam, war sie zu hungrig nach unserer Liebe, um auf Klagen gegen uns zu hören, und zu müde, um an Strafen zu denken. Nur am Sabbat und an Feiertagen konnte sie sich näher mit uns beschäftigen, und wir blickten samt und sonders mit großer Vorfreude auf diese Tage der Rast.

Am Freitag nachmittag kamen die Eltern schon früher nach Hause. Sie wuschen sich, kleideten sich um, und kein Zeichen erinnerte mehr an Arbeit. Die großen Ladenschlüssel wurden beiseite getan, die Goldkatze in den Federbetten versteckt. Der Vater zog seinen besten Rock an und setzte das Seidenkäppchen auf, die Mutter vertauschte das baumwollene Kopftuch mit der gut gebürsteten Perücke. Wir Kinder umdrängten die Eltern und erbettelten uns alles mögliche im Namen des Sabbats. „Mama, dürfen Fetschke und ich die neuen Schuhe anziehen? Es ist doch Sabbat," oder: „Papa, gehst du morgen mit uns über die Brücke? Du hast es uns doch für den Sabbat versprochen." Auch wir schmückten uns mit dem Besten, was wir besaßen; die Großmutter überwachte das Versiegeln des Ofens; die Mägde wuschen sich den Schweiß von den Gesichtern und der Dvornik kratzte vor der Tür den Schmutz von seinen Stiefeln.

Am Sabbatmorgen ging fast jeder in die Synagoge, und wer es nicht tat, las seine Gebete zu Hause. Das Mittagessen war fröhlich und zog sich lange hin. Zwischen den Gängen sang der Vater mit uns unsere Lieblingslieder, manchmal Hebräische, manchmal Jiddische oder Russische, manchmal auch Lieder ohne Texte, für die die Hasidim so berühmt waren. Nachmittags wurden Besuche gemacht oder wir gingen, wenn die Felder sproßten oder die Obstgärten in Blüte standen, weit vor die Stadt hinaus. Blieben wir zu Hause, dann kam meist Besuch.

Nachbarn sprachen zu einem Glase Tee vor. Onkel und Vettern kamen, oder auch meines Bruders Rebbe, um ihn vor der ganzen Familie zu examinieren. Wo wir den Tag auch verbrachten, die Unterhaltung war fröhlich, die Gesichter heiter und das Licht des Sabbat ruhte über allem und allen.

Die Feste wurden mit dem gebührenden Pomp und aller Umständlichkeit auch in unserem Hause gefeiert. Es war schön, wenn zu Passah überall im Hause das neue Geschirr leuchtete und blitzte; es war fröhlich zu Purim, wenn getafelt und beschenkt und Mummenschanz getrieben wurde. Sukkes war wie ein Gedicht, das unter grünen Lauben zur Wirklichkeit wurde; Neujahr entzückte unsere Herzen mit seinen Symbolen und Verheißungen, und am Versöhnungstage klang selbst durch das Lachen der Kinder die Sehnsucht nach Heiligung. Ja, das ganze Jahr glich in unserem frommen Hause einem endlosen Gesang in vielen Strophen von Freude, Klage, Sehnsucht und Verzückung.

Wir Kinder waren jedesmal traurig, wenn ein Fest vorüber war, aber wir hatten doch auch an den Werktagen alles, was unser Herz begehrte. Wir waren überall gern gesehen, wurden verhätschelt und belobt, zu Hause wie anderwärts. Ich glaube, daß von unseren Freundinnen wohl kaum eine so ein behagliches Gefühl von Wohlhabenheit kannte, wie Fetschke oder ich. „Raphaels, des Russen Enkelkinder" nannte man uns, als wenn man damit unser Wappen malen wollte. Es war auch sehr angenehm, schöne Kleider zu tragen, Kopeken zu besitzen, die man an den Obstbuden ausgeben konnte; es war sehr angenehm, daß man mit Bewunderung auf uns zeigte. Wohl waren einige unserer Freundinnen aus reicheren Häusern als wir, aber schließlich kann eine Mutter nur ein Paar Ohrringe auf einmal tragen, und unsere Mutter hatte wunderschöne goldene, die ihr bis hinab auf die Schultern hingen.

Mit den Jahren boten uns unsere Eltern noch mehr als nur leibliches Wohlsein und soziale Stellung. Sie gaben uns eine Bildung — oder wenigstens bemühten sie sich dazu, — die in Polotzk rarer war als goldene Ohrringe. Denn das Ideal, uns modern zu erziehen, hatte mein Vater als unschätzbares Gut von seinen Reisen mitgebracht. Überhaupt hatten die Reisen meinen Vater erst zu dem gemacht, was er war. Als er Polotzk zum ersten Male verließ, war er ein Mann, der nicht für das Leben taugte, der zerfallen war mit der Welt und seinen Mitmenschen. Den religiösen Idealen der hebräischen Gelehrten war er nie sehr zugetan gewesen, und er entwuchs ihnen mit zunehmendem Alter immer mehr. Allein er wußte doch nicht recht, was er an die Stelle der Ideale, auf die er verzichtete, setzen sollte. Das streng orthodoxe System des Ghettojudentums erlaubte es ihm nicht, ein anderes Leben zu führen, aber er entdeckte in den großen Städten des Ostens und Südens eine neue Welt, in der er sich sehr bald heimisch fühlte. Die Juden, unter denen er dort lebte, waren zwar dem Geiste ihrer Religion treu, gestatteten sich aber mehr Freiheiten in ihrer praktischen Befolgung als die Leute in Polotzk. Statt die Beamten zu bestechen, damit die Kinder vom Schulzwang befreit wurden, drängten sich hier die Leute scharenweise zu jeder offenen Tür, die zur Bildung und Kultur führen konnte. Selbst den Mädchen gab man in Odessa und Cherson Bücher, und zwar nicht zu müßiger Unterhaltung, sondern als den Boden, auf dem ihr Leben reifen sollte. Mein Vater war empfänglich für derartige Ideen, und die neue Weltbetrachtung, die sie mit sich brachten, begeisterte ihn.

Als er nach Polotzk zurückkam, wußte er, was man an seinem früheren Leben gesündigt, und ging unverzüglich daran, es wieder gut zu machen. Er beschloß, soweit es die Polotzker Verhältnisse gestatteten, das Leben eines modernen Menschen zu führen.

Und der beste Anfang schien ihm die Erziehung seiner Kinder. Äußerlich mußte er sich den Gepflogenheiten seiner Umwelt anpassen, ebenso wie er dem Polizisten bei seinen Runden den schuldigen Tribut zollte, denn Spielraums bedarf jede Tat, und gesellschaftlicher Ausschluß hätte ihn nicht minder als polizeiliche Verfolgung zugrunde gerichtet. Wenn er aber seine Kinder richtig für das Leben stählte, dann würden sie sich dereinst nicht so leicht dem Joche zu beugen haben wie er, und seiner Kinder Kinder konnten vielleicht sogar freie Menschen werden. Bildung war der einzige Weg zum Heile.

Fetschke und ich erhielten unseren Anfangsunterricht von einem Rebbe auf ganz orthodoxe Art. Aber außer Hebräisch lesen, lehrte man uns auch übersetzen, und wir hatten eine weltliche Lehrerin daneben. Meine Schwester und ich waren sehr fleißige Schülerinnen, und mein Vater hatte, zufrieden mit unseren Fortschritten, große Pläne für unsere weitere Erziehung.

Mein Bruder, der mit fünf Jahren in die Heder kam, hatte nicht die mindeste Freude daran, tagelang über einer Druckseite sitzen zu müssen, deren Inhalt ihm nichts sagte. Weinend lehnte er sich dagegen auf, aber mein Vater war entschlossen, ihn nicht als Ignoranten groß werden zu lassen und mußte deshalb reichlich von dem Riemen Gebrauch machen, damit der Junge nicht die Schule schwänzte. Die Heder war für einen Jungen in Polotzk die einzig mögliche Anfangsschule, und so mußte Joseph wohl oder übel hin. So war denn das Leben für den armen Jungen ein unaufhörlicher böser Traum, den er nicht loswurde vor seinem elften Jahre. Dann erst durfte er in eine moderne Schule, wo Vernünftiges gelehrt wurde, und es zeigte sich, daß es nicht die Bücher gewesen waren, denen seine Abneigung gegolten, sondern die Blindheit der Hederlehrer.

Nach der Heimkehr meines Vaters aus dem „fernen Rußland" kam eine Reihe friedvoller Jahre, die wir in Behaglichkeit,

Zufriedenheit und festem Vertrauen auf den nächsten Tag verbringen durften. Alles gedieh, und wir Kinder wuchsen im Sonnenschein auf. Meine Mutter war mit meinem Vater in allen Plänen, die uns betrafen, eins. Obwohl sie ihre Jugend auf der Jagd nach dem Rubel hingebracht, freute es sie doch jetzt mehr, wenn unsere Lehrerin uns lobte, als wenn sie ein gutes Geschäft mit einem Teehändler abgeschlossen hatte. Fetschke, Joseph, ich und auch Deborah, als sie älter wurde, hatten die besten Aussichten selbst in Polotzk; aber das Geschick wollte es, daß wir unser Glück in einer Welt suchen sollten, von der sich mein Vater sicher nichts hatte träumen lassen, als er sich in Polotzk niederließ.

Ich habe jetzt erzählt, wer ich bin, wer meine Verwandten sind, wie ich ins Leben trat und was mich in eine neue Heimat bringen sollte. Bisher habe ich mich des Gedächtnisses meiner Eltern bedienen müssen, um die Lücken meines eigenen ausfüllen zu können. Aber von nun ab will ich mein eigener Lotse sein, der das Schifflein über das Meer der Erinnerungen führt. Wenn ich mich auch hin und wieder im Nebel der Ungewißheit verlieren oder gegen die Klippen der Phantasie laufen sollte, so hoffe ich doch endlich den Hafen zu erreichen und an der Küste freundliche Gesichter zu erblicken. Mein Boot ist Wahrheit, und Tatsachen sind meine Leuchtfeuer auf hoher See.

Fünftes Kapitel.

Ich erinnere mich noch ...

Der Tod meines Großvaters. — Die Stätte meiner Kindheit. — Das „Korpus". — Der Stadtwall. — Der Aberglauben von den „Blindeblumen". — Der „Platz" von Polotzk. — Die „Lange Straße" und ihre Merkwürdigkeiten. — Erster Eindruck von der Natur. — Die Bäder in der Polota. — Materielle Genüsse. — Im Winter. — Schneebälle. — Schlittenfahrten. — Das öffentliche Bad. — Wie meine Schwester und ich uns beschäftigen. — Ich bin größer als die „kleine Leah". — Beim Federlesen. — Spukgeschichten. — Spielgefährten und Spiele. — „Ungläubige" spielen. — Erzählen, Tanzen und Singen. — Meine Freude am Müßiggang. — Der Sonnenaufgang.

Mein Vater oder meine Mutter könnten manches erzählen, was ich wieder vergessen, oder was ich auch nie in mich aufgenommen habe. Allein meine Absicht ist es, meine Kindheit nur aus den Bruchstücken wieder zusammenzusetzen, die mich in späteren Jahren mit dem Staunen und der Wehmut des Erinnerns erfüllten. Ich möchte die Dinge beleuchten, die wie kleine Laternen über den verschlungenen Pfaden der Vergangenheit in meinem Gedächtnis hängen, und die mir eine undeutliche Gestalt zeigen, die ich selber bin, und von der ich mich doch immer und immer wieder fragen muß: „Bist du das wirklich gewesen?"

Viel Vertrauen zu der allerfrühesten Kindheitserinnerung habe ich nicht, da ich aber die Vergangenheit nicht zu überschauen vermag, ohne auch auf diese ernste kleine Szene wie auf eine Tür, an der ich nicht vorübergehen kann, zu stoßen, muß ich sie niederschreiben, ohne ihr mehr Wert beizumessen, als sie in dem Netz der Erinnerungen verdient. Ich sehe vor mir ein leeres, dunkles Gemach, in dessen Mitte auf dem Fußboden eine große Gestalt unter einem schwarzen Tuch liegt. Kerzen brennen zu Häupten dieser Gestalt; verschwommene Figuren kauern an den

Wänden und bewegen sich hin und her. Kein Laut ist im Zimmer; nur ab und zu stöhnen oder seufzen die Schatten. Ein Kind schleicht auf Zehenspitzen in stiller Neugier immer und immer wieder um die Gestalt am Boden herum.

Die Gestalt auf dem Boden war mein Großvater, der aufgebahrt war für das Begräbnis. Das Kind war ich, — ich, der sich die Fragen des Todes stellten.

Ich war vier Jahre alt, als meiner Mutter Vater starb. Kann ich mich wirklich dieser kleinen Szene erinnern? Vielleicht habe ich sie nur von einem nahen Verwandten beschreiben hören, wie ich so manche Anekdote aus meiner Kinderzeit hörte und sie unbewußt mit eigener Erinnerung verschmolzen. Aber die Szene eignet sich so recht für den Anfang: die Dunkelheit, das Geheimnisvolle, das Undurchdringliche. Für mich wäre sie durchaus charakteristisch, wenn ich, wie ich mir stets eingebildet, wirklich bei Kerzenschein den Toten so eifrig betrachtet habe. Es ist mir später oft so gegangen, daß ich aus der ganz gewöhnlichen Bedeutung von Ereignissen stets speziell für mich Bedeutsames herausgelesen habe. Wie dem auch sei, in dem vorliegenden Falle ist es mir nicht unwahrscheinlich, daß mein Sinn für das Dramatische später aus dieser Szene mehr herausgeholt hat als meinem ursprünglichen Interesse für den Tod meines Großvaters entsprochen haben mag. Wenn ich wirklich einen solchen Selbstbetrug begangen habe, so werde ich jetzt dadurch genügend bestraft, daß ich gleich am Anfang Mißtrauen gegen die Echtheit meiner Erinnerungen äußern muß.

Die Stätte der Kindheit pflegt, wenn sie nicht in späteren Jahren wiederaufgesucht wird, in der Phantasie als ein ungeheures Gebäude zu erscheinen, in dessen weiten Räumen sich das kleine Ich völlig zu verlieren droht. Merkwürdigerweise habe ich niemals so empfunden. Meines Großvaters Haus, wo ich zur Welt kam, steht auch in meinem Gedächtnis als das

kleine, einstöckige Holzhaus, dessen Schornsteine nicht höher in den Himmel ragten als die der Nachbarhäuser. Das Haus stand in gleicher Entfernung von der Straße wie die anderen, aber sein Hof war von der Straße abgegrenzt durch einen Lattenzaun, vor dem — das weiß ich noch ganz genau — eine Bank stand. Das Hoftor war so hoch über dem Erdboden, daß vierfüßige Besucher nicht zu warten brauchten, bis man es öffnete. Schweine fanden ihren Weg unter dem Tor hindurch hinein und wieder hinaus: sie grunzten beim Eintritt und quiekten, wenn man sie hinausjagte.

Vom Innern des Hauses erinnere ich mich nur eines einzigen Zimmers, und auch eigentlich weniger des Zimmers als des Fensters, vor dem eine blaue Gardine hing, und durch das man den Blick auf einen schmalen, von Mauern umschlossenen Garten hatte, in dem dunkelrote Dahlien blühten. Der Garten gehörte zum Nachbarhause, wo das Christenmädchen wohnte, das immer so freundlich zu mir war.

Was die Dahlien anbetrifft, so hat man mir inzwischen gesagt, daß es Mohn war. Als gewissenhafter Historiker bin ich zwar verpflichtet, jedes Gerücht zu verzeichnen, aber ich muß mir das Recht wahren, an meinem eigenen Eindruck festzuhalten. Ja, ich muß auf den Dahlien bestehen, wenn ich nicht den ganzen Garten fahren lassen will. Ich habe so lange fest an Dahlien geglaubt, daß, wenn ich statt ihrer mir über den Mauern Mohn vorstelle, der ganze Garten aus meinen Augen entschwindet und nur ein ödes Nichts in meiner Erinnerung verbleibt. Ich habe nicht das geringste gegen Mohn. Es handelt sich nur darum, daß mir meine Illusion wahrer ist als die Wirklichkeit. Wie häufig bauen wir unsere Welt auf einem Irrtum auf und schreien, daß das ganze Weltall in Stücke gehe, wenn jemand auch nur den Finger hebt, um den Irrtum durch Wahrheit zu ersetzen!

Die Gegend, in der wir wohnten, war ruhig. Auf der

anderen Seite der engen Straße lag die regelmäßige Front des „Korpus", der Militärschule, mit ihren geraden Reihen ladenloser Fenster. In unseren Augen war es ein imposantes Gebäude, da es aus Ziegeln gebaut und mehrere Stock hoch war. Mir ist, als sähe ich an einem der Fenster einen Militärschneider Uniformen flicken. Ich kannte die Uniformen und lernte später auch den Schneider kennen. Ob er aber nicht schon, ehe ich alt genug war, um bis zum Hoftor zu trippeln, nach Amerika ausgewandert war, wo er dank eines gut gehenden Konfitürenladens im Kreise einer an Zwillingen und Drillingen reichen Familie sein Glück fand, weiß ich nicht.

Hinter dem Haus meines Großvaters befand sich ein niedriger Hügel, dessen ich mich aber nicht als einen Berg erinnere. Vielleicht war es nur eine Erdwelle. Jedenfalls gehörte diese Erhöhung mit zum Stadtwall, über den die Promenade führte, und von dem es hieß, daß er die Gräber napoleonischer Soldaten enthielt. Für mich bedeutete diese historische Legende wenig, da ich keine Ahnung hatte, wer Napoleon gewesen war.

Es war auch nicht meine Art, jedem Gerücht, das mir zu Ohren kam, Glauben zu schenken. Unter den wilden Blumen an den Rasenhängen des Walls blühten auch kleine Margueriten, die im Volksmund „Blindeblumen" hießen, weil man sagte, daß Kinder, die sie pflückten, für ihren Übermut mit Blindheit gestraft würden. Ich war stets übermütig, wenn ich nicht gerade schlief, und pflückte ganze Hände voll „Blindeblumen" hinter dem Hause, ohne mein Augenlicht zu verlieren. Wenn mein Glaube an Ammenmärchen dadurch auch erschüttert wurde, so behielt ich doch meine Entdeckung für mich und erzählte sie nicht einmal meinen Spielgefährten. Auch in der Folge erinnere ich mich verschiedener Beispiele für die merkwürdige Erscheinung, daß ich vollauf zufrieden war, wenn ich etwas für mich ausfindig gemacht hatte. Es kommt mir jetzt merkwürdig vor, weil

ich jetzt nicht mehr so zurückhaltend bin. Wenn ich irgend etwas entdecke, und sei es auch nur eine neue Schattierung in den Sonnenuntergangstönen, muß ich die Tatsache meinen sämtlichen Freunden verkündigen. Ist es möglich, daß ich in meiner kindlichen Einfalt bereits erkannte, daß Heimlichkeiten zu der Luft gehörten, in der wir lebten, daß Wissen nur wenigen zukam und nicht selten als Kapitalverbrechen galt?

Zur Sommerszeit lebte ich meistens im Freien. Ich fand häufig Gelegenheit, meine Mutter im Laden aufzusuchen, was für mich schon einen weiten Weg bedeutete. Wenn der Auftrag, den ich ausrichten sollte, nicht eilte — aber vielleicht auch dann —, blieb ich gewöhnlich lange am „Platz" stehen, zumal wenn ich nicht allein ging. Der Platz war ein Rechteck mitten in einem größeren Stück freien Geländes; er war mit Rasen bedeckt und von einer schattigen Promenade umzogen. Die Vorderseite des Korpus lief auf den Platz hinaus, der eigentlich Exerzierplatz war. In der Runde standen die schönen Wohnhäuser der Offiziere und eine große, weiße Kirche. Diese Gebäude erregten mein mit Angst untermischtes Interesse, besonders die Kirche, die ja Wohnsitz und Heiligtum des Feindes war. Auf dem Platz aber fürchtete ich mich nicht zu spielen und mich zu vergnügen. Ich sah mit Vorliebe den Kadetten beim Exerzieren und Ballspielen zu, ging auch gern ganz nahe an ihnen vorbei, wenn sie zu zwei und zwei mit ihren tadellosen, weißen Hosen und Jacken und mit den Schirmmützen promenierten. Mit besonderer Freude tummelte ich mich mit meinen Spielkameraden dort. Wir zogen alle möglichen geometrischen Figuren in den Sand auf allen vier Seiten der Promenade, Muster von einer Vielfältigkeit, wie sie nur nimmermüde kleine Füßchen zu ziehen vermögen. Wenn man ganz ins Spielen versank und alle Furcht vergaß, konnte man sich sogar auf den schweren Eisenketten schaukeln, die das Denkmal an der einen Platzseite umschlossen, bis man

von der Wache weggejagt wurde. Das Denkmal war das einzige in ganz Polotzk. Wen oder was es vorstellen sollte, weiß ich nicht. Es war eben das Denkmal, wie der Himmel der Himmel oder die Erde die Erde war: als einzige Erscheinung seiner Art geheimnisvoll und allen Fragen entrückt.

Von der Stadt war es nicht weit zu den Feldern und Wäldern. Mein Vater liebte es, uns Kinder an den Sabbatnachmittagen auf lange Spaziergänge mitzunehmen. In meinem Gedächtnisse leben deutlich einzelne Bilder von den Orten, die wir aufsuchten, aber ich zweifle, ob sie jemand aus meinen Beschreibungen wiedererkennen kann. Vergeblich bemühe ich mich, das Panorama der Landschaft heraufzubeschwören. Selbst wenn vom Wall aus das weite flache Land nach allen Richtungen offen vor mir lag, vermochte mein ungeübter Blick doch nicht das Ganze auf einmal zu umfassen. Ich sah die Häuser in den Straßen unten, die allesamt auf den Markt hingingen. Die Landstraßen liefen ins Land hinaus und verschwanden in der sonnigen Ferne, wo der Rand der Erde und der Rand des Himmels zusammenpaßten wie der Deckel an einen Schmuckkasten. In alledem sah ich, was Kinder zu sehen pflegen: unzusammenhängende Teile einer unendlich weiten, geheimnisvollen Welt. Allein obwohl meine geographischen Begriffe nicht scharf sind, und die Szenen, deren ich mich erinnere, mir vorkommen wie die Teilbilder eines Zusammensetzspieles, stockt mir doch der Atem, wenn ich mich mühe, die einzelnen Stücke zusammenzusuchen und aneinander zu passen. Gewisser Dinge bin ich ganz unwiderruflich sicher; anderes mag man ruhig verbessern, wenn man Fehler sieht. Aber man mag Polotzk noch so gut durchforschen und mir zeigen, wo ich mich irre, ich glaube, daß ich immer noch ein besserer Führer bin. Man mag mir sagen, daß die oder jene für mich an Ereignissen reiche Straße überhaupt nicht existierte, aber das raschere Klopfen meines Pulses, das beklemmende

Gefühl deutlicher Erinnerungen beweist mir trotz allem, daß sich hier oder da dies oder jenes abgespielt hat; und man wird mir schließlich doch glauben müssen. Über die verblichenen Bilder halb wahrer, halb erträumter Geschehnisse führt der Pinsel der Erinnerung und hebt hier eine Wegmarke, dort eine Gestalt deutlicher hervor, und meine Füße wandeln alte Wege wieder und ich erlebe Vergangenes neu. Das Klopfen meines Herzens verrät, daß es einmal Wirklichkeit war.

Manchmal führte mein Vater uns die „Lange Straße" hinaus. Es gibt allerdings in der ganzen Umgebung von Polotzk keine Straße dieses Namens, aber ich weiß noch recht genau, daß der Weg lang war für meine kleinen Füße. Und lang ist auch der Weg für die rückschweifenden Gedanken; langsam kriechen sie die Straße entlang wie die Strahlen der sinkenden Sonne.

In der sonnigen, staubigen Straße lag zunächst das Haus eines uns bekannten Bauern, wo wir stets Rast machten und unseren Durst löschten. Ich erinnere mich eines kühlen, grauen Raumes, einer Frau, die mit bloßer Brust und barfuß uns den gastlichen Trunk reichte, und eines kleinen Kindes, das in seiner tiefen Wiege fast erstickte, die an Stricken von der Decke hing. Weiterhin bot der Weg uns schattige Bäume und hohes, raschelndes Gras. Wenigstens ist das alles, was in meiner Vorstellung lebt von der Strecke der Straße, die keine besonderen Merkmale hatte. Auf dem ferneren Weg liefen und spielten wir. Mein Vater versteckte sich selbst im Korn und wir stürmten in die Halme, ihn zu suchen. Lachend tummelten wir uns weiter, bis der langgezogene Pfiff einer fernen Lokomotive an unser Ohr schlug. Die Eisenbahnschienen waren jenseits des Feldes zur Linken des Weges zu sehen. Das Kornfeld lag zur Rechten. Wir stellten uns auf die Zehenspitzen, winkten und riefen, während der endlose Zug mit rasender Geschwindigkeit vorübersauste und seine Rauchfahne zurückließ.

Der vorüberrollende Zug hatte für mich stets etwas wunderbar Aufregendes. Woher kam er und wohin flog er, und welches Gefühl mußten die haben, die an seinen Fenstern standen? Wenn mir je die erste Ahnung einer Welt hinter Polotzk kam, dann war es zu jener Zeit, obwohl ich mich nicht deutlich daran erinnere.

Irgendwo auf der „Langen Straße" war auch der Ort, wo wir einmal eine Hochzeit mitmachten. Ich weiß nicht, wer wen heiratete und ob die beiden nachher glücklich miteinander lebten, ich weiß nur, daß, als die Tänzer müde getanzt und wir uns satt gegessen an all den Leckerbissen, der Morgen dämmerte, und daß verschiedene junge Leute in das nahe Wäldchen spazieren gingen. Mich nahm man mit — wer war es wohl? — und verlor mich unterwegs. Jedenfalls war ich ein anderer Mensch geworden, als sie mich wiederfanden, denn ich hatte eine schier unendliche Weile in einer ihnen fremden Welt verbracht. Ich hatte meinen ersten Sonnenaufgang gesehen, hatte erlebt, wie sich die Frühröte heimlich durch die silbernen Birken stahl. Und jenes Wäldchen stand auf der linken Seite der Straße.

Noch einen anderen Ruheplatz hatten wir in jener Richtung. Es war der Ort, wohin meine Mutter all ihre Pflanzen zum Überwintern geschickt hatte, weil sie aus irgend einem Grunde in dem betreffenden Jahre nicht im Hause bleiben konnten. Wir Kinder gingen einmal dahin, und die Erinnerung daran malt sich in Rot und Weiß und Lila.

Die Lange Straße lief immer, immer weiter gerade aus; ich kann mich keiner einzigen Biegung erinnern. Aber wenn die Sonne sank und der Abendwind sich erhob, mußten wir umkehren. Zuweilen kam der erste Stern und schied der Sabbat, ehe wir zum Essen heimkamen.

Ein anderer Weg führte über die Polotabrücke aus der Stadt. Mehr als ein Ausflug in jener Richtung ist mir im Ge-

dächtnis geblieben. Manchmal waren wir eine große Gesellschaft, zu der sich noch verschiedene Vettern und Tanten gesellten. Während ich davon spreche, kommt mich ein liebevolles Gefühl an für diese Verwandten, die meine Erlebnisse dort im Freien geteilt haben. Sonst wüßte ich kaum von einer Tugend in unserer Verwandtschaft, aber die Wanderlust gefiel mir ja von je. Vermutlich bin ich damals nicht immer nur auf eigenen Füßen gewandert. Ich war sehr klein und wenig kräftig. Ich kann mich zwar nicht erinnern, daß man mich getragen hat, aber wenn einer meiner großen Onkel mich damals auf seine Schultern genommen hat, so liebe ich ihn sicherlich dafür erst recht.

Die Dwina hätte die Polota doppelt und dreifach in sich aufnehmen können, und doch überflutete der kleinere Fluß eines Tages mein ganzes Weltall. Auf dem diesseitigen Ufer des Flusses, von Polotzk aus gesehen, möchte ich einen blühenden Strauch pflanzen, Flieder oder Rosen, zum Gedenken an das Leben, das mir einmal dort erblüht ist.

Gemächlich waren wir aus der friedlichen Stadt geschlendert. Es war im ersten Frühling, und Himmel und Erde hielten wie warme Hände wartend alles Leben geborgen. Die jungen, grünen Blätter zitterten an den Zweigen, und das grüne, grüne Gras funkelte. Wir wollten ein wenig Rast machen und lagerten uns kurz vor der Brücke. Das Leben durchströmte uns voll und frei wie das Wasser, das die Brückenpfeiler umflutete.

Am jenseitigen Ufer lag Ackerland, gelbgrün im ersten Wachstum. Ein Bauer zog mit seinem Pflug lange, schwarze Furchen. Ich sah zu, wie er auf und nieder ging, und wie sich bei jeder Wendung ein neuer, schwarzer Streifen längs des Ufers streckte. Plötzlich fing er an zu singen, einen rauhen Bauernsang. Ich hörte nur die Melodie, aber der Sinn ging in meinem Herzen auf — es war ein Lied von der Erde und von ihren Hoffnungen. Lange saß ich und lauschte und sah ihm

gebannt zu. Ich fühlte, daß sich mir Neues entschleierte. Etwas in mir rief nach Leben und schwieg wieder. Auf mich winziges Geschöpf brach die Allgewalt der Natur nieder. Einen Augenblick lang spürte meine kleine Hand den großen Pulsschlag der Schöpfung, aber meine Finger faßten nichts. Für die Spanne eines einzigen Herzschlags war mir Erkenntnis geworden, aber dann war ich wieder das einfältige Kind. Aber Himmel und Erde hatten sich mir geweitet. Ein höheres Leben war mir aufgedämmert.

Nicht plötzlich, sondern allmählich werden wir geboren. Erst kommt der Leib, dann die Seele zum Leben. Und die Geburt und das Wachstum der Seele geschieht für die, die ihr Innenleben beachten, langsam und unter großen Schmerzen. Unsere Mütter tragen nur die Leiden der physischen Geburt, die schwereren Wehen des geistigen Werdens müssen wir selber auf uns nehmen. Wir tragen Falten und Runzeln als Merkmale solch allmählicher Geburt, und alle Stufen dieses Prozesses sind verzeichnet in den Linien des Gesichtes, hinterlassen ihre Spuren im Gehirn. Wer mich sieht, weiß, daß auch ich nicht nur einmal geboren bin. Und meine erste Selbstgeburt geschah, wie ich eben erzählt habe, an jenem Frühlingstag meines Lebensfrühlings. Darum möchte ich einen Blütenstrauch an dem grünen Ufer der Polota pflanzen, damit er Zeugnis sei für das ewige Werden.

Es machte uns viel Spaß, über die Brücke zu laufen und auf das Klappern zu hören, das die festbesohlten kleinen Schuhe in den Balken weckten. Wenn wir an dem Obstgarten rechter Hand vorüberkamen, erinnerten wir uns an die Früchte, die wir im vergangenen Sommer dort gepflückt hatten. Der nächste Rastort lag für uns erst hinter der Schenke am Wege, wo der blödsinnige Junge wohnte, der mir beim ersten Male solchen Schrecken einjagte. Der Ort war recht armselig; es stand aber

dort ein Eiskühlhaus, das einzige, das ich kannte. Wir durften es betreten und uns die grünschimmernden Eismassen im Halbdunkel ansehen. Wir holten einige Krüge süßlichen, dunklen Lagerbiers, die wir in der Sonne vor der Tür leerten. Den Geschmack und den Geruch dieses Getränkes werde ich ebensowenig vergessen wie die wunderbare Kälte in dem Eisraum.

Dunkel erinnere ich mich auch eines Klosters in jener Gegend, aber ich war nach der langen Wanderung recht müde und schläfrig und froh, umkehren zu dürfen. Die Sterne standen schon am Himmel, als wir heimkamen, und die Männer unserer Gesellschaft blieben mitten auf der Straße stehen und segneten den Neumond.

Gern gedenke ich unserer Bäder in der Polota. Wenn im Sommer an den Freitagnachmittagen die Arbeit der Woche getan war, wenn die Häuser der guten Hausfrauen in Erwartung des Sabbats blitzten, zogen Frauen und Mädchen scharenweise schwatzend und lachend zum Flußufer. Es war dort eine besondere Stelle den Frauen zugewiesen. Wo die Männer badeten, weiß ich nicht mehr. Aber unser Badeplatz lag unmittelbar hinter Bonderoffs Sägemühle. Ich sehe noch die abschüssigen grünen Uferhänge vor mir und das sonst so sanfte Wasser um das Mühlrad schäumen und gischten.

Das Gebüsch am Ufer bot den Badenden Schutz. Badeanzüge gab es überhaupt nicht, was die Wassernixen aber nicht weiter genierte, denn sie waren von den öffentlichen Warmbädern her gewöhnt, einander nackt zu sehen. Sie fürchteten auch keine Störung, da ja der Platz ihnen geweiht war. Sie planschten herum, lachten und neckten sich, mit nassen Haaren und ungezwungenen Bewegungen. Ich wüßte nicht, wann ich die Mädchen sich je so tummeln und tollen gesehen hätte. Es war ein hübsches Bild, aber die Badenden wären über die Maßen entsetzt gewesen, wenn man ihnen gesagt hätte, daß man nackte

rauengestalten abbilden könnte. Wenn jemand in ihre Abeschlossenheit einbrach, was meines Wissens zu meiner Zeit ur einmal geschah, ergriff die Badenden ein panischer Schrecken, ls gälte es ihr Leben. Kreischend duckten sie sich zusammen, ef ins Wasser; einige bedeckten, aus dem Instinkt eines Straußen eraus, das Gesicht mit den Händen, andere flüchteten zu ihren achen am Ufer und kauerten sich hinter irgend ein unzureichenes Kleidungsstück. Die tapfersten der Najaden bewarfen die nverschämten Ruhestörer mit Kieseln, die ihrerseits aus ihrer igentlich nur zum Schutz der Keuschheit bestimmten Laubdeckung nit Hohn und Spott erwiderten. Aber die Christenjungen ußten meist mit Hast und mit Strafen die Flucht ergreifen. enn ein Hemd oder ein Unterrock kann unter solchen Umänden zur Amazone verwandeln. Und wehe dem Schamlosen, er noch nicht fort war, wenn die Rächerinnen erst das Dickicht iedergewonnen hatten. Püffe und Prügel waren sein Teil nd Flüche folgten seinem Rückzug.

In lebhaftester Erinnerung steht mir vieles, was mit Essen nd Trinken zusammenhing. Lieber würde ich manche Erinnerung an meine Spaziergänge samt den grünen Bäumen, em Frühlingshimmel und all ihren Freuden verlieren, als ie Bilder von den Mahlzeiten nach diesen Sabbatwanderungen. ch versuche mich auch nicht den Empfindsamen gegenüber zu ntschuldigen, denen mein Geständnis als Enthüllung höchsten Materialismus' erscheinen muß. Ich tröste mich mit dem Geanken, daß vieles, was dem Idealisten Schlacke bedeutet, Gold ür den Psychologen ist. Tatsache ist, daß ich, obwohl ich doch in zartes Kind war, mit rechtem Behagen mein Essen genoß, nd daß ich mit noch größerem Behagen heute die Erinnerung aran genieße. Ich kann noch jetzt eine volle halbe Stunde n Gedanken an die himmlischen, dicken Käsefladen verträumen, ie wir am Sonnabend bekamen.

Die Winter meiner frühen Kindheit verbrachte ich in verhältnismäßig starker Abgeschlossenheit. Da meine Gesundheit schwach war, hielten es meine Großmutter und Tanten für klüger, mich im Hause zu halten. Wenn ich aber schon ausgehen durfte, war ich so dick bemäntelt, behandschuht und mit Tüchern umwickelt, daß die Kälte nicht einmal bis zur Nasenspitze durchdringen konnte. Schlittschuhlaufen, Rodeln oder Schneemänner bauen tat ich nie. Wenn ich doch einige Erfahrung von Schneebällen hatte, so kam sie mir nur dadurch, daß mich die Christenjungen damit bewarfen. Die Art und Weise, mit der ich noch heute einem Schneeball ausweiche, beweist mir, daß ich diese Kunst in den furchtsamen Kinderjahren lernte, wo ich so manchen Kniff anwenden mußte, um Schlägen auszuweichen. Ich war stolz, als ich vor wenigen Jahren die Entdeckung machte, daß ich keine Angst hatte, einen Schlagball im Fluge aufzufangen. Aber die Furcht vor Schneebällen habe ich bisher noch nicht überwinden können. Wenn ich an Schneeballtagen um eine Ecke komme, wird mich kein Junge mit verräterisch vollen Taschen den Kopf senken oder meine Schritte beschleunigen sehen, aber innerlich zucke ich doch bei jedem Wurf zusammen. Und an dieser geheimen Demütigung gebe ich dem alten Polotzk die Schuld und der langen Kette von Kränkungen und Erniedrigungen. Der Teufel Furcht läßt sich nur schwer vertreiben.

Allein ich will die freudigen Wintererinnerungen heraufbeschwören, so gut ich kann. Wir fuhren Schlitten. Eigene Pferde haben wir nie gehalten, aber dafür standen uns die Pferde unserer Kunden vom Lande stets zur Verfügung, und sie verhalfen uns zu manch fröhlicher Fahrt mit unserem Dwornik als Kutscher, während die Eigentümer im Laden mit meiner Mutter um den Seifenpreis feilschten. Wir hatten keinen schönen Schlitten mit Kissen und Pelzdecken, auch keine Silberglöckchen am Geschirr. Unser Schlitten war kahl, und wurde gewöhnlich

zum Holzfahren gebraucht. Er war mit Stroh und Sackleinewand ausstaffiert, und die Zügel waren nichts als geknotete Stricke. Aber die Pferde flogen, wenn es uns Spaß machte, über den Fluß und das andere Ufer hinauf. Was scherte es uns, ob wir Glocken hatten oder nicht, der alte lustige Jakub sang, die Peitsche knallte und wir Kinder lachten. Das Vergnügen war nicht minder groß, als wenn wir, was auch gelegentlich geschah, in einem prächtigeren Schlitten fuhren, den einer unserer reicheren Gäste uns lieh. Rot wie Äpfel sahen wir aus, wenn wir um die Dämmerung zum Abendessen nach Hause kamen. Ich sehe noch die brennenden Wangen meiner Schwester, die gegen das kurzgelockte Haar abstachen wie geschminkte Puppenbäckchen. Mein kleiner Bruder sah rosig aus und fast aristokratisch in seinem Wintermäntelchen, der roten Binde und seinem Pelzmützchen mit Ohrenklappen. Was mich anbetrifft, so war meine Nase sicherlich purpurn und meine Backen ihrer würdig, wie sie es heute noch bei Kälte zu sein pflegen. Aber es war eine herrliche Zeit.

In bestimmten — ich meine, unbestimmten — Abständen wurden wir eingepackt und es ging ins öffentliche Bad. Das Unternehmen war so groß, daß es einen halben Tag in Anspruch nahm. Dazu war im Winter die Gefahr einer Erkältung so stark, daß es kein Wunder war, wenn es nicht allzu häufig geschah.

Die Badeanstalt lag am Flußufer. Jedesmal blieb ich erst draußen stehen, um das arme, geduldige Pferd an der Wassermühle zu begrüßen, mittels der das Wasser in die Baderäume gepumpt wurde. Damals hegte ich noch keine sentimentalen Gefühle Tieren gegenüber. Tierbücher kannte ich ebensowenig, wie ich etwas von Tierschutzvereinen wußte. Aber mein Mitleid regte sich von selber beim Anblick des armen Tiers in der Drehmühle. Ich war daran gewöhnt, Pferde schwer arbeiten

und sie mißhandeln zu sehen. Dies Pferd hatte unter keiner Last zu keuchen, niemals traf es ein Peitschenhieb, und dennoch tat es mir leid. Immer die gleiche enge Runde ging es mit hängendem Kopf und ausdruckslosen Augen; immer die gleiche Runde den lieben, langen Tag, ohne Zügel und Zaum, die Vermittler eines lebendigen Willens; immer die gleiche Runde, niemals angetrieben, niemals zurückgehalten, niemals angeredet; immer die gleiche Runde, die gleiche Runde, eine wandelnde Maschine mit Augen, die nicht leuchteten, mit Zähnen, die nicht knirschten, mit Hufen, die nicht schlugen; immer die gleiche Runde tagaus tagein. Ich wußte, was das Leben eines Pferdes sein konnte, wenn es verwachsen war mit dem seines Herrn: ereignisreich, unruhig, überraschungsvoll; verzogen und mißhandelt, geliebt und mißbraucht; heute das hallende Stadtpflaster unter den Hufen, um sich das Gesumm von Menschen und Tieren auf dem Marktplatz, morgen über weiches Land mit fliegenden Flanken, bald hier bald dort von freudigem Gewieher begrüßt. Wie leer war dagegen das Leben des Mühlenpferdes! So leer und öde und eintönig wie das Leben so vieler Frauen in Polotzk, wenn ich damals die Gemeinsamkeit erkannt hätte.

Doch zurück zu meinen Waschungen!

Wir kleiden uns in einem Raum aus, der unmittelbar an den Eingang anschließt, und den nichts ziert als Bänke an den Wänden. Es gibt weder Schirm noch Schutz gegen die Zugluft, die bei jedem Öffnen der Tür hereinschlägt. Ein Wirrwarr von Tönen klingt uns entgegen, wenn wir in den Baderaum eintreten — schrille Stimmen von Frauen, heisere Stimmen von Wärterinnen, Kinderweinen und -geschrei, und Wasserrauschen. Die Hitze des Raumes stößt uns förmlich zurück und Dampfwolken drohen uns zu ersticken. Endlich entdecken wir eine leere Bank und umgeben uns im Halbkreis mit Holzeimern, die wir

aus dem ganzen Raum zusammensuchen. Hin und wieder stürzen sich zwei Frauen gleichzeitig auf den gleichen Eimer, wobei ein Gekeif entsteht, im Verlaufe dessen die Streitenden alle nur erdenklichen Laster, Spottnamen und sämtliche unerfreuliche Verwandte, lebende, tote und noch ungeborene, einander vorwerfen. Schließlich greift eine Wärterin mit mehr Muskelkraft als Überredungskunst ein und unterstreicht ihren Schiedsspruch mit Schimpfworten, die sie für diese Gelegenheit eigens prägt. Die Mitte des Raumes, wo die Badenden ihre Eimer mit Wasser füllen, gleicht einem Schlachtfeld, zumal an Tagen starken Besuches. Auch die Friedfertigsten hören mit Schrubben auf, um zur größten Freude ihrer wasserscheuen Sprößlinge dem lebhaftesten Gezänk zu lauschen.

Ich beobachtete mit Vorliebe den „Poll", diesen Ort der Qual und heldenmütiger Standhaftigkeit. Der Poll besteht aus einer Stufenfolge, die nach oben zu in immer höhere Hitzegrade führt. Die Badenden, die ein Schwitzbad nehmen wollen, müssen sich auf jeder Stufe einige Minuten der Länge nach hinlegen, während ihnen eine Wärterin mit einem Besen herzhaft schmerzende Schläge versetzt. Zuweilen versteigt sich eine Frau zu hoch und muß ohnmächtig wieder herabgeholt werden. Auf dem Poll wird auch das Schröpfen besorgt. Ich fand immer, daß der Rücken der Patientin mit den gleichmäßigen Schröpfkopfreihen aussah wie eine Matzenpfanne. Natürlich brauchte ich nie auf den Poll: dazu war ich nicht kräftig genug. Und meine Prügel bekam ich auch zu Hause.

Der zweite Hauptgegenstand des Interesses ist die „Mikweh". Sie besteht aus einem großen Wassertümpel, in den Stufen hinabführen. Jede verheiratete Frau muß hier in bestimmten Abständen die vorgeschriebenen rituellen Waschungen vornehmen. Reinlichkeit ist ebenso strenge Pflicht wie Frömmigkeit, und ihre Anwendung ist genau angegeben. Die Frauen werden

von Wärterinnen zur Mikweh vorbehandelt unter den neugierigen Blicken der Kinder. Sie werden in dem Tümpel bestimmte Male mit den Köpfen untergetaucht. Das Wasser steht tagelang und sieht weder frisch aus, noch riecht es so. Aber es gab in Polotzk keine Bazillen, also nahm man ebensowenig Anstand am Gebrauch des Tümpels wie an dem der ebenfalls vom ganzen weiblichen Ort benutzten Eimer. War jemand zu zimperlich dazu, dann konnte er für fünfundzwanzig Kopeken eine Badewanne für sich in einem anderen Raum des Bades erhalten. Es gab also selbst in Polotzk noch einen Luxus für die Reichen.

Gereinigt, mit geröteter Haut und noch dampfend gehen wir endlich zurück in den Ankleideraum, wo uns der Zug von der Tür her schauern macht. Und dann ziehen wir, bis über die Augen eingemummelt, durch die kalte, freie Luft nach Hause. Es war ein Anblick, als wenn so und so viel große Ballen mit so und so viel kleinen Ballen durch die Straßen eilten. Bekannte, die wir unterwegs treffen, grüßen uns mit einem „zu refueh" (zum Wohl!). Frauen, die in der Mikweh gewesen und als ersten einen Ungläubigen treffen, müssen zurück und die Zeremonie der Reinigung wiederholen. Um diesem Mißgeschick zu entgehen, zogen sie ihre Tücher tief über die Augen, um jeden unheiligen Anblick zu vermeiden.

Zu Hause bekamen wir ein besonders großes Stück Kuchen zum Tee und wurden überhaupt behandelt wie Helden nach der Heimkehr aus siegreicher Schlacht. Die Einzelheiten unserer Expedition wurden berichtet, meine Mutter klagte, daß mein kleiner Bruder nun zu alt würde, um noch ins Frauenbad mitgenommen werden zu dürfen, und daß er von nun an mit den Männern gehen müßte.

Meine Wintereinsamkeit wurde nicht von meiner älteren Schwester geteilt, die sonst meine ständige Gefährtin war. Sie durfte häufiger ausgehen als ich, da man bei ihr nicht so leicht

eine Erkältung zu befürchten hatte wie bei mir. Sie pflegte so zu lamentieren, wenn meine Mutter fort in den Laden mußte, daß sie sie, schon als sie noch ganz klein war, gewöhnlich mitnahm. Fest eingemummelt, die feisten Bäckchen gerötet von der schneidenden Kälte und mit vor Frost tränenden Augen lief sie den ganzen Tag über hinter meiner geschäftigen Mutter her, spielte hinter der Ladentafel oder nistete sich ein unter den weichen Hafer- und Roggensäcken. Sie wärmte sich die Händchen über Mutters glühendem Holzkohlenbecken — es stand kein Ofen im Geschäft — und lernte auch bald, sich darüber zu stellen, ohne daß das Kleidchen Feuer fing.

Fetschke war wie ein Füllen, das sich nicht von der Stute trennt. Ich gebrauche dieses Bild nicht aus mangelndem Respekt, sondern nur aus innigem Mitgefühl. Fetschke hing sich an meine Mutter anfangs nur liebe- und schutzsuchend, aber unter dem Deckmantel der Zärtlichkeit erfuhr sie eine strenge Schulung. Sie lernte früh aus dem Vorbild meiner Mutter, daß Kopf, Hände und Füße zur Arbeit geschaffen sind. Sie lernte sich dem Joche beugen, Bürden tragen und mehr für andere zu tun, als ihr je vergolten werden konnte. Sie lernte es, Zuckerzeug um sich herumliegen zu sehen, ohne für sich um ein Teilchen zu bitten. Noch in dem Alter, wo andere ihre Puppen verhätscheln, wußte sie ein schweres Herz zu trösten.

Und während alledem saß ich warm und behütet zu Hause. Ich empfing keine anderen Lehren als die, die mir meine eigenen Sünden vermittelten. Ich unterschied mich von Fetschke nur wenig an Alter, beträchtlich an Gesundheit und ganz außergewöhnlich an Glück. Zunächst war es ein Glück für mich, daß ich nach ihr und nicht vor ihr zur Welt kam, zweitens, daß ich von der Familie gerade die Eigenschaften erbte, die mir besondere Aufmerksamkeit, Bevorzugung und Sonderrechte sicherten. Und da nun einmal Fortuna ihren Kindern allerwegen hold ist, hatte

ich drittens das Glück, stets etwas Schönes in meinen müßigen Händen zu finden, sobald ich sie nur an einer Wegbiegung dem Unbekannten entgegenstreckte, war es nun ein Sonnenstrahl, ein liebreiches Herz oder meinem Wesen entsprechende Aufgaben. Meine Schwester dagegen, dieses liebe, aufopfernde Wesen, hatte die Hände so voller Arbeit, daß ihr der Sonnenstrahl entglitt und ihre beste Kameradin längst außer Hörweite war, ehe sie sich von ihrem Werk erheben konnte. Alles, was sie von einer besseren Welt erfuhr, kam ihr von einem Duft, den ihr der Wind zuführte, wenn er die ewig vor ihr geschlossenen Pforten für einen Augenblick öffnete.

Ich glaube, Esau ist zu hart dafür beschuldigt worden, daß er sein Erstgeburtsrecht um ein Linsengericht verkaufte. Das Los des Erstgeborenen ist durchaus nicht immer beneidenswert. Der älteste Sohn eines reichen Patriarchen wie eines Isaak oder heutigentags eines Rotschild erbt nicht nur seines Vaters Herden, Sklaven und Truhen, sondern auch eine Masse Sorge und Verantwortlichkeit. Es sei denn, daß er ein Mensch ohne Pflichtgefühl wäre, in welchem Fall man ihn ja herkömmlich nicht beneidet. Der Erstgeborene eines Armen erbt die Nachteile der Armut doppelt: eine freudlose Kindheit, eine führerlose Jugend, ja vielleicht auch ein einsames Alter, da ja nur allzuoft sein eigenes Leben mißbraucht wird zur Ernährung derer, die sein Vater nach ihm zeugt. Wenn wir auch die Armut nicht aus der Welt schaffen können, wir sollten doch wenigstens dem Unwesen der Primogenitur ein Ende machen. Individuen schuf die Natur und verhieß den Starken Wohlbefinden und Unsterblichkeit. Aber da kommt der Mensch mit patentierten Plänen und gesetzlich geschützten Begriffen und fordert von dem Individuum eine Steuer, in Form einer Forderung auf Hilfsarbeit zur Erhaltung seiner Lieblingsinstitution, der Familie. Der einzige Trost dieser Tyrannei gegenüber liegt in der Hoffnung,

daß der Mensch, der doch kein Stiefkind der Mutter Natur ist, sich immer mehr ihrer Majestät nähern wird, so daß seine Entwicklung allmählich das geistige Gesetz absoluter Gerechtigkeit aufstellen muß.

Ich erzähle wohl gerade, daß ich im Winter zu Hause bleiben mußte, während meine Schwester der Mutter im Laden half oder sie dort hinderte. Manchmal zogen sich die Tage allzu sehr in die Länge, und ich saß am Fenster und dachte darüber nach, was ich anfangen könnte. Ich hatte weder Puppen, noch Bücher, noch Spiele und oft nicht einmal Gesellschaft. Meine Großmutter zeigte mir das Stricken, aber ich bin nie bis zum Hacken des Strumpfes gediehen, weil ich regelmäßig, wenn ich das Fallen einer Masche nachträglich entdeckte, hartnäckig darauf bestand, alles wieder aufzutrennen, um sie wieder aufnehmen zu können. Meine Großmutter aber, statt sich an meiner Exaktheit zu freuen, verlor die Geduld und nahm mir das Strickzeug weg. Ich behaupte zwar heute noch, daß meine Großmutter im Unrecht war, aber ich habe ihr verziehen, seit ich viele Paar Strümpfe mit fallengelassenen Maschen tragen mußte und dankbar getragen habe. Während ich so vom Alltäglichen rede, fallen mir meine Freunde ein, von denen eine erschreckliche Zahl lose Maschen im Gewebe ihrer Seelen tragen. Ich habe diese Freunde aber trotzdem so lieb, daß ich vermutlich mit der Zeit meine Intoleranz in diesem Punkte ganz überwinden werde. Allein ich erinnere mich noch der Zeit, wo ich glaubte, nichts lieben zu können, was nicht ganz vollkommen war.

Es gab von meinem Fenster aus nicht viel zu sehen, aber auch von der leeren Straße lockten allerlei Erlebnisse. Manchmal waren sie wirklich da, und ich ging hinaus, um sie zu erleben, manchmal träumte ich nur davon in meinem Stühlchen. Einmal im Vorfrühling lag das Wintereis, von den Straßenreinigern zerstückt, in hohen, schmutziggrauen Haufen quer über die ganze

Straße. Dort sollte es liegen bleiben, bis man es in die Dwina karren konnte, die zu dieser Zeit übrigens reichlich zu tun hatte, um all die Tonnen von Eis, Schnee und dem während der langen Wintermonate aufgespeicherten Unrat wegzunehmen. Die arme, alte Dwina hatte fast zu viel zu schaffen. Sie diente als Brunnen und Kloake, als Brücke im Winter und als Verkehrsader im Sommer, und jahraus jahrein als Tummelplatz für Groß und Klein. Es geschah uns also ganz recht, daß wir zur Zeit der Schneeschmelze Wochen und Wochen warten mußten, bis unsere Straßen sauber waren, und wir verdienten all die Beulen und Verrenkungen, die wir uns zuzogen, wenn wir auf dem Weg zur Arbeit über die Eishaufen kletterten.

Von meinem Fenster sah ich Leah, die kurze Leah, am einen Arm einen Korb, ein Bündel unter dem anderen, zögernd auf dem Prellstein stehen. Ihr gutes, altes Gesicht verzog sich unter dem Kattunkopftuch in ängstliche Falten. Der kleinen, aufrecht gehenden, sauberen Alten erschienen die unordentlichen Eishaufen wohl als unüberwindliche Hindernisse. Da sie so winzig und so bepackt war, hatte sie auch allen Grund zu zaudern. Vielleicht hatte sie Eier im Korb. Mir kam der alte, kühne Gedanke wieder, mich einmal Schulter gegen Schulter mit Leah zu messen. Ich selbst war kaum größer als sie, und tausend Spitznamen erinnerten mich dauernd daran. Man hieß mich Maus oder Krümel oder Mohnsamen. Würde man mich im Alter auch die Kurze Maschke nennen? Ich hatte darauf gebrannt, mich einmal mit Leah messen zu können; jetzt hatte ich endlich die Gelegenheit.

Ich rannte auf die Straße. Meine Großmutter schalt mich, weil ich keinen Schal umnahm, und ich rief ihr noch zurück, sie sollte ans Fenster kommen und aufpassen. Ich sprang wie ein Zicklein über die Eisblöcke und bot der kurzen Leah meine Hilfe an. Mit größtem Geschick und größter Vorsicht leitete ich ihre

ängstlichen Trippelschritte über den Damm und winkte gleichzeitig meiner Großmutter im Fenster zu und deutete auf meine Schulter neben der Leahs. Als wir das sichere Trottoir erreicht hatten, dankte mir die kleine Frau, segnete und pries mich als aufmerksames Kind, und ich sah ihr ohne das geringste Schamgefühl über meine Heuchelei nach. Sie hatte mich überzeugt, daß ich ein gutes kleines Mädchen, und ich mich, daß ich nicht gar so „kurz" war. Mein Kinn hatte die Höhe von Leahs Schulter, und ich hatte außerdem noch Jahre vor mir, wo ich wachsen konnte. Großmutter hatte vom Fenster aus alles gesehen, und ich war völlig glücklich. Wenn ich mich erkältet hatte, weil ich nichts auf dem Kopf gehabt hatte, um so besser: Mutter würde mir dann eben Hustenbonbons mitbringen.

Für die langen Winterabende gab es manche stille Beschäftigung. Gern saß ich mit den Frauen um den langen, kahlen Tisch und half ihnen beim Federlesen für die neuen Betten. Es war so schön, mit den Händen in der weichen Masse zu wühlen und sie in Bewegung zu versetzen. Ich tat so, als suchte ich die Federn der Hennen heraus, die zu Lebzeiten meine Lieblinge gewesen waren. Ich dachte daran, daß sie mich mit Eiern und Suppen genährt, und daß sie jetzt mein Bett schön weich machen sollten, während ich doch nichts für sie getan hatte, als ihnen höchstens dann und wann einmal eine Handvoll Korn zuzuwerfen oder sie zu jagen und ihre Nester zu zerstören. Aber geschämt habe ich mich nicht im mindesten. Ich wußte, daß ich, wenn ich eine Henne gewesen wäre, nicht anders als die Hennen gehandelt hätte. Mir machte es eben Spaß, über alles in meiner müßigen Art und Weise nachzudenken.

Ittke, die Magd, war stets diejenige, die mich in meinen Gedanken störte. Regelmäßig bekam sie einen Nießanfall, wenn der Federhaufen am höchsten lag, und blies Wolken von Federn in die Luft, wie einen selbstgemachten Schneesturm. Der Rest

des Abends ging dann damit hin, daß wir einander die Federn aus dem Haar lesen mußten.

Hin und wieder wurde Karten oder Dame gespielt. Zwischen den Zügen knabberten wir halberfrorene Äpfel. Manchmal nähten die Frauen, und wir Kinder wickelten Garn oder Wolle für Großmutters Strickerei. Wenn jemand eine Geschichte erzählte, während die anderen arbeiteten, dann ging der Abend in dem angenehmen Gefühl halben Nichtstuns hin.

An den Samstagabenden, wenn der Sabbat eben vorüber war, wurden mit Vorliebe Spukgeschichten zum besten gegeben. Nach den ersten zwei oder drei Schauermärchen rückten wir dichter um die Lampe herum. Nach ein oder zwei Stunden schreckten wir zusammen und schrien, wenn auch nur eine Spule zur Erde fiel oder ein Fenster ging. Beim Zubettgehen fand sich niemand bereit zur Runde, um Fenster und Türen nachzusehen, und wir fürchteten uns, eine Kerze in ein dunkles Zimmer zu bringen.

Ich hatte nicht weniger Furcht als alle anderen. Ich fürchte mich heute noch, nachts allein im Hause zu sein. Ich weiß noch, welche Angst ich ausstand, als eines Samstagabends irgend ein Prahlhans vorschlug, frischgebackene Schnecken zu holen als Zaubermittel gegen Geister. Der Bäcker wohnte nebenan und buk sie jeden Samstag Abend. Aber wer sollte sie holen? Kein Mensch wagte sich zur Tür hinaus. Es hatte den ganzen Abend geschneit; die verschneiten Fenster verhinderten jeden prüfenden Blick in die stille Nacht. Brr—rr! Niemand nahm das Wagnis auf sich.

Niemand, außer mir. Ach, wie mir die kalten Schauer über den Rücken liefen, aber ach, wie ich es doch liebte mich hervorzutun! Ich hieß mich einhüllen, bis ich fast erstickte. Ich hielt inne, die behandschuhte Faust auf der Klinke. Mich schauderte, obwohl ich die Nacht an der Seite eines Eisbären hätte

durchwachen können, so warm war ich eingepackt. Ich öffnete die Tür und wandte mich noch einmal, um eine Rede zu halten.

„Ich fürchte mich nicht," sagte ich mit einer edlen Gebärde des Mutes. „Ich fürchte mich gar nicht vor dem Gang. Gott geht mit mir!"

Hochmut kommt vor dem Fall! Auf der ersten Treppenstufe glitt ich in eine Schneewehe. Man holte mich heraus, und brachte mich wieder ins Zimmer. Man fand mich noch ganz unter meinen Decken und Mänteln. Man gab mir ein Stück Zucker und schickte mich ins Bett. Ach, wie froh war ich! Es hatte mir doch gegruselt, den weiten Weg nach nebenan und wieder zurück zu gehen, durch den weißen Schnee, unter den bleichen Sternen, in unsichtbarer Gesellschaft.

Auch meiner Spielgefährten erinnere ich mich.

Wir waren immer ein ganzer Kreis Mädchen. Wir waren eine bunte Gesellschaft: Kinder aus reichen, wohlhabenden und armen Familien. Aber daran hatte nicht der demokratische Geist Schuld. Es kam daher, daß wir, da ich nun notgedrungen einmal meine Schwester und mich als Mittelpunkt der Gesellschaft annehmen muß, im Laufe der Jahre alle Phasen von Reichtum und Armut kennen lernten. In unseren glücklicheren Tagen brauchte sich niemand zu uns herabzulassen, und in den schlechten Zeiten waren wir nicht so stolz, daß wir nicht mit den Nachbarskindern in der schlechteren Gegend Vorlieb nahmen. Aber die Enkelkinder Raphaels des Russen behielten stets ihre guten Manieren und erhielten sich daher auch einige ihrer alten Freunde. Wir wurden so zu den Bindegliedern zwischen jenen und den späteren Freunden, die uns die Nachbarschaft brachte.

Da wir echte Kinder waren, ahmten wir in unseren Spielen das Leben unserer Umwelt nach. Wir spielten Familie, wir spielten Soldaten, wir spielten Ungläubige; wir feierten Hochzeiten und Begräbnisse. Wir kopierten das Leben um uns her

in allen Einzelheiten. In einen Fröbelkindergarten waren wir nie gekommen, und hatten nie gelernt, uns als Schmetterlinge oder als Steine zu vergnügen. Die Erwachsenen hätten uns bei solchem Unsinn ausgelacht. Ich weiß noch, wie ich einmal mit einem kleinen Jungen am Fluß stand, während eine große Holzmasse der Sägemühle zuschwamm. Gerade vor uns gerieten ein Balken und ein Brett zusammen. Das Brett glitt zuerst los, aber unmittelbar danach drehte es sich und schlug einen Halbkreis nach der alten Richtung. Dann richtete es sich wieder nach dem Strom und schwamm stracks weiter, den schwerfälligen Balken dicht hinter sich. Da sagte Salmen zu mir: „Das Brett dreht sich um und ruft: ‚Balken, Balken, willst du nicht mitkommen? — Dann reise ich eben allein!'" Wegen solcher Redensarten galt der Junge für nicht ganz richtig. Ich frage mich heute, in welcher Sprache er wohl jetzt dichten mag.

Wir hatten sehr wenig Spielzeug. Weder Fetschke noch ich fragten viel nach Puppen. Eine Stoffpuppe für jede deckte reichlich unseren Bedarf. Wenn wir unser Knöchelspiel hatten, waren wir vollkommen zufrieden. Wir suchten uns Schafknöchel, trockneten und polierten sie. Jedes kleine Mädchen trug einen Satz davon in der Tasche.

Familie spielte ich nicht gern mit; ich spielte lieber Soldaten, aber auch das machte ohne Jungen wenig Spaß. Jungen und Mädchen spielten meist getrennt.

Mit Leidenschaft dagegen spielte ich Ungläubige. Ich glaube alles, was auch nur ein wenig Mut erheischte, tat ich mit besonderem Vergnügen. Mein Schönstes war, die Leiche bei einem Christenbegräbnis sein zu dürfen. Man legte mich quer über zwei Stühle, und meine Freundinnen marschierten in geborgten Umhängen mit aufgelöstem Haar, Kerzen in den Händen, um mich herum, sangen unheimliche Lieder und stöhnten so lange, bis sie sich vor sich selber ängstigten. Wenn ich so unter dem

schwarzen Tuch dalag, fühlte ich mich so tot wie nur irgend möglich. Meine Freundinnen waren die unheiligen Priester in ihren prächtigen Stolen aus Samt und Seide und Gold. Die Kerzen waren die Kreuze, wie sie bei christlichen Leichenbegängnissen getragen wurden, und ihre Gesänge sollten die furchtbaren Beschwörungen des Erzfeindes, des Christengottes der greulichen Bildnisse, nachahmen. Wenn ich mir vorstellte, wie die barhäuptige Menge vor meiner Bahre auswich, überkroch mich ein Schauer, nicht weil ich begraben werden sollte, sondern weil ich die Leute das Kreuz schlagen sah. Aber unsere Prozession machte vor der Kirche halt, weil wir es selbst im Spiel nicht gewagt hätten, die verrufene Schwelle zu überschreiten. Außerdem war niemand von uns — Gott soll uns schützen! — jemals drinnen gewesen. Wir hätten also gar nicht gewußt, was nun hätte geschehen müssen.

Wenn ich mich von meiner Bahre erhob, kam ich mir wirklich wie ein Gespenst vor. Ich fühlte mich körperlos, verdammt und abscheulich. Ich glaube, wir Mädchen konnten einander nach dem Begräbnisspielen nicht mehr recht ausstehen. Jedenfalls spielten wir an solchen Tagen nicht mehr zusammen, oder, wenn es geschah, zankten wir uns sehr schnell. Solche starke Wirkung übte der altererbte Schrecken und Haß auch auf uns Kinder aus. Wenn wir im Spiele eine Prozession nachäfften, empfanden wir eine gegenseitige Abneigung gegen einander, als wenn wir uns zu einer Sünde verleitet hätten.

Nirgends kamen wir häufiger zusammen als bei uns zu Hause. Am Sabbat unterblieb natürlich jedes Spiel, aber wir hatten unser Vergnügen an den Spaziergängen zu zwei und zwei auf der Promenade, zumal wir da auch unsere besten Kleider tragen durften. Wir kramten uns unsere Geheimnisse aus und erzählten Geschichten. Im ganzen kannten wir nur ein paar Geschichten, von denen ich nicht einmal weiß, wie sie zu unserer

Kunde gekommen waren, und die erzählten wir immer und immer wieder. Gutke kannte die allerschönste. Es war die Geschichte von Aladdin und der Wunderlampe, und sie wußte sie gut zu erzählen. Es war ihre Geschichte und niemand sonst durfte es wagen, sie noch zu erzählen, selbst ich nicht, die ich sie doch sehr bald auswendig konnte. Gutkes Wiedergabe des bekannten Märchens glich keiner der Fassungen, die ich seither gelesen habe, aber im großen und ganzen war es doch die Geschichte Aladdins, so daß ich sie bei späterer Lektüre nicht verkennen konnte. Namen, Vorfälle und Lokalkolorit waren leicht hebräisiert, aber die übernatürlichen Ereignisse, die Schilderung der Schatzhöhle, der Diamantgärten, der Geister, Prinzessinnen usf. waren dadurch nicht im geringsten verstümmelt oder abgeschwächt. Gutke verstand es, die Geschichte über einen vollen Nachmittag hin auszuspinnen, und wir hörten selbst noch bei der hundertsten Wiederholung andächtig zu. Wir hatten nur noch sehr wenig andere Märchen, die ich später im Grimm und Andersen wiedergefunden habe, aber die meisten Erzählungen waren düster und ohne Phantasie, zumeist Ammenmärchen, die mit ihrer Moral unsere Unarten verschrecken sollten.

Mitunter verbrachten wir den ganzen Nachmittag mit Tanzen. Wir machten dazu unsere eigene Musik. Entweder wir sangen oder es blies jemand auf einem Kamm, über dessen Zähne ein Stück Papier gelegt wurde. Solche Kammusik ist nicht zu verachten, wenn man kein anderes Instrument hat. Wir konnten Polka, Mazurka, Walzer, Kontre- und verschiedene Phantasietänze. Oft erfanden wir auch kurzerhand unsere eigenen Pas und Figuren. Erst wenn wir alle außer Atem waren, wurde aufgehört. Ich war eine der enthusiastischsten Tänzerinnen. Ich tanzte, bis es mir war als hätte ich Flügel.

Mitunter saßen wir im Kreise und sangen alle Lieder, die uns bekannt waren. Keine von uns hatte Unterricht gehabt

— auch nicht eine je ein Notenblatt zu Gesicht bekommen — aber dennoch kannten einzelne sämtliche Melodien, die Polotzk je gehört hatte, und der Chor folgte einen halben Takt hinterdrein. Die Singkränzchen machten mir Freude. Wir hatten hebräische, jüdische und russische ernste und heitere Weisen und auch Lieder, die sich eigentlich für Kinder wenig eigneten, die aber von unseren Lippen ganz harmlos klangen. Ich genoß die verschiedenen Stimmungen in den Liedern, ich war gerne wehmütig im einen, und übermütig im nächsten Augenblick. Ich sang mit ganzer Seele, was recht gut war, da ich herzlich wenig Stimme hatte.

Wenn ich auch immer dabei war, wo etwas los war, so amüsierte ich mich doch am allerbesten allein. Meine Schwester suchte Arbeit im Hause, aber ich, ich suchte Müßiggang. Während Fetschke mit der Magd in der Küche herumhantierte oder meiner Großmutter durch das Haus nachlief, vergeudete ich meine Zeit still in irgend einer Fensterecke oder sah der Kuh und den Hühnern im Hofe zu. Ich fand stets etwas zu tun, was keinem Menschen nützen konnte. Für die Tiere selber hatte ich nicht viel übrig, ich beobachtete sie nur gern, weil ihr Wesen meine Neugier reizte. Die rote Kuh lief meiner Großmutter regelmäßig entgegen, wenn sie mit dem Eimer voll Kleie aus der Küche kam. Im Nu hatte ihn das gierige Tier mit wenigen, glucksenden Zügen geleert; dann stand es mit triefendem Maul vor dem leeren Eimer und starrte mich an. Ich quälte meine Großmutter, der Kuh noch mehr zu geben, weil es mir Freude machte. Ich fragte mich, ob ich an meinem Essen auch so viel Vergnügen haben würde, wenn ich es statt vom Teller ebenfalls aus dem Eimer äße. Die rote Kuh schien alles freudig zu tun. Sie ging gern auf die Weide, und kam ebenso gern wieder in den Stall, und stand so still beim Melken, als wenn ihr auch das gefiele.

Die Hühner benahmen sich durchaus nicht alle gleich. Einige

wollten sich gar nicht greifen lassen, während andere sich ohne Widerstand aufnehmen ließen. Zwei waren besonders zahm, eine weiße und eine gefleckte Henne. Sie waren im Winter, wo sie im Haus gehalten werden mußten, meine und meiner Schwester Lieblingshühner. Sie ließen sich stundenlang von uns streicheln und rührten sich nicht von dem Platz, wo wir sie hinsetzten. Die weiße Henne legte ihre Eier meist in eine Leinentruhe aus Baumrinde. Wir brachten das noch warme Ei zu unserer Großmutter, die uns damit über die Augen strich mit dem Sprüchlein: „So frisch wie dieses Ei, so frisch sollen eure Augen sein. So gesund wie dieses Ei, so gesund sollen eure Augen sein!" Noch heute streiche ich mit einem frischgelegten Ei die Lider — wenn ich das Glück habe, eins zu bekommen.

Den Pferden in der Scheune schenkte ich die selbe stille Aufmerksamkeit wie der Kuh, die mehr aus der Freude am Erkennen als aus wirklicher Liebe entsprang. Ich war entschieden kein weichherziges Kind. Als wahrhaftige Zeichnerin meiner Kindheit muß ich bekennen, daß ich schwerer liebte, als erkannte. Ich weiß nicht, wann die Wandlung in mir sich vollzog, aber wer heute meine Freunde fragt, wird hören, daß ich sie besser zu lieben als ihre Probleme zu lösen weiß. Und ich selber kann bezeugen, daß ich angesichts einer edeln Landschaft ihre Wirkung weit eher verspüre als mit Augen sehe.

Müßig war ich, und doch waren die Tage oft nicht lang genug für meine Muße. Mehr als einmal stahl ich mich im warmen Sommer, wenn die Kuh noch schlief, aus dem Bett und lief durch das taufrische Gras barfuß zum Tor, um den Morgen zu erwarten. Es schien mir ein aufregendes Abenteuer, wach zu sein, wenn alles noch schlief. Der Blick vom Tor war nicht gerade weit, aber in den Frühstunden sah mir alles fremd und groß aus, selbst die Häuschen rings umher, die mir noch am Abend so vertraut gewesen waren. Die Häuser waren, wenn

Menschen aus- und eingingen, nichts als altbekannte Dinge, aber in dem weichen Morgengrau bekamen sie selbst Leben. Einige standen gerade, andere lehnten sich an, und andere wieder schienen mich anzusehen. Und dann, wenn über dem betauten Garten die Sonne aufging, das Licht wuchs und wuchs und alles übergoß bis auf meine nackten Füße, erstand in mir ein wundersames, großes Staunen, und ich hätte aufschreien können, so neu und doch so schön erschien mir die Welt. In solchen Augenblicken, glaube ich, hätte ich Menschen lieben können, wie ich sie später lieben lernte, zum mindesten alle die, die gleich mir den Drang in sich fühlten, in der Stille aufzustehen zum Sonnenaufgang.

Erhob sich wirklich niemand außer mir vor der Sonne? War da nicht Mischka, der Schafhirt? Ach, ja, das war auch ein Frühaufsteher, aber der, das wußte ich, war kein Sonnenanbeter. Ehe die Hühner sich rührten, ehe die faule Magd die Kuh aus dem Stande ließ, hörte ich den Weckruf seines Horns, dessen ferne Töne harmonisch in den Morgen hinaus klangen. Die Scheunentüren knarrten Antwort auf Mischkas Ruf. Die sanftäugigen Tiere liefen ihm willig zu und standen auf dem öden Platz, sich leckend und stoßend, bis Mischkas kleiner Trupp vollzählig beisammen war, und er in der Staubwolke hinter ihm aus der Stadt zog.

Sechstes Kapitel.

Der Baum der Erkenntnis.

Frauenbildung im Ghetto. — Reb Lebe. — Hebräische Stunden. — Erste Glaubenszweifel. — Beim weltlichen Lehrer. — Ich arbeite im Versteck. — Der Unterricht nimmt ein Ende. — Die kleine Zweiflerin. — Ich versuche Gott. — Der Gott der Juden und der Gott der Christen. — Am Vorabend des Neunten Ab. — Mein Vater begeht eine Sabbatschändung. — Wie ich mich mit meinen religiösen Zweifeln abfinde. — Der Zuckerdiebstahl. — Phantastereien.

Die Geschichte beweist, daß die Juden in allen den Ländern, wo sie mit den übrigen Bewohnern gleiche Rechte genießen, auch ihre Furcht vor weltlichem Wissen verlieren. Sie tragen ihre alte Religion und Weisheit mit sich von einem Jahrhundert zum andern, aber sie lassen fallen, was davon mit dem Wachstum ihres Geistes nicht Schritt gehalten hat. In Ländern, wo dagegen Fortschritt nur um den Preis des Abfalls vom Glauben zu erkaufen ist, schließen sie sich ein in ihren Synagogen und ziehen eine Mauer schärfster Trennung zwischen sich und ihre andersgläubigen Nachbarn. Es gibt keine jüdische Gemeinde ohne ihre Gelehrten. Wo Juden aber nicht gleichzeitig Juden bleiben und Intellektuelle sein dürfen, ziehen sie es vor, nur Juden zu sein.

Der Rest mittelalterlicher Ungerechtigkeit den russischen Juden gegenüber muß auch für die Engherzigkeit in Bildungsdingen, wie sie in Polotzk zu meiner Zeit bestand, verantwortlich gemacht werden. Jüdische Gelehrsamkeit beschränkt sich auf die Kenntnis hebräischer Sprache und Literatur, und selbst dieser kleine Wissenschatz war nicht gleichmäßig Männern und Frauen zugänglich. Und in der Tat konnte bei der mittelalterlichen Stellung der Polotzker Frauen Bildung keinen Platz haben. Ein Mädchen war „fertig", wenn es seine Gebete hebräisch lesen und ihrem Sinn mittels der für die Frauen besonders bearbei-

teten jiddischen Übersetzung folgen konnte. Wenn es seinen Namen auf Russisch schreiben, ein wenig rechnen und einen Brief auf Jiddisch an ihre zukünftigen Schwiegereltern schreiben konnte, galt es schon als „wohlgelehrt."

Zum Glück gingen die Bildungsideale meiner Eltern darüber hinaus. Fetschke und ich sollten ebenso wie unser Bruder Hebräisch übersetzen, statt nur aussprechen lernen. Wir sollten Russisch, Deutsch und gründlich Rechnen lernen. Wir sollten in die beste „Pension" und eine tiefere weltliche Ausbildung empfangen. Meines Vaters Ehrgeiz trug sich, nachdem er mehrere Jahre in aufgeklärten Kreisen verkehrt hatte, mit Plänen, die selbst den Gedanken an die „Pension" überstiegen. Aber dieser Flug war zu kühn, als daß Polotzk ihm mit bloßem Auge hätte folgen können.

Unseres ersten Lehrers kann ich mich nicht mehr entsinnen. Als der zweite den Unterricht übernahm, konnten wir bereits längere Stellen lesen. Reb Lebe war kein großer Gelehrter vor dem Herrn. Größen hätten eben ihre Zeit nicht mit dem Unterricht von Mädchen verschwendet. Hochaufgeschossen und schmächtig war der Rebbe mit einem mageren, spitzen Gesicht und einem dünnen Spitzbart. Der Bart war spitz geworden vom ewigen Streichen. Reb Lebes Hände waren so groß, daß sein armseliger Bart in einer einzigen doppelt Platz gehabt hätte. Des Rebbe Finger waren lang und seine Nägel, fürchte ich, nicht immer sehr sauber. Reb Lebes Rock war speckig, und nicht besser sein Käppchen. Reb Lebe war ja auch nur ein Lehrer für Mädchen und niemand gab dafür viel Geld aus. Allein so mager und speckig er war, wir Schülerinnen betrachteten ihn mit großer Ehrfurcht und folgten mit eifrigen Blicken seinem Zeigestock, wenn er über das zerfledderte Alphabetblatt oder die abgegriffene Gebetbuchseite fuhr.

Eine kurze Zeitlang gingen meine Schwester und ich zu

Reb Lebe in die Heder, einen kahlen Raum neben der Frauengalerie im ersten Stock der Synagoge. Es ging in dem Raum so geräuschvoll zu, wie es nur bei verschwenderischer Anwendung der Lungenkraft geschehen kann. Die Schülerinnen auf den Bänken schrien sich durch die Buchstabenreihe von Aleph bis Taph durch, begleitet von dem ermunternden Gemurmel des Rebbe. Währenddessen spielten die Kinder der nächsten Serie auf dem Korridor „Wechselt das Bäumchen" und andere lärmende Spiele.

Sehr bald aber bekamen Fetschke und ich Privatstunden zu Hause. Wir saßen zu beiden Seiten des Rebbe und lasen abwechselnd die hebräischen Sätze laut vor.

Als wir mit dem rein mechanischen Lesen aufhörten und der Rebbe anfing, uns den Sinn zu entschleiern, brannte ich dermaßen darauf, alles zu erfahren, was in dem Buche stand, daß mir die Stunden nie lang genug waren. Wenn der Rebbe fort war, blieb ich noch stundenlang über dem Buche sitzen und las, obwohl ich von zehn Worten immer nur höchstens eins verstand. Am liebsten las ich in den Psalmen. Strophe auf Strophe skandierte ich in der monotonen Art, wie ich sie von Reb Lebe gehört hatte, wobei ich mich auch ganz wie er nach dem Rhythmus der Verse hin und her wiegte. So floß der Sang Davids dahin, so flossen die Stunden dahin, während ich am niedrigen Fensterchen saß und die Welt um mich her vergaß.

Was ich mir dabei dachte, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich den Klang der Worte, den vollen, starken, tiefen Klang liebte. Ich sprach das Hebräische ganz korrekt aus und hatte außerdem Reb Lebe irgend einen mechanischen Kniff der Betonung abgelauscht, so daß es klang, als verstünde ich auch, was ich las. Von den wenigen Psalmen, die wir übersetzt hatten, erschloß sich mir eine Ahnung von der durchgängigen Stimmung. Was die Einzelheiten anbetraf, verließ ich mich auf meine Phan-

tasie. Auf diese Weise gelang es mir, mit so viel Vortrag zu lesen, daß ich unwissende Hörer mit fortriß. Meine Mutter hat mir später erzählt, daß die Leute vor dem Fenster stehen blieben, um mich lesen zu hören. Da mir davon nicht das mindeste in Erinnerung geblieben ist, werde ich wohl kein bewußter Charlatan gewesen sein. Ich bin dessen sicher, daß ich keine unedlen Gedanken hegte beim Lesen der heiligen Worte. Warum sollen meine Visionen nicht ebenso begeisternd gewirkt haben als die Davids? Er war Schäfer, ehe er König wurde. Ich war ein ungebildetes Kind des Ghettos und kam auch allmählich in die Höhen der Gesellschaft. Vielleicht ist der „Stoff, aus dem die Träume sind", der gleiche für alle Träumer.

Als wir zur Genesislektüre kamen, genoß ich den Vorteil einer vollständigen jiddischen Übersetzung. Ich lernte trotzdem gewissenhaft mein hebräisches Pensum, aber ich brauchte doch wenigstens nicht bis zur nächsten Stunde zu warten, um zu erfahren, wie die Geschichte endete. Ich konnte, solange es Tag war, das Jiddische lesen. Ich erinnere mich recht wohl noch des nicht allzustarken Oktavbandes des Pentateuch. Er war in einer weichen Lederart eingebunden und öffnete sich von selbst an den Stellen, wo Bilder eingeklebt waren. Mein Vater erzählte, daß er mich noch in der Zeit, wo ich einzelne Worte lernte, eines Abends ganz in den „Humesch" versunken fand und sich über meine vermeintlichen Leseversuche amüsierte. Darauf hätte ich ihm eine lebhafte Schilderung der Geschichten Jakobs, Benjamins, Moses und vieler anderer gegeben, die ich mir mit Hilfe der Bilder und der wenigen Brocken, die ich hier und da zu übersetzen vermochte, zurecht gelegt hatte.

Es war unvermeidlich, daß ich anläßlich der Genesis Fragen stellte.

Der Rebbe, übersetzend: „Am Anfang schuf Gott die Welt."

Schülerin, wiederholend: „Am Anfang — Rebbe, wann war der Anfang?"

Der Rebbe, vor maßlosem Erstaunen die Stelle im Buch verlierend: „‚'s gehert a kasse?' (Hat man je eine solche Frage gehört?) Der Anfang war — der Anfang — — der Anfang war am Anfang, selbstredend. Nu, nu! Weiter!"

Schülerin, von neuem: „Im Anfang machte Gott die Welt. — Rebbe, woraus hat er sie denn gemacht?"

Der Rebbe, vor Erstaunen den Zeigestock fallen lassend: „Woraus? — — Was ist das für ein Mädchen, das solch eine Frage stellt? Fahr fort, fahr rasch fort."

Die Stunde geht ohne Unterbrechung zu Ende. Das Buch wird zugeklappt, der Zeigestock beiseite gestellt. Der Rebbe vertauscht sein Hauskäppchen mit dem Straßenkäppchen und will gehen.

Schülerin, zaghaft, aber doch energisch, ihn zurückhaltend: „Reb Lebe, wer hat Gott erschaffen?"

Der Rebbe sieht seine Schülerin mit einem Gemisch von Staunen und Besorgnis an. Seine Erregung beraubt ihn der Sprache. Er dreht sich um und verläßt das Zimmer. In seiner Bewegung vergißt er sogar, die „Mezuzah", das Schrifttäfelchen an der Tür, zu küssen. Die Schülerin fühlt sich gestraft, aber doch im Recht. Wer hat denn nur Gott erschaffen? Aber wenn der Rebbe es nicht sagen will — nicht sagen will? Aber vielleicht weiß er es selber nicht? Der Rebbe —?

Nicht lange nach dem Konflikt zwischen meiner Neugier und seiner Verschlossenheit ertappte ich ihn dabei, wie er bei einer kleinen Szene eine höchst lächerliche Rolle spielte. Später erinnerte ich mich an ihn nicht mehr.

Eines Tages blieb Reb Lebe auch noch nach der Stunde da. Einer unserer Gäste war im Begriff abzureisen. Um sich für die Reise zu stärken, entnahm er seinem Mantelsack eine

große harte Wurst und legte sie mit seinem Taschenmesser zusammen auf den Tisch. Er schnitt sich eine Scheibe ab und aß im Stehen. Da bemerkte er den schmächtigen, mageren Rebbe und lud ihn mit einer Handbewegung ein, sich doch auch zu bedienen. Der Rebbe hielt die Hände hinter seinen Rockschößen verborgen und lehnte die Freundlichkeit des Reisenden dankend ab. Der vergaß des anderen, ging in seinem Pelzmantel und Kappe auf und nieder, auf den Schlitten wartend. Die Wurst lag indessen auf dem Tisch. Eine so braune, dicke, würzige Wurst war für Polotzk etwas Seltenes. Reb Lebe betrachtete sie. Reb Lebe betrachtete sie eingehender. Der Fremde blieb stehen und schnitt sich eine weitere Scheibe ab, wobei er dem Rebbe abermals etwas anbot. Reb Lebe trat noch einen Schritt näher zum Tisch, die Hände aber blieben unter den Rockschößen. Der Reisende nahm seinen Gang durchs Zimmer wieder auf. Reb Lebe ging abermals einen Schritt näher. Der Fremde sah nicht hin. Des Rebbe Mut stieg; er trat dicht an den Tisch heran und streckte die Hand nach dem Messer aus. In dem Augenblick ging die Tür auf, und man meldete den Schlitten. Gerade wie der schüchterne Rebbe sich eine fette Scheibe abschneiden wollte, raffte der Reisende in aller Eile ohne ihn weiter zu beachten Messer und Wurst auf. Ich sah des Rebbe Enttäuschung von meiner Ecke her und muß bekennen, daß ich mich darüber freute. Seit jener Stunde kam mir sein Gesicht stets dumm vor, und es war ein Glück für uns beide, daß sein Unterricht bald darauf aufhörte.

Zwei kleine Mädchen erstrahlten von Kopf zu Fuß in ihren allerbesten Sachen. Das eine kleine Mädchen hat rosige Backen, das andere starrt mit großen Augen um sich. Das Rotbäckchen trägt einen Segeltuchranzen, das mit den großen Augen eine funkelnagelneue Schiefertafel. Hand in Hand gehen sie hinaus

in den Sommermorgen, ein so glückseliges, hübsches Paar, daß die Leute ihnen aus allen Fenstern und Türen nachsehen, und all die kleinen Mädchen, die nicht ihre besten Sachen anhaben und keine Ranzen tragen, mit offenem Munde auf der Straße stehen bleiben.

Allein den beiden Geschwistern kann alles Anstarren nichts schaden. Hat ihnen nicht ihre Großmutter Pfeffer und Salz in die Taschen eingenäht als Schutz gegen den bösen Blick? Die Kleinen sehen nichts als den Weg, den sie gehen, so ganz nimmt sie ihr Vorhaben in Anspruch. Ranzen und Schiefertafel verraten es: die beiden gehen zur Schule.

Mir fehlen die Worte, um den Stolz zu beschreiben, mit dem meine Schwester und ich die Schwelle Jesaiahs, des Schreibers betraten. Bis dahin waren wir in die Heder zum Rebbe gegangen, jetzt sollten wir unter Leitung eines „Lehrers", eines richtigen, weltlichen Lehrers, weiterlernen. Eine Welt unterschied die Beiden. Der eine brachte einem nur Hebräisch bei, was jedes jüdische Mädchen lernen mußte; der andere konnte einen in Jiddisch, Russisch, ja, wie es hieß, sogar im Deutschen unterrichten. Er lehrte Briefschreiben und Rechnen ohne Rechenkugeln nur mit Hilfe eines Stückes Papier. Und das wollte in Polotzk für Mädchen schon etwas heißen! Aber für die Enkelkinder Raphaels des Russen war eben nichts zu hoch; sie hatten „gute Köpfe", das wußte jedermann in Polotzk. Also schickte man uns zu Reb Jesaiah.

Die erste Schule — wie stolz war ich, darin aufgenommen worden zu sein! — war eine baufällige Hütte am Rande eines Sumpfes. Das Schulzimmer war grau, innen wie außen. Die Tür war so niedrig, daß Reb Jesaiah sich tief bücken mußte beim Eintritt. Die kleinen Fensterscheiben blickten trübe. Die Wände waren kahl, aber dafür war die Decke mit ganzen Bündeln von Gänsekielen dekoriert, die man unter die Balken gesteckt

hatte. In der Mitte stand ein großer Tisch mit einer langen Bank auf jeder Seite. Mehr enthielt das Zimmer nicht. Aber am ersten Morgen war mir alles mit einem wundersamen Licht erfüllt, das bis in jeden Winkel drang und mir das schmutzige Holz so schön erscheinen ließ wie prächtigen Marmor. Und auch die Fenster waren immer noch groß genug, um mir den Einblick in eine größere Welt zu gestatten.

Man machte den neuen Schülern Platz auf der Bank neben dem Lehrer. Wir fanden unsere Tintenfässer, Löcher, die aus der dicken Tischplatte ausgehöhlt waren. Reb Jesaiah verfertigte uns äußerst zweckdienliche Federhalter, indem er die Gänsekiele an kleine Zweige festband. Andere Schüler gebrauchten bereits unverstärkte Kiele. Darauf zog er uns Linien auf das Schreibpapier, lauter kleine Quadrate, wie im Notizbuch eines Aufsehers. Dann machte er uns eine Vorschrift, und wir schrieben nach, in jedes Quadrat einen Buchstaben, die ganze Seite voll. Alle kleinen Mädchen, und auch die größeren und sogar die ganz großen malten hübsche Buchstaben in kleine Quadrate ganz genau wie wir. Wir waren auch so wenig, daß sich Jesaiah nur über den Tisch zu lehnen brauchte, um alle Seiten zu übersehen. Wenn unsere steifen Finger gar zu ungeschickt waren, und die Bogen und Häkchen nicht sauber genug wurden, dann schlug er uns einfach mit seinem Lineal auf die Knöchel. Es war alles urgemütlich, die Tintenfässer, die man nicht umwerfen konnte, die Federn, die teils noch auf den Bäumen wuchsen, teils noch lebendig im Hof herumspazierten, und der Lehrer in allerengster Fühlung mit seinen Schülerinnen. Während er mit uns arbeitete und die Stunden rasch verflogen, tröstete ihn der Geruch seines Essens, das irgendwo in einem Nachbarloch schmorte, und die Stimme seiner teuren Leah oder Rahel oder Deborah — ich kann mich ihres Namens nicht entsinnen — die unter seinen Kleinen Ordnung hielt. Und so gut hielt sie Ordnung,

daß man die meiste Zeit nichts als das Kratzen der Federn und das Gequak der Frösche im Sumpf hören konnte.

Obwohl ich mit meiner Schwester zusammen die Schule begann und mit ihr gleichen Schritt hielt, litten es meine Eltern doch nicht, daß ich all die neuen Fächer, die sie bekam, mitnahm. Sie hielten mich für zu zart. Also hieß man mich spielen, wenn Fetschke russische Stunde hatte. Leider muß ich sagen, daß ich hier wie so oft ungehorsam war. Ich spielte nicht, sondern blieb und hörte Fetschke zu, wenn sie zu Hause ihre Aufgaben memorierte, und eines Abends stahl ich ihr die russische Fibel und begab mich in ein Versteck. Es war eine Bodenkammer, in der zerbrochene Stühle, verrostetes Gerät und getrocknete Äpfel beieinander lagen. Kein Mensch hätte mich in dem Staubwinkel vermutet. Man suchte alles ab, das ganze Haus, den Hof, den Stall, die Straße, die Nachbarhöfe, aber niemand verfiel auf diesen Raum. Und während alle miteinander nach mir suchten und riefen und sich erzählten, wo sie mich und bei welcher Tätigkeit sie mich zuletzt gesehen hatten, saß Maschke über dem Raub und deklamierte das Abc mit den Benennungen, die die Schwester den einzelnen Buchstaben zu geben pflegte, vor sich hin. Ehe man mich erwischte, konnte ich bereits B—O—G, Bog (Gott) und K—A—Z—A, Kaza (Ziege) buchstabieren. Es war mir auch ganz gleichgültig, ertappt zu werden, konnte ich mich doch mit meiner neuen Kunst brüsten.

Ich sehe noch deutlich den vollgepfropften Raum vor mir, die hohe Truhe, die mir als Tisch diente, und die blaue Glaslampe, die meinen heimlichen Bemühungen leuchtete. Ich weiß noch, wie man mich von dort oben ins warme Zimmer schleppte, wo ich die versammelte Familie mit den schlichten Worten B—O—G, Bog und K—A—Z—A, Kaza verblüffte. Man machte mir keinen Vorwurf, daß ich mich zur Schlafenszeit versteckt hatte, und am nächsten Tage durfte ich die russische Stunde mitnehmen.

Aber ach, die Zahl der Stunden war zu kurz bemessen. Lange ehe wir Reb Jesaiahs Kenntnisse ausgeholt hatten, mußten meine Schwester und ich die Schule aufgeben, weil das Vermögen der Familie zu schwinden begann und aller Luxus und mit ihm der Unterricht fallen gelassen werden mußte. Jesaiah, der Schreiber, hatte uns im ganzen vielleicht zwei Semester lang unterrichtet, in denen wir Jiddisch und Russisch und ein wenig Rechnen lernten. Aber was nützte uns jetzt unsere Kunst, wo es im Hause keine Bücher gab außer hebräischen Gebetbüchern und sonstigen religiösen Schriften! Das Schreibenkönnen nützte uns nichts mehr, da Briefeschreiben nichts Alltägliches und an müßiges Schreiben nicht zu denken war. Unser guter Lehrer, der so stolz über unsere Fortschritte gewesen, wollte nicht, daß wir alles wieder verlernten. Bücher konnte er uns nicht leihen, da er selber keine besaß, aber er fertigte uns je eine wundervolle Vorschrift an, die wir von Zeit zu Zeit immer wieder abschrieben, um nicht außer Übung zu kommen.

Ich bin eigentlich erstaunt darüber, daß ich die schwungvollen Sätze meiner „Vorschrift" vergessen habe, wo ich sie doch unzählige Male kopierte. Sie war in der Form eines Briefes auf himmlisches rosa Briefpapier geschrieben (die meiner Schwester auf blauem), die Zeilen in feinen Halbkreisen geschwungen, ohne daß man vorgezogene Linien sah. Die Schrift war natürlich tadellos, Jesaiahs, des Schreibers, allerbeste Handschrift, und die Gefühle, die sie äußerte, durchaus edel. Ich war in diesem Brief eine Schülerin der Hochschule, die in den Ferien verreist, an ihre „Hochverehrten Eltern" schrieb, um sie meines Wohlergehens zu versichern und ihnen mitzuteilen, wie ich mich inmitten aller Vergnügungen doch nach denen daheim zurücksehnte und mit großer Freude an den Wiederbeginn der Studien dächte. All diese Phrasen, halb Jiddisch, halb Deutsch, mußten Polotzker Ohren ohne Ausnahme höchst fremd klingen.

Zum mindesten habe ich derartiges nie gehört, wenn ich einmal auf den Markt ging, um für eine Kopeke Sonnenblumenkörner zu kaufen.

Mehr Unterricht wurde mir in Rußland nicht zuteil. Meines Vaters Pläne scheiterten dank der langwierigen Krankheit beider Eltern vollständig. Alle seine Hoffnungen, seinen Kindern eine über das Polotzker Maß hinausgehende Bildung zu geben, wurden zertreten von dem Ungeheuer Armut, das zum ersten Male seine Fratze zeigte, als meine Schwester und ich auf breitere Bahnen gelenkt worden waren.

Eine einzige Gelegenheit bot sich noch, unseren Bildungsgang trotz aller familiärer Schwierigkeit fortzusetzen, aber auch die wurde uns bald wieder entrissen. Lozhe, der Rebbe, hörte aus verschiedenen Quellen, daß Pinkus, der Schwiegersohn Raphaels des Russen, zwei aufgeweckte Töchterchen besäße, deren Talente aus Mangel an Übung brach liegen sollten. Er begann sich höchlichst dafür zu interessieren und schickte nach den Kindern, um zu sehen, was an dem Geklatsch wahr sei. Durch einen sonderbaren Streich des Gedächtnisses kann ich mich weder dieses bedeutsamen Interviews noch irgend einer Sache, die damit zusammenhing, erinnern, obwohl mir tausend Nichtigkeiten aus jener Zeit deutlich vor Augen stehen. Ich muß also diese Angelegenheit mit den Worten meiner Eltern erzählen.

Sie erzählten mir, daß mich der Rebbe vor sich auf den Tisch gesetzt habe, mir viele Fragen gestellt und mich ermutigt habe, auch meinerseits zu fragen. Reb Lozhe kam schließlich zu der Entscheidung, daß ich auf jeden Fall zur Schule geschickt werden müßte. Es gab nun, wie gesagt, keine öffentliche Schule für Mädchen, aber einige wurden in einer gewissen Privatanstalt, die unregelmäßig Subsidien aus dem Stadtsäckel erhielt, unterrichtet. Reb Lozhe machte in meiner Sache den Einfluß seines Sohnes geltend, der kraft irgend eines städtischen Amtes

eine Stimme bei der Erteilung dieser Schulplätze hatte. Aber obwohl der Sohn des Rebbe seine ganze Beredtsamkeit einsetzte, gelang es ihm doch nicht, die Zustimmung seiner Kollegen zu gewinnen, und so schloß sich die letzte Spalte, durch die ich hätte ins Land der Bildung schlüpfen können, im Augenblicke wieder.

Mein Vater weiß nicht mehr, unter welcher Form die Bitte abgewiesen wurde. Meine Mutter meint, sie wäre aus religiösen Gründen rund abgeschlagen worden, da die Stadt nicht willens war, Geld für den Unterricht jüdischer Kinder auszugeben. Der Grund tut ja auch wenig zur Sache; es war das Ergebnis, was mich so schwer traf. Ich hatte weder Bücher noch Lehrer gerade zu der Zeit, wo mein Geist am lebendigsten war. Ich war ohne Nahrung, gerade als der Hunger nach geistigem Wachstum erwachte. Ohne Anleitung überließ man mich meinen Gedanken und Grübeleien. Man gab mir kein Mittel in die Hand, mit all dem, was mich bestürmte, fertig zu werden.

In einer Gemeinschaft, die vom größeren Teil des Volkes wegen ihres Glaubens geschieden war, die aus diesem Grunde unter besonderen Gesetzen stand, deren Kalender allein vierzig höhere Festtage verzeichnete, deren Kommen und Gehen, Tun und Lassen, Leben und Sterben bis auf das letzte Titelchen nach außen und innen vorschriftsmäßig geschah, in solcher Gemeinschaft konnte von einer persönlichen Überzeugung in Glaubensdingen nicht die Rede sein. Man war ein Jude und führte ein gerechtes Leben; oder man war ein Ungläubiger und schikanierte die Juden, obgleich man sich von ihrem Unternehmungsgeist mit ernährte. In dem Wortschatz der intelligenteren Polotzker gab es allerdings Worte wie Freidenker und Apostat, aber das waren Ausdrücke, die man Leuten beilegte, die in ferner Vergangenheit oder in fernen Ländern gegen das Gesetz gesündigt, und deren böser Leumund erst auf dem Umweg der Sage zu

den Ohren Polotzks gedrungen war. Kein Mensch hätte je daran gedacht, solche Ungeheuer in der engeren Nachbarschaft zu suchen. Polotzk war reinlich geschieden in Juden und Ungläubige.

Ich möchte wissen, ob sich diese schlichte Scheidung verwischt hätte, wenn einer in Polotzk müßig und neugierig genug gewesen wäre, sich nach dem Seelenzustand eines gewissen kleinen Mädchens zu erkundigen.

Es gab einmal ein kleines Mädchen in Polotzk, das morgens und abends, vor und nach dem Essen, ohne ein Wort auszulassen, seine langen hebräischen Gebete hersagte; das die „Mezuzah" küßte, wenn es ging oder kam; das sich des Essens und Trinkens an Fasttagen enthielt, als es noch kaum größer war als eine Opferhenne; das seine Sabbatmorgen mit dem langwierigen, vorgeschriebenen Ritual verbrachte und Psalmen las, bis das Tageslicht schwand.

Dies fromme Kind kannte die Schöpfungsgeschichte so gut auswendig wie irgend ein Junge seines Alters; es wußte, daß Gott die Welt erschaffen. Allein, ungeachtet des Geschickes Evas, wollte es noch mehr wissen.

Da der Rebbe seine Schülerin im Stiche ließ, richtete die junge Wißbegierige mit bewundernswerter Ausdauer an alle ihre Bekannten die gleichen Fragen und stellte sie auf die Probe, wann sich nur eine Gelegenheit fand. Auf diese Weise wurde ihr zweierlei klar. Erstens, daß sie immer noch so viel selbst wußte wie die, die sie belehren wollten, und zweitens, daß ihre Orakel oft recht falsche Antwort gaben. Das großmütige Persönchen hielt den anderen ihre Unkenntnisse auch nicht vor, sondern behielt alles für sich und hörte nur fernerhin auf, ihre Untiefen zu loten.

Was du wissen willst, ergründe selbst! Das war das Motto, das sich die Eifrige wählte. Und sie ging vom Fragen über zum Experimentieren. Die Großmutter hatte gesagt, daß man blind

würde, wenn man Blindeblumen anfaßte; sie dagegen fand durch Experiment, daß die hübschen Blumen völlig harmlos waren. Sie prüfte überhaupt alles, was sich irgend prüfen ließ, bis sie zuletzt auf den gottlosen Plan verfiel, Gott selbst auf die Probe zu stellen.

Eines schönen Sabbatnachmittages, als das ganze Haus sein Mittagsschläfchen hielt, erhob sich die kleine Fromme von ihren religiösen Meditationen, ging in den Hof hinab und blieb am Tore stehen. Sie zog ihr Taschentuch aus der Tasche. Sie betrachtete es. Ja, es war für das Experiment geeignet. Sie steckte es wieder ein. Sie brauchte sich nicht erst zu wiederholen, daß es das Gesetz verbot, am Sabbat irgend etwas über die Grenzen des Hauses hinaus bei sich zu tragen. Sie wußte das, so gut wie sie wußte, daß sie am Leben war. Und mit dem Taschentuch in der Tasche ging das tollkühne Kind auf die Straße hinaus!

Einen Augenblick hielt sie inne. Ihr Herz klopfte so, daß es schmerzte. Nichts geschah! Sie überquerte die Straße. Allenthalben lag Sabbatfriede. Sie befühlte noch einmal die Bürde in ihrer Tasche. Ja, sie beging entschieden eine Sünde. Mit schwellender, gottloser Kühnheit ging die Sünderin weiter, nein, sie lief bis zur nächsten Ecke und stand still in banger Erwartung. In welcher Form würde nun wohl die Strafe nahen? Sie stand schwer atmend still, schier eine Ewigkeit. Wie ruhig alles war — wie dumpf und regungslos die Luft! War ein Sturm im Anzug? Würde ein Blitz aus heiterem Himmel sie erschlagen? Sie wartete und wartete. Sie wagte nicht, die Hand noch einmal in die Tasche zu stecken, aber sie fühlte die gräßliche Fülle. Sie stand still, ohne an eine weitere Bewegung zu denken. Wo blieben die Donner Jehovahs? Kein einziges heiliges Wort aus all ihren langen Gebeten wollte ihr einfallen, nicht einmal das „Höre, o Israel!". Sie fühlte, daß sie

in unmittelbarer Verbindung mit Gott stand — furchtbarer Gedanke! —, daß er in ihrer Seele las, und daß er ihr Antwort geben würde.

Eine Ewigkeit ging in leerer Erwartung hin. Nichts geschah! Wo blieb der Zorn Gottes? Wo war Gott?

Als sie sich nach Haus wandte, hatte die kleine Philosophin das Taschentuch ganz nach Vorschrift fest ums Handgelenk gewunden. Das Experiment war vorüber, aber das Ergebnis war nicht unzweideutig. Gott hatte sie zwar nicht gestraft, aber durch seine Gleichgültigkeit war schließlich nichts bewiesen. Entweder war ihre Handlung keine Sünde gewesen und ihre Lehrer waren samt und sonders Betrüger, oder aber es war vor Gottes Augen doch Sünde gewesen und er hatte seine Gründe, von strenger Rache abzusehen. Es war kein klares Experiment, das sie gemacht hatte. Sie war bitter enttäuscht. Vielleicht war das die beabsichtigte Strafe: Gott weigerte ihr die Antwort. Sie hatte aber nicht um der Sünde willen gesündigt, und darum band sie immer noch im Zweifel das Taschentuch ums Handgelenk. Ihre Augen starrten mehr denn je. Aber das war auch das einzige Zeichen dafür, daß sich ihre Erkenntnis plötzlich erweitert, ihre Selbsterkenntnis vertieft hatte.

Als sie wieder im Hause war, betrachtete sie mit erhöhtem Interesse ihre Mutter und ihre Großmutter, die auf ihren Sesseln eingenickt waren. Sie sahen jetzt anders aus! Als sie erwachten, sich streckten und Perücke und Haube zurechtrückten, kamen sie ihr ganz, ganz fremd vor. Als sie ihrer Großmutter die Bibel holte und sie nur aus Versehen fallen ließ, küßte sie das Buch, wie es ein wohlerzogenes Kind tun soll.

Wie hätte der Seelenforscher wohl das psalmodierende Kind klassifiziert? Hätte er es unter die Juden gerechnet? Zur Apostatin war es entschieden nicht alt genug. Vielleicht hätte er die Kleine und ihre List gar nicht weiter beachtet, und ich wäre

mit einer Einreihung unter die milden Betrüger nicht unzufrieden gewesen. Ich muß sagen, daß ich eine jämmerlich verwirrte kleine Betrügerin war.

Etwas von einer Betrügerin hatte ich ganz entschieden an mir. Die Zeit, wo ich alles ohne Unterschied glaubte, was man mir erzählte, war schon vorüber, als ich die ersten Zähne bekam. Damals bereits fragte ich, ob das Feuer wirklich heiß sei, ob die Katze wirklich kratze. Mit den Jahren mußte ich ebenso natürlich Gott in Frage stellen. In jenen Tagen hing mein Glaube lediglich von meiner augenblicklichen Gemütsverfassung ab. Ich glaubte alles, was mir zu glauben gut schien. In allen Stimmungen war ich aber gleichmäßig überzeugt, daß es einen Gott gäbe, und daß dieser Gott die Welt auf irgend eine unerklärliche Weise geschaffen hätte, und ebenso, daß er von meiner Existenz und meinen Handlungen Kenntnis haben müßte. Die Welt war da, irgendwer mußte sie also auch geschaffen haben. Es war mir auch nicht zweifelhaft, daß ein Wesen, das zu dieser Tat mächtig genug gewesen war, auch von meinem Tun unterrichtet sein konnte, ohne mir sichtbar zu werden. Es blieb für mich also nur die Frage, wie Gott über mein Handeln dachte. War er wirklich böse, weil ich die Sabbatgesetze gebrochen, war er wirklich froh, wenn ich am Versöhnungstage fastete? Bei diesen Erwägungen kam mein Glaube ins Schwanken. Wenn ich am Abend des Versöhnungsfestes das Opfertier über den Kopf schwang nnd dabei die Worte sagte: „Sei du mein Opfer" usw., hatte ich die feste Überzeugung, daß ich mit dem Allmächtigen um Vergebung feilschte, und daß auch er an dem Handel nicht uninteressiert war. Wenn ich aber am Tage nach dem Fasten soviel Huhn essen durfte, wie ich nur vertragen konnte, war ich nicht minder fest überzeugt, daß sich Gott doch unmöglich an solch einem törichten Geschäft beteiligen konnte, bei dem er nichts als Worte, ich dagegen Verzeihung und auch

noch das Essen erhielt. Die Geldopfer, die den Armen gespendet wurden, erschienen mir schon als verläßlichere Versicherung gegen die Verdammnis. Die Wohlhabenden opferten Lebendiges und Geld für den Klingelbeutel, aber es war ein Zeichen der Armut, nur Geld darzubringen. Selbst der magerste Hahn, der geschlachtet, gebraten und auf die eigene Tafel des Gläubigen aufgetragen wurde, galt als würdigeres Opfer denn ein Groschen für die Armenkasse. All das war so unlogisch, daß es meinen Glauben wenigstens hinsichtlich der minder wichtigen Dogmen erschüttern mußte. Ich befand mich ganz wohl dabei, heute dies, morgen jenes davon hinzunehmen.

Ebenso fest wie ich davon überzeugt war, daß der Gott der Juden allmächtig und weise sei, glaubte ich, daß der Gott meiner christlichen Nachbarn schwach, grausam und unverständig war. Mir schien der Gott der Ungläubigen nicht besser als ein Spielzeug zu sein, das man mit buntem Zeug aufputzte und in Prozessionen einhertrug. Sooft ich ihn auch sah, stets wandte ich mich voll Verachtung ab. Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs — mein Gott — forderte von mir Ehrlichkeit und Freundlichkeit gegen jedermann, der Gott Vankas hieß ihn mich schlagen und bespeien, wo immer er mir allein begegnete. Was für ein unwissender Gott mußte der sein, der die törichten Ungläubigen lehrte, daß wir zum Passahfest das Blut ermordeter Christenkinder tränken. Ich, die ich doch nur ein Kind war, wußte das ja besser.

Somit habe ich, glaube ich, zur Genüge bewiesen, daß ich eher eine Jüdin als eine Ungläubige war, aber nichtsdestoweniger kann ich mich nicht gegen den Vorwurf eines gewissen Betruges verteidigen. Ich erinnere mich beispielsweise, wie ich am Vorabend des neunten Ab — dem Jahrestag der Tempelzerstörung — den Klagen der Frauen zuhörte. Um meine Mutter als die einzige, die gut vorlesen konnte, hatte sich ein großer Kreis

geschart, um der Geschichte der grausamen Zerstörung zu lauschen. Man saß auf niedrigen Schemeln, in Strümpfen, in schäbigen Kleidern, mit aufgelöstem Haar, man weinte im Chor, rang die Hände, als wäre es erst gestern geschehen, daß das Heiligtum gefallen war, als säße man noch im Staub und der Asche der Ruinen. Die Frauen kamen mir beneidenswert unglücklich und fromm vor. Ich trat zu dem Kreis in das Kerzenlicht. Auch ich rang die Hände und stöhnte. Allein Tränen kamen mir immer schwerer, ich konnte nicht weinen. Aussehen wollte ich dabei doch wie die andern. Also bestrich ich mir die Backen mit der einzigen Flüssigkeit, die zur Hand war.

Aber wehe, wehe meinem frommen Eifer! Wehe der edlen Klage der Frauen! Irgend eine sah auf und faßte mich bei meiner künstlichen Tränenproduktion ab. Ich griente und sie kicherte. Eine andere Frau sah auf. Ich griente wieder und sie kicherte ebenfalls. Der Ernst wich im ganzen Kreise. Ehrliches Lachen erstickte die gemachte Trauer. Da sah auch meine Mutter erstaunt auf mit geröteten Augen und verbannte mich vom Fest der Tränen.

Ich wandte mich ohne Zögern wieder zu meinen Freundinnen auf der Straße, die sich damit vergnügten, sich mit Kletten zu bewerfen, wie es an diesem traurigen Feiertag Sitte war. Hier zeichnete ich mich mehr aus als bei den Erwachsenen. Da mein Haar lockig war, blieb eine große Anzahl Kletten hängen; ich starrte förmlich von den Symbolen des Schmerzes und der Selbsterniedrigung.

Kurz nach meinem sündhaften Experiment mit dem Taschentuch entdeckte ich zufällig, daß ich in Polotzk nicht die einzige Zweiflerin war. Eines Abends lag ich noch wach in meinem Bettchen und starrte aus dem Dunkel in das erleuchtete Zimmer vor mir. Ich sah die Sabbatkerzen flackern und eine nach der anderen verlöschen. Es war schon spät, aber die Ampel, die von

der Decke hing, brannte noch hell. Alles schlief schon. Die Ampel konnte vor Tagesanbruch nur ausgehen, wenn sie wenig Öl hatte, sonst mußte sie brennen bleiben, bis Natascha, die christliche Scheuerfrau am Morgen kommen würde, um sie auszulöschen, die Leuchter vom Tisch zu nehmen, den Ofen zu entsiegeln und die hunderterlei Kleinigkeiten zu besorgen, die kein Jude am Sabbat erledigt hätte. Das Arbeitsverbot am Sabbat war erst von übereifrigen Gesetzeskommentatoren zu der großen Bedeutung erhoben worden. Man durfte keinen Arbeits- oder Handelsgegenstand berühren, keine Axt und keine Münze. Es war untersagt, Feuer anzuzünden oder irgend etwas anzufassen, was Feuer enthielt oder auch nur enthalten hatte, und wenn es auch nur ein ausgebranntes Talglicht oder ein benutztes Streichholz war. Die Lampe, die ich sah, mußte also brennen bleiben, bis die Ungläubige sie auslöschte.

Mich störte das Licht nicht im geringsten; ich dachte gar nicht daran. Aber allem Anschein nach ärgerte es jemand anders. Ich sah meinen Vater aus seinem Schlafzimmer treten, das auch an der Wohnstube lag. Was suchte er? Was tat er? Durfte ich meinen Augen trauen? Mein Vater rührte die brennende Ampel an, ja, er schüttelte sie, als ob er sehen wollte, wieviel Öl sie noch enthielt!

Wie versteinert lag ich im Bett. Ich vermochte mich weder zu bewegen, noch auch nur zu räuspern. Ich meinte, er müßte fühlen, wie mir die Augen förmlich aus dem Kopfe traten. Aber er wußte nicht, daß ich ihn beobachtete. Er glaubte, daß wir alle schliefen. Er schraubte den Docht ein klein wenig tiefer und wartete. Ich wandte den Blick nicht von ihm. Er drehte den Docht noch etwas und wartete wieder. Ich starrte. Ganz, ganz allmählich brachte er das Licht zum Verlöschen. Ich verstand: wer wach gewesen wäre, hätte glauben müssen, daß die Lampe von selbst ausging, denn ich allein lag so, daß ich ihn

hatte sehen können, aber ich war so früh zu Bett gegangen, daß er nicht annehmen konnte, ich wachte noch. Das Licht hatte ihn gestört; er wollte es ausmachen, doch sollte es niemand erfahren.

Erst als ich hörte, wie sich mein Vater im Dunkeln nach seinem Bett tastete, wagte ich wieder tief zu atmen. Was er getan, war eine ungeheuerliche Sünde. Wenn seine Mutter ihn bei seinem Tun gesehen hätte, wäre ihr das Herz gebrochen; ihr, die das halbe Jahr gefastet, um das Schulgeld für ihn ersparen zu können; ihr, die barfuß durch den kalten Schnee gewatet war, um ihn auf ihrem Rücken zur Schule zu tragen, weil sie keine Schuhe für ihn hatte; ihr, deren frömmster Stolz es war, einen Sohn zum Gelehrten zu erziehen, dem großen Gott das schwerste Opfer zu bringen, das einer armen kämpfenden Frau vor seinen Augen möglich war. Wenn meine Mutter es gesehen hätte, hätte es sie nicht minder geschmerzt; sie, die ihm ihre Jugend, ihren guten Namen und ihr Geld dargebracht zum Tausch für seine Weisheit und Frömmigkeit; sie, die man vom Spiel fortgeholt, um ihm Kinder zu gebären, sie zu nähren und zu erziehen, damit er auf den Schulbänken sitzen und ihr die Mühen mit dem Ruhm seiner Gelehrsamkeit entgelten konnte. Nicht mit diesen Worten hielt ich mir damals die Folgen seines Tuns vor. Ich wußte nur, daß in der ganzen Familie nichts so geschätzt wurde wie heiliges Wissen und Frömmigkeit, daß mein Vater ein Gelehrter war, und Frömmigkeit die Frucht seines Wissens hätte sein sollen. Und dennoch hatte mein Vater vorsätzlich den Sabbat verletzt!

Seine Handlung ließ sich nicht mit meinem Taschentuchtragen vergleichen. Wohl war die Sünde gleicher Art, aber die Sünder und ihre Motive waren verschieden. Ich war ein Kind, zudem ein Mädchen, und noch nicht in dem Alter selbständiger Verantwortlichkeit. Er dagegen war ein reifer Mann, der als Auserwählter Gottes galt und dem die Welt für seine gelehrten

Verdienste die gebührende Achtung zollte. Mich hatte mein heimliches Experiment durchaus nicht davon überzeugt, daß es keine Sünde sei, am Sabbat etwas bei sich zu tragen. Wenn Gott mich nicht auf der Stelle bestraft hatte, so war es vielleicht um meiner Jugend oder um meines Motives willen geschehen.

Wenn meine Eltern recht hatten, beging mein Vater durch Auslöschen der Ampel die Sünde der Sabbatschändung. Was hatte mein Vater beabsichtigt? Ich konnte doch nicht gut bei ihm die gleiche Absicht annehmen wie bei mir. Er, der doch schon so alt war und schon so viel studiert hatte, mußte doch nun alle Zweifel überwunden haben. Ihm hatte sich Gott sicherlich geoffenbart. Ich mochte nicht glauben, daß er wissentlich Unrecht getan hatte, und kam also zu dem Schluß, daß er es nicht für Sünde hielt, am Sabbat eine brennende Lampe anzurühren. Warum hielt er aber dann sein Tun so geheim? Auch das erklärte ich mir. Ich selbst hatte instinktiv immer geheime Mittel bei meinen kleinen Nachforschungen angewendet und die Ergebnisse still für mich behalten. Die Art und Weise, mit der man meinen Fragen begegnet war, hatte es mich so gelehrt. Dunkel ahnte ich das Entsetzen und die Empörung, die entstanden wären, wenn ein als so fromm bekannter Mann wie mein Vater die ketzerische Ansicht geäußert hätte, daß es kein Unrecht sei, am Sabbat mit Feuer zu hantieren. Ich brauchte nur an die tiefe Reue meiner Mutter oder Großmutter zu denken, die sie gezeigt, wenn sie selbst einmal durch einen unglücklichen Zufall in irgend einem Punkt das Gesetz verletzt hatten, um zu wissen, daß man sie nie dahin hätte bringen können, den geheiligten Wert all der tausend kleinlichen Vorschriften uralter Tradition zu bezweifeln. Was sie von ihren Müttern und Vätern gelernt, war auch für sie die Wahrheit, und nichts war wahr darüber hinaus. Wenn es Leute in Polotzk gab, die abweichender Meinung waren, wie ich von meinem Vater annehmen mußte, so war es ja immer-

hin möglich, daß mein Vater insgeheim davon wußte. Aber es wäre nie und nimmer angegangen, daß er sich öffentlich zu solcher Überzeugung bekannt hätte. Es hätte nicht nur seine Familie untröstlich gemacht, sondern seinen Kindern das Brot geraubt und sie in alle Ewigkeit ruiniert. Meine Schwester, mein Bruder und ich hätten dann die Kinder Israels des Apostaten geheißen wie Gutke, meine Freundin, die „Enkelin Jankels, des Verräters" hieß. Auch der unschuldigste von uns wäre verflucht und gemieden worden um der Sünde des Vaters willen.

Das alles kam mir nur allmählich zu Bewußtsein. Stück für Stück reihte ich aneinander und brachte so allmählich Ordnung in mein kindliches Hirn. Nicht etwa, daß mich diese Probleme ganz und gar in Besitz genommen hätten. Ich spielte und tanzte so vergnügt wie je mit den anderen Kindern. Nur, wenn ich nichts Besseres vorhatte, saß ich in meiner Fensternische und grübelte. Ich hatte auch nicht die mindeste Lust, zu meinem Vater zu gehen, ihm sein ketzerisches Tun vorzuhalten und um Erklärungen zu bitten. Es genügte mir vollkommen, daß ich ihn verstand, und ich liebte ja auch keine Vertraulichkeiten irgend welcher Art. Außerdem war ich daran gewöhnt, in zwei Welten zu leben, in einer Welt der Wirklichkeit und einer des Scheins, ohne je eine von der andern streng scheiden zu können. In der einen Welt hatte ich viel Gesellschaft, Vater, Mutter, Geschwister und Freundinnen, benahm mich wie sie und fand alles selbstverständlich. In der anderen Welt war ich ganz einsam und mußte mir selber meine Wege bahnen. Um mir einen Gefährten zu suchen, war ich selber noch zu unsicher. Wenn mein Vater die gleichen unerforschten Wege ging, dann mußten wir uns eines Tages begegnen, und er würde mich vielleicht noch weiter führen, als ich je gekommen war. Aber ich wollte nicht die erste sein, die sich verriet. Heute erscheint mir meine Verschlossenheit selt-

sam genug, aber ich denke daran, wie gründlich ich mich seit jenen frühen Tagen gewandelt habe.

Mit Beschämung muß ich sagen, daß ich in Dingen der Moral zuzeiten nicht minder schwach war wie in den Dingen der Religion. Ich weiß noch, wie ich einmal ein Stück Zucker stahl. Es liegt weit zurück, fast am Anfang meiner Erinnerungen. Wir wohnten noch im Hause meines Großvaters, als das Schreckliche geschah. Als wir von dort fortzogen, war ich etwa vier oder fünf Jahre alt. Bevor mir meine Mutter das ausgerechnet hatte, fehlte mir der Mut zum Geständnis.

Die Sache kam so: In der einen Ecke des Vorzimmers stand am Fenster eine hohe Kommode. Auf ihr stand eine Blechdose, auf der seltsame Menschen mit seltsamen, flachen Sonnenschirmen aufgemalt waren, kurz gesagt, eine chinesische Teebüchse. Die Dose hatte einen Deckel. Der Deckel war fest geschlossen. Aber ich wußte, was die herrlichbunte Dose enthielt und begehrte danach. Ich war sehr klein, konnte nie an etwas heranreichen. In verlockender Nähe der Kommode stand ein Stuhl. Ich rückte ihn noch ein wenig näher und kletterte drauf. Wenn ich mich auf die Fußspitzen stellte, konnte ich gerade an die Teebüchse heran. Ich öffnete den Deckel und nahm mir ein unregelmäßiges Stück blanken Zuckers heraus. Bewundernd hielt ich es auf dem Stuhle stehend in der Hand. Aber ach, ich stand zu lange. Meine Großmutter trat ins Zimmer — oder war es Itke, die Magd? — und sah mich mit dem gestohlenen Gut.

Ich saß fest. Wie sollte ich entrinnen, wo ich mich flach auf den Bauch legen mußte, um unbeschadet vom Stuhl herabzukommen, und so meinem Richter die verlockendste Gelegenheit zu unmittelbarem Strafvollzug bot? Ich hatte meine Situation begriffen, noch ehe meine Großmutter sich von ihrem Schrecken erholte. Aber ich hielt mir nicht einmal die Hände vor die Augen und weinte auch nicht. Leider kann ich hier nicht davon berichten,

daß ich meine Schuld sofort einsah. Ich hatte lediglich das Gefühl, daß das Verhängnis unweigerlich nahte, und suchte sofort nach einem Mittel, mich im voraus zu entschädigen. Während mein Richter — es war, glaube ich, wirklich meine Großmutter — in einer Entfernung, die noch die größtmögliche Entfaltung ihrer Stimmittel erlaubte, den ganzen Schatz ihrer Vorwürfe über mich ausschüttete, stopfte ich rasch den Zucker in den Mund und zerkaute ihn so schnell es ging. Und ich hatte ihn glücklich ganz aufgegessen und mir sogar noch die Lippen lecken können, ehe die rächende Nemesis mich erreichte.

Ich kann mich solcher großen Verirrungen sonst nicht entsinnen, aber in Kleinigkeiten sündigte ich mehr, als ich Jahre zähle. Ich sündigte und entging mehr als einmal meiner Strafe durch einen Kniff oder eine schlaue Ausrede. Ich will damit nicht sagen, daß ich log, obwohl ich auch das gelegentlich tat, aber ich fand immer ein Mittel, wenn ich frech geworden war, meinen Worten bei der Wiederholung eine Wendung oder, wenn ich Dummheiten gemacht hatte, der Entschuldigung eine Komik zu geben, die statt der gerechten Strafe ein Lachen auslöste und mir gewöhnlich eine Handvoll Rosinen statt einer Tracht Prügel einbrachte. Wenn ich durch solche Erfolge nur dazu ermutigt wurde, meine natürliche Schlauheit und Doppelzüngigkeit zu pflegen, so muß ich die Schuld, deren ich mich selber gern entledigte, der Unklugheit meiner Erzieher zuschieben.

Also, wie gesagt, ich log. Ich kann mich zwar keines Falles erinnern, wo man mich bei einer Lüge ertappt hätte, aber ich weiß, daß ich Ereignisse beim Erzählen mit so vielen Einzelheiten und Nebenerscheinungen auszuschmücken pflegte, daß kein Zeuge das Geschehene hätte wiedererkennen können, wenn ich es nicht mit solchem Feuereifer berichtet hätte. In Wahrheit vergrößerte und verschönte sich alles, was ich erlebte, in meinen Augen, es gelang mir nur mit mühevoller Selbstkritik, den Geschehnissen

ihre natürliche Gestaltung und Färbung zu geben. Wenn ich ein paar Gänse eine faule Gänsemagd nasführen sah, machten die Gänse in meinen Augen die unmöglichsten Kunststücke, wie sie sich fette Gänse nie leisten. Wenn ich den armen blinden Munje die Stirn runzeln sah, kam es mir vor, als wenn eine Wolke sein Gesicht verdunkelte, und ich lief atemlos nach Hause, um zu erzählen, mit welcher Müh' und Not ich dem Ausbruch seiner Wut entgangen sei. Ich will nicht behaupten, daß ich mir meiner Übertreibungen gar nicht bewußt gewesen wäre, aber ich kann nicht leugen, daß die Dinge, wenn sie so geschehen wären, wie ich sie erzählte, weit interessanter gewesen wären, als in Wirklichkeit.

Edle Menschen, die nie im Leben gelogen oder sich ihre Lüge niemals eingestanden haben, werden sich entsetzen über meine kindliche Verderbtheit. Sie werden schreien: „Wer gibt uns den Beweis, daß nicht auch jede Seite der Lebensschilderung verlogen ist, wenn schon eingestanden wird, daß die Kindheit ein einziges Netz von Lügen und Träumen gewesen ist?" Ich werde dem Heiligen antworten, daß er den Beweis für meine Bekehrung zur Wahrheit in seiner eigenen Seele suchen und finden muß. Ich frage den Reinen, Fleckenlosen, ob er sich denn nicht mehr daran erinnert, daß er auch gestohlen, gelogen, betrogen und geplündert hat. Vielleicht nicht mit seinen eigenen Händen. Aber irgend einer seiner Vorfahren hat sicher von Raub gelebt und ist hochgeehrt worden um des Blutes willen, das an seinen haarigen Händen haften blieb. Erst die Zeit brachte die Erkenntnis, daß List schneller und leichter zum Ziele führte als Gewalt, und noch später setzte sich die Überzeugung durch, daß die größte List die Tugend sei. Daraus entstand der Kodex der Moral, der die Welt unterjochte. Und heute noch stößt der kluge Ahne den Wanderer aus der Wirrnis überlebter Irrsale in die Lichtung des Heute und schrillt ihm ins Ohr: „Sei brav! Es lohnt sich!"

Daraus besteht die ganze Geschichte der menschlichen Tugend. Aber nicht alle Menschen vermögen das Leben an einem höheren Punkte der Entwicklung aufzunehmen. Einige werden im Rückstand geboren und müssen in der kurzen Spanne ihrer eigenen Entwicklung auch alle Stadien der Vergangenheit neu erleben. Auch mir geht es so, daß ich in meiner eigenen Erfahrung tatsächlich all die Stufen des Fortschritts meiner Rasse langsam selbst erst erklimmen muß. Keine Erfahrung, die ich nicht an der eigenen Haut erst verspüren müßte, während andere sie von anderen übernehmen. Wenn man vor diesen anderen eine gläserne Schutzwehr gegen die Unbilden der Welt aufrichtete und sie nur Beschauer, unberührte Beschauer sein würden, sie würden trotzdem eine lückenlose Lebensphilosophie, nach der man getrost die Jugend erziehen könnte, aufstellen. Leider bin ich nicht von solch gottgleicher Beschaffenheit. Ich bin ein denkendes Tier. Durch jede Pore meines Leibes sauge ich Erkenntnis in mich ein. Das Leben selbst ist für mich so bedeutsam wie die Idee. Es gibt für mich Stunden, wo mir der Gelehrte in seinem Studierzimmer weniger verständlich ist als eine Grille draußen im Grase. Die Erde ist meine Mutter, und die Erde ist auch meine Lehrmeisterin. Ich bin ihre treue Schülerin und lausche ihr allerorten, mein Ohr dicht an ihren Lippen. Mir scheint, als wüßte ich nichts, was ich nicht mehr oder weniger unmittelbar durch meine sinnlichen Organe in Erfahrung gebracht habe. Solange ich meinen Körper habe, verzweifle ich nicht an meiner Fähigkeit zur Vollendung.

Co... Werner L...
d... k... Kulturgemeinde ...

Siebentes Kapitel.

Die Grenzen erweitern sich.

Erkrankung meiner Eltern. — Wir ziehen in die Sägmühle vor der Stadt. — Antisemitische Bewegung. — Mein Vater wandert nach Amerika aus. — Das Land der Verheißung. — Armut. — Was ich dabei treibe. — Die Pfändung. — Bei der Modistin. — Zum Onkel Salomon nach Witebsk. — Die Freifahrt. — Wie ich mich in der Großstadt Witebsk zurechtfinde. — Meine zweite Reise nach Witebsk. — Das Leben im Hause des Onkels. — Die Vettern. — Ich verschlinge die Bibliothek meines Onkels. — Die Wunder der Welt und der Stadt. — Ich gebe Unterricht im Spitzenklöppeln. — Wieder zu Hause. — Das Elend im Elternhaus. — Wir sollen nach Amerika!

Die lange Geschichte des Mißgeschicks, das zur Auswanderung meines Vaters nach Amerika führte, begann mit seiner Erkrankung. Die Ärzte schickten ihn nach Kurland, wo er teure Spezialisten konsultierte, die ihm langwierige Kuren verordneten. Er war noch längst nicht wiederhergestellt, als meine Mutter sich legte und ihn so zwang, nach Polotzk zurückzukehren, damit er das Geschäft versähe.

Not schafft neue Not. Nachdem sich meine Mutter ins Bett gelegt, wollte nichts mehr gehen. Das Geschäft ging immer mehr zurück, zumal ihm viel Geld entzogen werden mußte, um die Doktor- und Apothekerkosten zu bezahlen. Mein Vater war einerseits zu schwach und andererseits zu sehr in Sorge um meine Mutter, als daß er sich hätte der wachsenden Schwierigkeiten erwehren können. Die Dienstboten wurden entlassen, und die ganze Hausarbeit und Pflege lag auf den Schultern meiner Großmutter und meiner Schwester. Infolgedessen überarbeitete sich Fetschke und erkrankte an einem Fieber. Das Baby litt unter der unvermeidlichen Vernachlässigung und wurde übellauniſch wie ein Hypochonder. Und um das Maß voll zu machen, setzte

es sich die alte Kuh in den Schädel, meine Großmutter zu treten, so daß sie über eine Woche mit verletztem Bein liegen mußte.

Nachbarn und Kusinen halfen uns durch, bis Großmutter und schließlich auch Fetschke wieder aufstehen konnten. Aber meine Mutter lag fest. Wochen, Monate, ein Jahr und noch ein halbes mußte sie im Bett bleiben. Alle Doktoren Polotzks behandelten sie nacheinander, ja man ließ sogar einen Arzt von Witebsk holen. Alle Landbader der Umgegend, jeder Quacksalber, jedes alte Weib, das einen Zauber wußte, wurde konsultiert. Sämtliche Apotheker durchstöberten ihre Magazine nach Mitteln, deren Namen sie längst vergessen hatten, und hilfreiche Nachbarn brachten ihre Lieblingsarzeneien. Man hielt für meine Mutter mitternächtige Gebete in der Synagoge und an den Gräbern ihrer Eltern. Ja, in der einen schrecklichen Nacht, wo meine Mutter dem Tode nahe war, erschienen drei fromme Mütter, die noch nie ein Kind verloren hatten, und kauften sie für ein paar Kopeken als eigen, damit sie unter den Schutz ihres Familienglückes käme und so gerettet würde.

Allein meine Mutter blieb im Bett, und die Schmerzen brachten sie immer mehr von Kräften. Im Hause sah es öde und traurig aus. Man ging auf Zehenspitzen, sprach nur im Flüstertone, wochenlang ward kein Lachen hörbar. Die ominöse Nachtlampe brannte ständig. Nacht für Nacht schliefen wir in unseren Kleidern, um im Notfall schneller bei der Hand zu sein. Wir wachten und warteten, aber wir hatten kaum mehr eine Hoffnung.

Von Zeit zu Zeit erlaubte man mir, in die Krankenstube zu gehen. Es war schrecklich, nachts an meiner Mutter Bett zu sitzen und ihre Hilflosigkeit mit ansehen zu müssen. Sie war so kräftig und so rührig gewesen; sie hatte Säcke und Fässer heben können wie ein Mann, und jetzt konnte sie nicht mehr den Löffel zum Munde führen. Manchmal erkannte sie mich nicht

einmal, wenn ich ihr die Medizin reichte, oder war apathisch, wenn sie mich schon erkannte. Sollte das ewig so bleiben? Die Bettschatten ließen sie noch fremder und fast zusammengeschrumpft erscheinen. Nach den ersten Krankheitsmonaten hatte man ihr das Haar abgeschnitten; die kurzen Locken verschwanden unter dem Eisbeutel. Ihre Backen glühten so rot, so rot, aber ihre Hände waren so weiß, wie ich sie nie gekannt. Mitunter fragte ich mich während der Nachtwachen, ob sie überhaupt noch leben wollte.

Die Nachtlampe ging nicht aus. Mein Vater alterte. Er schrieb andauernd Zahlen auf ein Blatt Papier. Wir Kinder wußten, daß die Truhe leer war, als man die silbernen Leuchter zum Pfandverleiher trug. Dann wurden die überflüssigen Federbetten zu jedem annehmbaren Preis verkauft, und schließlich kam der Tag, wo Großmutter mit Augen, die vor Tränen blind waren, in der Kleiderkammer nach meiner Mutter Atlaskleid und Samtmantel suchte. Darnach rührte uns nichts mehr, was aus dem Hause gebracht wurde.

Da kam plötzlich eine Wendung zum Besseren. Meine Mutter erholte sich, und zur gleichen Zeit wurde meinem Vater eine Anstellung als Aufseher in einer Sägemühle angeboten.

Sobald meine Mutter aus dem Hause konnte, holte er uns zur Mühle, die etwa drei Werst von der Stadt entfernt an der Polota lag. Wir bezogen ein hübsches kleines Häuschen. Des Müllers rothaarige, sommersprossige Familie war die ganze Nachbarschaft. Wenn unsere Zimmer auch kahler waren als früher, so schien doch die Sonne hell durch alle Fenster. Je dichter und dunkler die Blätter an den Bäumen wurden, um so kräftiger wurde meine Mutter. Das Lachen fand sich in unser Haus zurück wie der Zugvogel in sein altes Nest.

Wir Kinder verlebten einen Sommer des Glückes. Wir hatten vorher nie auf dem Lande gewohnt, und das unbekannte

Leben gefiel uns. Es war ein nimmerendenwollendes Vergnügen, die Mühle zu durchstöbern, in alle möglichen verbotenen Winkel zu schlupfen und von dem ärgerlichen Müller wieder hervorgeholt zu werden. Wir tyrannisierten die Müllersknechte und wurden immer mehr von ihnen verzogen. Wir ruderten auf dem Fluß und entdeckten immer neue Schlupfwinkel. Wir suchten in Wald und Feld Kräuter für die Küche, verirrten uns wohl hundertmal jede Woche und wurden wiedergefunden. Und was für ein großes Ereignis war es, wenn wir die drei Werst in die Stadt marschieren durften mit Sträußen wilder Blumen für unsere Freunde, so daß uns eine Duftwolke folgte!

Aber das alles dauerte nicht lange. Die Mühle ging in andere Hände über, und der neue Besitzer setzte einen eigenen Protégé an die Stelle meines Vaters. So wurden wir denn nach einer kurzen Zeit des Aufatmens zurückgetrieben in den Sumpf wachsender Armut und Sorge.

Die nächsten Jahre verbrachte mein Vater auf ebenso ruhe- wie ergebnisloser Suche nach Anstellung. Meine Mutter machte eine zweite, ernstliche Krankheit durch, und auch seine eigene Gesundheit blieb nicht fest. Was er verdiente, reichte am Ende kaum aus, um auch nur die Rechnungen halb zu bezahlen, obwohl wir jetzt mehr als bescheiden lebten. Polotzk schien nichts mehr von ihm wissen zu wollen, und kein anderer Ort bot ihm Gastlichkeit.

Gerade in diese Zeit fiel eine der periodisch wiederkehrenden antisemitischen Bewegungen, während derer die Regierung die eigentlich verbotenen Ortschaften von Juden säuberte. Denn in den Zwischenzeiten hatte man sie dank ungeheurer Bestechungen und unter unsagbaren Gefahren und Demütigungen dort geduldet.

Es war gegen das Passahfest, als wieder einmal das altbekannte Wehgeschrei der Verfolgten die ganze jüdische Welt aufschreckte. Eine Ausweisung der Juden en masse aus Moskau

und Umgebung nach grausam kurzer Frist war das Kennzeichen jener neuen Katastrophe. Niemand konnte wissen, wen der nächste Schlag treffen würde. Die Juden, die ungesetzmäßig außerhalb des Ghettos lebten, machten all ihr Hab und Gut zu Geld und schliefen in ihren Kleidern, zu sofortiger Flucht bereit. Wer in der verhältnismäßigen Sicherheit des Ghettos wohnte, zitterte für die Brüder und Schwestern draußen und hielt Tor und Tür für die Flüchtlinge offen. Und Hunderte und Aberhunderte von Flüchtenden, angekündigt von den lauten Schreien der Not, drängten sich in die Freistätten und brachten ihr Elend dorthin mit, wo Elend niemals fehlte, und ihre Tränen flossen zusammen mit den nie getrockneten ihrer Brüder.

Das für die Juden offene Gebiet wurde überschwemmt. Und die Möglichkeiten des auch nur notdürftigsten Verdienstes wurden im Verhältnis zu der zuströmenden Konkurrenz herabgemindert. Mühsal, härteste Not und vielfachen Untergang zog das Unglück nach sich, Ring für Ring der Stein, den irgend ein despotischer Beamter in das ewig bereite Wasser der Judenhetze geworfen hatte.

Passah wurde damals in Tränen gefeiert. In der Geschichte des Exodus sahen wir nur ein Kapitel der Geschichte unserer Zeit, mit der einzigen Ausnahme, daß uns der Führer und das gelobte Land fehlten.

Aber was waren die Worte, die einzelne von uns am Ende des langen Gottesdienstes sagten? Sie lauteten nicht: „Möchten wir im nächsten Jahr in Jerusalem sein," sondern: „Nächstes Jahr — in Amerika!" Dort lag unser Gelobtes Land, und vieler Augen wandten sich nach dem Westen. Und wenn sich die Wasser des Atlantischen Ozeans auch nicht vor ihnen teilten, die Wanderer kreuzten seine Flut durch ein Wunder, das ebenso groß war wie das Moses'.

Meinen Vater riß die Bewegung nach dem Westen mit.

Er freute sich der eigenen Befreiung, gedachte aber schweren Herzens derer, die er zurücklassen mußte. Es war die letzte Aussicht für uns alle. Wir waren so weit heruntergekommen, daß er mit geborgtem Geld nach dem deutschen Hafen reisen mußte, von wo aus er mit einer großen Schar anderer auf Kosten einer Auswanderergesellschaft nach Boston befördert werden sollte.

Ich war ungefähr zehn Jahre alt, als mein Vater auswanderte. Ich war daran gewöhnt, daß er von Hause fort ging, und Amerika bedeutete für mich nicht viel mehr als Cherson, Odessa oder der Name irgend eines anderen fernen Ortes. Nur dank dem Ernst, mit dem seine Pläne besprochen worden waren und durch die Erwähnung von Schiffen, Gesellschaften und sonstigen unbekannten Dingen hatte ich das dunkle Gefühl, daß sich das neue Unterfangen doch von den früheren unterscheiden mußte. Aber meine Aufregung und innere Bewegung am Reisemorgen meines Vaters war in der Hauptsache nur durch die der anderen verursacht.

Ich erinnere mich noch ganz genau des Tages, wo Amerika als eine „Welt", die Polotzk völlig unähnlich war, zuerst von meinen Gedanken Besitz ergriff, um allmählich der Mittelpunkt aller meiner Träume und Phantasien zu werden. Ja, ich erinnere mich der Stunde. Ich lag im Bett an Masern wie meine übrigen Geschwister auch. Meine Mutter brachte uns einen dicken Brief, den mein Vater kurz, ehe er an Bord gegangen war, geschrieben hatte. Der Brief war voller Erregung, aber neben der Schilderung der Reise, der Menschenmasse, der fremden Städte und des fahrtbereiten Schiffes klang noch etwas anderes durch. Mein Vater ging auf Kosten einer Wohlfahrtsgesellschaft ohne jegliche eigene Mittel, ohne jeglichen festen Plan einer Welt entgegen, in der er auch nicht einen Freund besaß; und doch schrieb er in einem Selbstvertrauen, wie es wohl der bestausgerüstete Soldat vor der Schlacht nicht stärker empfinden

kann. Das Rhetorische stammt aus meiner Feder. Mein Vater schrieb nur ganz schlicht, daß die Auswanderergesellschaft für jeden gut gesorgt habe, daß das Wetter schön und das Schiff bequem sei. Aber ich hörte aus dem Brief, der uns in dem verdunkelten Zimmer vorgelesen wurde, mehr heraus, als die Worte besagten. Es sprach ein erhobenes Gefühl, eine Siegesahnung aus allem, wie sie kein Brief meines Vaters je enthalten hatte. Ich kann nicht sagen, woher mir dies Gefühl kam. Es lag eine Sehnsucht, ein Atem in dem Brief, die mich berührten, obwohl meine Mutter über fremde Worte stolperte, obwohl sie weinte, wie es Frauen zu tun pflegen, wenn sie einer ihrer Lieben verläßt. Mein Vater war begeistert von einer Vision. Er sah etwas vor sich, er verhieß uns etwas. Dieses Etwas war „Amerika". Und dieses Amerika wurde mein Traum.

Für meinen Vater war es nichts Neues, fern von zu Hause sein Glück zu suchen. Aber die Verhältnisse, in denen er uns zurückgelassen hatte, waren unvergleichlich mit allem, was wir bisher durchgemacht hatten. Wir hatten nicht die geringste sichere Einnahmequelle, kein festes Heim, keine Aussicht auf baldige Besserung. Wir wußten kaum, wo wir in dem doch gewiß einfachen Schema unserer Gesellschaft hingehörten. Meine Mutter hatte beim Broterwerb nicht ihre alten Erfolge. Ihre Gesundheit war ernstlich mitgenommen, ihr Platz in der Geschäftswelt längst von anderen eingenommen, und Kapital zu neuem Anfang nicht vorhanden. Ihre Brüder taten für sie, was sie konnten. Sie waren alle wohlhabend, hatten aber alle große Familien, heiratsfähige Töchter, und Söhne, die vom Heerdienst losgekauft werden mußten. Die Summe, die sie ihr aussetzten, war hoch im Vergleich zu ihren Mitteln. Liebe und Pflicht konnten nicht mehr tun. Aber wir waren vier heranwachsende Kinder, und so mußte meine Mutter alle ihre Kraft aufwenden, um mit ihren Einnahmen auszukommen.

Vor kurzem noch hatten wir einen großen Haushalt mit Dienstboten und Angestellten und eine angesehene Stellung unter den Besten von Polotzk, und jetzt lebten wir in einem einzigen Raum auf Wochenmiete, im Verkehr mit der untersten Gesellschaftsschicht, und die ehemaligen Freunde wandten sich ab, wenn sie uns trafen. Nein, meist war es meine Mutter, die den Kopf abwandte. Sie ging bald nur noch durch die Seitenstraßen, um mitleidigen und hochmütigen Blicken zu entgehen. Und dennoch trafen sie beide, wenn sie von Laden zu Laden, von Haus zu Haus zog und mit Tee und sonstigem Kram hausieren ging; beide waren schwer zu ertragen. An manchem Wintermorgen stand sie noch vor Dämmerung auf und ging um einen Verdienst von höchstens zwanzig Kopeken drei, vier Meilen durch schneidende Kälte und tiefen Schnee mit einem Pfund Tee über Land zu einem Kunden. So manches Mal glitt sie auf dem Eis aus, wenn sie mit einem schweren Korb an jedem Arm die steilen Ufer der Dwina erklimmen mußte. Mehr als einmal brach sie ohnmächtig an der Tür ihrer Kunden zusammen, weil sie sich schämte, als Bittende anzuklopfen, wo sie früher als hochwillkommener Gast empfangen worden war. Hoffentlich mußten die Engel nicht die Tränen zählen, die am Abend, wenn sie das schwer erworbene Geld zählte, auf ihre erfrorenen, schmerzenden Hände fielen.

Und wer hütete uns Kinder, während meine Mutter mit ihrem Korb durch die Straßen zog? Wer anders als Fetschke! Wer anders als das kleine zwölfjährige Hausmütterchen? Meine Mutter fühlte uns geborgen, wenn Fetschke über uns wachte; meine Mutter brauchte sich nicht um unser Essen zu sorgen, wo Fetschke die Suppe kochte und das kleine Stück Fleisch nicht ohne Hinblick auf den nächsten Tag verteilte. Joseph war den ganzen Tag in der Heder; das Baby war ein stilles kleines Ding, und Maschke war nicht schlimmer als gewöhnlich. Und doch machte

es eine Menge Arbeit, Ordnung zu halten in dem übervollen Raum, die Wäsche und Flickarbeit zu bewältigen. Und Fetschke machte alles allein. Sie ging mit den Frauen an den Fluß waschen. Sie steckte den Rock hoch und stand mit bloßen Füßen wie die anderen alle im Wasser, klopfte und rieb mit aller Kraft, bis unsere armseligen Lumpen wieder strahlend weiß waren.

Und ich? Ich hatte gewöhnlich einen Schnupfen, einen Husten oder sonst etwas, das mich hinderte; und ich hatte nie Talent zur Hausarbeit. Wenn ich ausfegte, Sand auf den Boden streute, den Samowar putzte oder eine Bestellung machen ging, war das schon viel. Ich paßte auf das Kleine auf, obwohl das eigentlich kaum nötig war. Ich war wohl willig, aber die schwere Arbeit wurde doch ohne meine Hilfe getan.

Ich beabsichtige durchaus nicht, meine Rolle, die ich in dem eingeschränkten Haushalt spielte, zu schmälern. Im Gegenteil achte ich sehr genau darauf, daß mir alles Lob zuteil wird, das ich verdiene. Ich erinnere meine Schwester Deborah, in jenen traurigen Tagen ein Baby, heute noch daran, daß ich es war, die ihr die Ohrlöcher gestoßen hat. Ohrringe waren unerläßlich zur Toilette eines Mädchens. Selbst ein Bettelmädchen mußte seine Ohrringe haben, und wenn sie nur aus Zwirn und Glasperlen bestanden. Als ich meine Mutter eines Tages darüber stöhnen hörte, daß sie nicht Zeit hätte, dem Baby die Ohrläppchen zu durchstoßen, bewaffnete ich mich schleunigst mit einer dicken Nähnadel und einer Rolle Garn und zog Deborah in den Holzschuppen. Die Operation war durchaus erfolgreich, wenn das Baby sie mir auch gar nicht dankte. Und ich bin noch heute stolz darauf, wie rücksichtlos tapfer ich alles tat, was ich für meine Pflicht hielt. Wenn Deborah lieber mit ungeschmückten Ohren gehen will, so ist das ihre Sache; mein Gewissen ist rein.

Ich machte nirgends einen Umweg, weder beim Reden noch beim Handeln. Bisweilen schickte mich meine Mutter mit

einem Paket Tee fort, und ich fühlte mich, weil ich ihr im Geschäft helfen durfte. Eines Tages mußte ich über die Dwina und ein ganzes Stück „jenseits". Es bedeutete für mich schon eine anständige Reise, und ich war nicht wenig mit mir zufrieden, als ich mein Paket heil und ganz der Kundin aushändigen konnte. Aber die Ladeninhaberin war weit weniger zufrieden. Sie schnüffelte und schnüffelte, betastete den Tee und schüttete ihn schließlich auf den Tisch aus.

„Naa, nimm's nur wieder mit," sagte sie abweisend. „Das ist nicht der Tee, wie ich ihn immer habe. Das ist 'ne schlechtere Sorte."

Ich wußte, daß die Frau sich irrte, denn ich kannte die Teesorten, die meine Mutter führte. Also erwiderte ich mannhaft:

„Nein, nein, das ist der Tee, den Mutter immer schickt. Schlechteren gibt es überhaupt nicht."

Nichts in meinem Leben hat mich mehr gekränkt als die Antwort der Frau. Sie lachte. Ja, sie lachte einfach. Aber ich erkannte, noch ehe sie ihrer Entrüstung in Worten Luft machen konnte, daß ich wie ein rechter Dummkopf geredet und meine Mutter um einen Kunden gebracht hatte. Ich hatte zwar nur die Wahrheit gesagt, aber nicht diplomatisch genug. Das war nicht die Art und Weise, Geschäfte zu machen.

Es wurde mir nicht leicht, mit dem Paket in der Hand mich auf den Heimweg machen zu müssen, aber ich vergaß mein Unglück in der Beobachtung des Unwetters, das sich über dem Fluß zusammenzog. Die wenigen Leute, die mit mir auf dem Boot waren, starrten erschreckt auf zu dem sich immer mehr verdunkelnden Himmel, und der Fährmann griff energischer die Ruder an. Mir stockte der Atem, als ich dieser Vorboten des Sturms gewahr wurde, aber es gefiel mir und ich war recht enttäuscht, trocken nach Hause zu kommen.

Als meine Mutter von meinem Mißgeschick hörte, lachte

auch sie. Aber das war ein anderes Lachen, und ich lachte mit.

So half ich im Haushalt und im Geschäft mit. Ich hoffe nicht, den Anschein erweckt zu haben, als hätte ich mir unsere Lage nicht zu Herzen genommen, denn das tat ich doch, wenn auch auf meine Weise. Es war selbst einer müßigen Träumerin wie mir klar, daß wir von der Mildtätigkeit unserer Freunde lebten, ja, kaum leben konnten. Es wurde mir klar aus meines Vaters Briefen, daß er sich in Amerika kaum selber durchzuschlagen vermochte, und daß noch lange keine Aussicht war, uns zu sich zu nehmen. Ich sah das alles, aber ich hielt es nur für vorübergehend und tröstete mich damit, lange Briefe an meinen Vater zu schreiben, richtige Originalbriefe, die mein Vater sorgsam aufbewahrte, nicht, wie sonst, Abschriften nach Reb Jesajahs Muster.

Als ein gutes Beispiel dafür, was „meine Weise" war, unsere Not aufzufassen, möchte ich erzählen, was ich empfand, als eines Tages unser Hausrat wegen einer Schuld gepfändet wurde. Wir hatten eine Menge Schulden, aber der strenge Gläubiger, der vom Gesetz Gebrauch machte, war gerade keiner von den unsrigen. Sein Anspruch bestand gegen eine Familie, der meine Mutter zwei von den drei mit ihren Sachen möblierten Zimmern abvermietet hatte. Die Polizeibeamten, die wie üblich ohne vorherige Benachrichtigung über uns herstürzten, fragten nicht und ließen sich auch nichts sagen. Sie legten ihr Siegel an jeden wackeligen Stuhl und jeden angeschlagenen Krug, ja sogar an jeden verwaschenen Unterrock, den sie im Schranke fanden. Alle diese Sachen, die unser und unseres Mieters gesamtes Hab und Gut bedeuteten, sollten demnächst aus dem Hause geschafft und zur Auktion gegeben werden.

Selbst wackelige Stühle und verwaschene Unterröcke haben in den Augen ihres Eigentümers einen beträchtlichen Wert, zumal wenn sie seine letzte Habe sind. Meine Mutter lief im

Zimmer hin und her und weinte verzweifelt, solange die Beamten im Hause waren. Die Kinder weinten verängstigt. Unsere Nachbarn versammelten sich und klagten mit über unser Unglück. Und über allem schwebte die besondere Furcht, die nur russische Juden fühlen können, wenn Regierungsbeamte in ihr Haus eindringen.

Im Augenblick war auch mein Herz furchtsam gleich den anderen. Es war eine entsetzliche, beklemmende Furcht. Ich zog mich in einen stillen Winkel zurück, um ihrer Herr zu werden. Weinen konnte ich nicht, aber ich mußte wenigstens die Dinge in Worten ausdenken. Ich wiederholte mir klar, daß sich die ganze Angst nur um Geld und Geldeswert drehte. Jemand wollte Geld von unserem Mieter, der keins hatte. Unsere Möbel sollten verkauft werden, um das Geld zu beschaffen. Es war ein Irrtum, aber die Beamten schenkten meiner Mutter keinen Glauben. Und doch, es handelte sich schließlich um nichts weiter als um Geld. Keiner war tot, keiner war krank. Geld war die Ursache. Gab es nicht Geld genug in Polotzk? Mein eigener Onkel hatte viele Male so viel, wie der Gläubiger forderte. Er oder sonstwer würde schon unsere Sachen zurückkaufen. Was schadete es also? Es handelte sich nur um Geld, und Geld ließ sich durch Arbeit erwerben; und arbeiten wollten wir doch alle. Es war nichts fort, nichts verloren, wie wenn jemand gestorben wäre. Die Möbel konnte man von Platz zu Platz schaffen nicht anders als Geld, ohne daß irgend etwas aus der Welt gekommen wäre durch diesen Ortwechsel. Und das war alles. Wenn jemand . . .

Allein was geschieht dort vor dem Fenster? Breine Malke, die Nachbarin von nebenan, was — ja, sie schmuggelt etwas durchs Fenster! Wenn man sie dabei erwischte! Rasch, ich muß ihr helfen! Breine Malke winkt mir. Sie will etwas von mir. Ach so — ich verstehe. Ich soll mich in die Tür stellen, um den

Blick der Beamten, die alle eifrig im Nebenzimmer beschäftigt sind, abzulenken. Bereitwilligst begebe ich mich auf meinen Posten, aber vermag meiner Neugier nicht zu widerstehen. Ich muß den Kopf noch ein letztes Mal umwenden, um zu sehen, was Breine Malke eigentlich hinausschmuggeln will.

Ich kann mich kaum des Lachens erwehren. Von all unserem Hab und Gut hat unsere Nachbarin ausgerechnet eine verbeulte Hutschachtel zur Rettung ersehen, eine Schachtel, die nichts enthielt als einen mottenzerfressenen Hut aus meiner Mutter glücklicheren Tagen. Und ich muß lachen, nicht nur, weil mir die Sache zu komisch vorkam: mir fiel ein Stein vom Herzen. Es war mir geglückt, unser Unglück auf den einfachsten Nenner zu bringen. Ja, es war nur eine Kleinigkeit, es handelte sich nicht um Leben oder Sterben.

Ich konnte nichts dafür. Mir erschien es einmal so.

Ohne Zweifel mühte sich keiner mehr als ich um die rechte Vorbereitung für das Leben in Amerika, wie es sich nach den Briefen meines Vaters darstellte. In Amerika, schrieb er, sei es keine Schande, ein Handwerk zu treiben. Arbeiter und Kapitalisten seien gleich. Der Arbeitgeber rede den Angestellten mit „Sie" und nicht mit dem familiären „Du" an. Der Schuster und der Lehrer trügen den gleichen Titel „Mister". Und alle Kinder, Jungen wie Mädchen, Juden wie Ungläubige gingen zur Schule. Bildung wäre unser, ohne Entgelt, und wirtschaftliche Unabhängigkeit ebenfalls, wenn man nur etwas gelernt hätte. Er wünschte, daß Fetschke und ich irgend eine Fertigkeit lernten, und so wurde meine Schwester einer Schneiderin und ich einer Modistin in die Lehre gegeben.

Fetschke erreichte natürlich etwas, und ich ebenso natürlich nichts. Es gelang meiner Schwester, das Nötige zu lernen, obwohl sie die meiste Zeit bei ihrer Lehrmeisterin fegen, Aus-

gänge machen und die Kinder warten mußte, die gewöhnliche Tätigkeit von Lehrlingen.

Ich dagegen mußte nach wenigen Monaten wieder von der Modistin fort. Ich hatte mich ehrlich bemüht. Mit allem Eifer sah ich meiner Lehrmeisterin zu, wenn sie schornsteinförmige Gebilde aus Stroh usw. verfertigte. Mit wahrer Begeisterung trennte ich alte Hüte auseinander; ich hob eilfertig jedermanns Garnrolle, Fingerhut und andere weitrollende Gegenstände auf. Ich tat alles genau, wie man es mir befahl, denn ich war entschlossen, eine große Modistin zu werden, da ja Amerika die Arbeitenden so hoch achtete. Aber meist schickte man mich auf den Markt Suppengrün kaufen, in den Eckladen Geld wechseln oder in der ganzen Stadt herum mit Hutschachteln, die halb so groß waren wie ich. Es war Winter und ich nicht sonderlich gut angezogen. Ich fror, fing an zu husten, und die Meisterin erklärte, ich könne ihr nicht viel nützen. So behielt mich denn meine Mutter im Hause und meine Modistinnenlaufbahn nahm ein jähes Ende.

Dies geschah während unseres letzten Jahres in Rußland, als ich im dreizehnten Lebensjahr stand. Ich war alt genug, daß ich mich meines Mißerfolges hätte schämen können, aber mir fehlte die Zeit, darüber nachzudenken, da mein Onkel Salomon mich mit nach Witebsk nahm.

Ich besuchte diese Stadt nicht zum erstenmal. Einige Jahre vorher war ich ein paar Tage unter der Obhut von meines Vaters Kusine Rahel dagewesen, die von Zeit zu Zeit die Provinzialhauptstadt aufsuchte, um dort ihren Bestand an Garn, Kämmen und anderen Kurzwaren zu ergänzen, durch deren Verkauf sie sich allmählich ihre Mitgift verdiente.

Damals hatte Kusine Rahel, die in ihrem Geschäft jene doppelte Moral gegenüber den Juden einerseits und den Ungläubigen andrerseits entwickelt hatte, beschlossen, mich ohne

Billett mitzunehmen. Ich war trotz des Alters, wo man ein halbes Billett lösen mußte, so klein, daß das Gelingen nicht schwer hielt. Ich erinnere mich ihres einfachen Feldzugsplanes von Anfang bis zu Ende. Als wir uns dem Billettschalter näherten, flüsterte sie mir zu, ich solle mich etwas ducken, und ich duckte mich. Der Schalterbeamte ließ mich durch. Im Waggon hieß sie mich auf der Bank zusammenkriechen, und ich gehorchte. Sie warf mir einen Schal über und sagte, ich solle mich schlafend stellen, und ich stellte mich schlafend. Ich hörte den Schaffner die Billetts einsammeln. Ich fühlte es, als er mich ansah. Ich hörte ihn nach meinem Alter fragen und Kusine Rahel lügen. Als der Schaffner fort war, durfte ich wieder aufrecht sitzen, und ich setzte mich auf und sah aus dem Fenster, vollkommen, vollkommen glücklich. Ich liebte die Kusine und lächelte ihr zu in völligem Einverständnis und in Bewunderung über ihre Schlauheit, mit der sie die Eisenbahngesellschaft hintergangen hatte.

Ich wußte damals, genau wie ich es heute weiß, daß meines Onkels David Tochter eine durchaus ehrenwerte Person war. Den Gerechten behandelte sie gerecht und den Ungerechten, wie es ihr recht schien. Sie hielt es für ihre heilige Pflicht, mit aller Kraft Geld zu verdienen, denn Geld war ihre einzige Waffe gegen den Feind ringsum. Jede Kopeke, die sie sich erwarb oder ersparte, bedeutete für sie eine eherne Schuppe für den schützenden Panzer. Dies Gesetz lernten wir schon in früheren Jahren in Polotzk. Deshalb freute ich mich herzlich über das Gelingen ihrer List, obwohl ich entsetzt gewesen wäre, wenn sie einem Juden gegolten hätte.

Wir schlugen unser Quartier in der Gegend von Witebsk auf, wo die zahlreichen Kusinen und Tanten meines Vaters in mehr oder minder großer Armut lebten, die nur höchstens einen ganz bescheidenen Komfort zuließ. Zum Sabbat brachte man mich zu meinem Onkel Salomon. Ich erinnere mich eines

langen Weges durch prächtige, breite Straßen an herrlichen Läden und Häusern mit Gärten vorbei. Neben dem Provinzstädtchen Polotzk war Witebsk eine Weltstadt, und ich war klein, auch wenn ich mich nicht duckte.

Onkel Salomon wohnte in einer besseren Gegend, und ich fand sein Haus höchst reizvoll. Trotzdem schickte ich mich nach einer Nacht Schlaf an zu weiteren Fahrten und Abenteuern und ging ohne ein Wort davon zu sagen den Weg, den ich durch die ganze Stadt gemacht hatte, zurück.

Der Weg schien mir doppelt so lang wie am Tag zuvor, sei es, weil so kleine Füße wie die meinen das Tempo angaben, sei es, weil ich vor jedem Schaufenster nach Herzenslust stehen blieb. Auch an jeder Ecke mußte ich anhalten, um mich wieder zu orientieren. Ich hatte aber, glaube ich, nicht die geringste Furcht, wenn ich mir meines Abenteuers auch klar bewußt war. Ich ging mit geradem Rücken und hielt den Kopf hoch.

Ich sprach mit keinem Menschen, bis ich das Haus meiner Tante Leah erreichte, und auch dann konnte ich kaum reden, so viel umarmte man mich. Man lachte und weinte, fragte die Kreuz und die Quer, ohne überhaupt eine Antwort abzuwarten. Ich hatte Kusine Rahel überraschen wollen und ihr nun einen tüchtigen Schrecken eingejagt. Als sie zu meinem Onkel Salomon gekommen war, um mich abzuholen, hatte sie das ganze Haus in Aufregung über mein Verschwinden gefunden. Man hatte die ganze Nachbarschaft durchsucht und schließlich einen Boten auch zu meiner Tante Leah geschickt. Aber der Bote hatte mich in seiner Hast verfehlt. Meine Schuld war es nicht, daß er einen mir unbekannten Abkürzungsweg genommen hatte. Ich war inzwischen getreulich den Wegzeichen nachgegangen, die ich mir am Tag vorher sorgfältig eingeprägt hatte, erst an dem Tabakladen vorüber, dann an dem Laden mit dem Hampelmann im Fenster, an dem Garten mit dem Eisengitter,

an der Schildwache gegenüber der Apotheke vorbei und so weiter. All das berichtete ich meinen vor Schreck aufgelösten Verwandten, sobald sie mich zu Worte kommen ließen, wodurch ich sie schließlich davon überzeugte, daß ich weder verloren, von Zigeunern geraubt, noch sonstwie abhanden gekommen sei. Kusine Rahel erlaubte in ihrer Freude, nun doch nicht mit leeren Händen nach Polotzk zurückkehren zu müssen, nicht, daß man mich ausschalt. Sie ließ mich immer wieder erzählen, was ich unterwegs alles gesehen hätte, bis alle lachten und mich wegen meines Scharfsinns lobten, der mir so viel mehr Sehenswürdigkeiten gezeigt hatte, als sie je vorhanden geglaubt. Ja, man betrachtete mich als kleine Heldin, und das war ganz, was ich mit meinem Unternehmen beabsichtigt hatte.

So endeten die meisten meiner dummen Streiche. Ich wurde immer mehr gelobt als gescholten für meinen Ungehorsam.

Meine zweite Witebsker Reise mit meinem Onkel Salomon habe ich nicht minder gut im Gedächtnis als die erste. Ich hatte die ganze Nacht bei einer Hochzeit getanzt und war nur nach Hause gegangen, um mein kleines Reisebündel abzuholen, um dann meinerseits von Onkel Salomon aufgepackt zu werden. Ich war mittlerweile etwas größer geworden und erhielt ein Billett für mich wie ein richtiger Reisender.

Es war entweder noch sehr früh am Morgen, als der Zug aus der Station fuhr, oder ein nebliger Tag. Ich weiß nur, daß die Felder weich und grau aussahen, und daß die Bäume verschwammen. Ich hatte keine Lust zu schlafen. Ein neuer Tag war angebrochen — ein neues Erlebnis. Ich wollte nichts davon versäumen.

Aber der vorausgehende Tag, der sich so unnatürlich lang ausgedehnt hatte, floß unwillkürlich mit dem neuen zusammen. Hatte das Gestern überhaupt aufgehört, war das Heute nicht

nur seine Verlängerung? Ich sah meinen Onkel an, und der lächelte mir zu, als wenn er sich über mich amüsierte — er schien sich stets über mich zu amüsieren und brachte mich zum Reden, um darüber lachen zu können — also stellte ich lieber meine Frage gar nicht. Ja, ich hätte sie wohl auch kaum formulieren können. Darum starrte ich in das dunstige Land hinaus und sann und sann. Die Maschine stieß und rollte immerfort, die Räder ratterten, und ich hörte voll Verwunderung, daß sie genau den Takt des letzten Walzers hielten, den ich bei der Hochzeit getanzt. Ich sang im Geiste die Melodie durch. Ja wahrhaftig, derselbe Rhythmus! Die Lokomotive kannte ihn, der ganze Zug wiederholte ihn und zwang meinen Körper zum Walzertakt. Ich war von meiner Entdeckung so eingenommen, daß ich darüber vollkommen das Problem der Kontinuität der Zeit vergaß. Und noch heute durchlebe ich, wenn ich jene Walzermelodie höre — es war einer der schönen Donauwalzer —, noch einmal das Ganze: die festliche Nacht, den Nebelmorgen, das eigentümliche Gefühl der Zeitlosigkeit, als hätte ich von Ewigkeit her ohne Unterbrechung gelebt, die Reise, das Grau der Landschaft und die Melodie, die mir im Kopfe summte. Niemals hörte ich den Walzer ohne das rhythmische Stoßen der Wagenräder auf den sausenden Schienen.

Ich blieb etwa ein halbes Jahr in Witebsk. Ich glaube, während der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal Heimweh gespürt zu haben. Dazu war ich viel zu glücklich. Das Leben dort war mir durchaus recht. Mit der Abnahme des Familienwohlstandes war das Leben in Polotzk immer eintöniger und stumpfer geworden. Jahre und Jahre hatte es keine Stunden, keine lustigen Ausflüge oder vergnügte Gesellschaften mit Onkeln und Tanten gegeben. Die Armut, von der Scham gefolgt, hatte alle unsere einfachen Wünsche und noch einfacheren Vergnügen niedergetreten. Dabei kann ich nicht einmal behaupten, daß ich unsere Entbehrungen besonders tief empfunden gehabt hätte.

Ich kann mich nicht daran erinnern, darunter gelitten zu haben, daß es keine Marmelade aufs Brot und keine neuen Kleider für die Feiertage mehr gab. Ja, ich weiß nicht einmal, ob es mich gekränkt hat, als sich einige meiner Freundinnen von mir abwandten. Ich war vielmehr nur stiller Zuschauer, wie zum Beispiel anläßlich der Möbelpfändung. Ich hatte wohl nicht den Hang, mich an Verlorenes zu klammern. Der Besitz des Brotes war mir viel wichtiger als das Fehlen der Marmelade. Wenn ich vom Heute auf die Vergangenheit schlöße, müßte ich allerdings das Gegenteil annehmen, denn in späteren Jahren habe ich, das muß ich zu meiner Schande gestehen, des öfteren nach Marmelade gejammert. Aber ich will ja nicht logisch folgern, sondern nur Erinnerungen geben. Und aus allen den vielen verstreuten und schattenhaften Bildern, die so schwanken und so rasch entgleiten, daß ich sie kaum festzuhalten vermag, bildet sich mir die Vermutung, die an Überzeugung grenzt, daß ich so empfunden habe, wie ich es eben geschildert.

Mag ich aber auch noch so gleichgültig gegen das, was ich nicht hatte, gewesen sein, mit ganzer Seele genoß ich, was ich hatte. Ich stürzte mich in Witebsk mit Eifer auf das Neue, das sich mir allenthalben bot. Und diese neuen Eindrücke und Erfahrungen berührten mich so tief, daß ich jenen Besuch als ein besonderes Kapitel in meinem russischen Leben betrachten muß.

Ich fühlte mich bei meinem Onkel sehr bald ganz zu Hause. Vor meiner Tante, die sehr leicht aufbrauste, hatte ich wohl etwas Furcht, aber ich mochte sie im ganzen doch gern. Sie war blond, schlank und hatte ein feines Lächeln, d. h. wenn sie nicht zornig war. Onkel Salomon war mir schon ein alter Freund. Ich liebte ihn, und er hielt große Stücke auf mich. In seinen klugen braunen Augen steckte ein Schalk; sie hatten stets ein Lächeln für mich, hieß es nun Güte oder Neckerei.

Onkel Salomon ging es verhältnismäßig gut, und so vergaß

ich rasch, was ich zu Hause an Sorgen kennen gelernt hatte. Ich kann mich nicht entsinnen, daß mich je der Gedanke an meine Mutter, die sich um unser täglich Brot plagte, oder an meine Schwester, die, kaum älter als ich, schon Frauenlast auf ihrem jungen Rücken trug, verfolgt hätte. Ich nahm das Leben um mich her hin, als wenn es kein anderes in der Welt gäbe. Ich spielte nicht die ganze Zeit, aber auch das bißchen Arbeit, das ich fand, genoß ich im Gefühl meines Glückes. Ich half meiner Kusine Dinke, ihre Mutter in der Hausarbeit unterstützen. Ich sage das in dieser merkwürdigen Form, weil meine Tante mir nie eine Arbeit in die Hand gab; aber Dinke freute sich, wenn ich beim Aufwaschen, Fegen oder Bettmachen half. Meine Kusine war ein sanftes, liebes Mädchen, mit blauen Augen und blondem Haar, in jeder Beziehung reizvoll. Sie sprach mit mir wie mit einer Erwachsenen, und das gefiel mir. Wenn ihre Freundinnen zu Besuch kamen, hatte sie nichts dagegen, wenn ich mit meinen kurzen Kleidchen dabei blieb.

Meine hilfreiche Hand bot ich auch meinen jüngeren Vettern Mendele und Perele. Mit Mendele spielte ich Lotto und ließ mich besiegen. Ich suchte ihn regelmäßig, wenn er verloren gegangen war, und unterstützte ihn bei allen dummen Streichen gegen die Erwachsenen. Perele, das Baby, stand zuzeiten unter meiner besonderen Obhut, und ich hoffe, daß es unter meiner Hand nicht gelitten hat. Ich war ein gutes Kindermädchen, wenn meine Erziehungsmethode auch einigermaßen ungewöhnlich war.

Onkel Salomon war häufig in Geschäften auf Reisen, und während der Zeit war dann Vetter Hirschel mein Ideal. Hirschel war nur wenig älter als ich, aber er ging aufs Gymnasium, trug Uniform und wußte, wie ich glaubte, beinahe ebensoviel wie mein Onkel. Wenn er morgens seinen Bücherranzen auf den Rücken schwang und aufrecht wie ein Soldat — kein Hederjunge hatte solch einen Gang — zur Schule marschierte, stand ich in der

Tür und sah ihm verzückt nach. Ich ging ihm entgegen, wenn er spät nachmittags nach Hause kam, und wich nicht von ihm, wenn er sich die Bücher zum Arbeiten zurechtlegte. Manchmal hatte er lange Stellen russisch auswendig zu lernen. Dann ging er laut memorierend im Zimmer auf und nieder, und ich lernte ebenso schnell wie er. Er ließ mich beim Aufsagen das Buch nehmen, und stolz war ich, wenn ich ihn korrigieren konnte.

Mein Interesse an seinen Arbeiten amüsierte ihn; er nahm mich nicht ernst. Er war seinem Vater überhaupt sehr ähnlich, hatte wie er einen Schalk in den Augen und neckte mich ganz wie er. Aber hin und wieder ließ er sich doch herab und unterrichtete mich in Rechtschreibung und Rechnen — lesen konnte ich so gut wie er — und lobte mich und erzählte es der ganzen Familie, wenn ich meine Sache gut gemacht hatte. Damit ich aber nicht gar zu eingebildet würde, setzte er sich hin und machte geheimnisvolle Berechnungen — heute glaube ich, daß es Algebra war — zu denen mir jeglicher Schlüssel fehlte, und die mir auch hinreichend meine Unwissenheit zu Gemüte führten.

Allein es gab in dem Hause meines Onkels noch andere als Schulbücher. Natürlich waren wie in allen jüdischen Häusern hebräische Bücher vorhanden, aber den Psalmen war ich längst nicht mehr so zugetan wie früher. Ich fand einige russische und jiddische Schriften, die weder frommen noch belehrenden Charakter hatten. Es waren Erzählungen und Gedichte. Meine Überraschung war groß, aber noch größer mein Entzücken. Mit wahrem Heißhunger verschlang ich sie alle ohne Ausnahme; die doch nur geringe Zahl bedeutete für mich einen unerschöpflichen Schatz. In Erinnerung ist mir nur ein Titel geblieben: Robinson Crusoe. Soviel ich weiß, zog ich Prosa der Poesie vor, obgleich sich doch Gedichte so ausgezeichnet im Auf- und Abgehen nach Vetter Hirschels Art rezitieren ließen. So begann meine Einführung in die weltliche Literatur. Aber ich verstand nicht, was ich las.

Als ich diese Bücher ausgelesen hatte, begann ich mit der Lektüre einer russischen Zeitschrift, von der ich einige alte Jahrgänge auf einem Bücherbrett in meinem Zimmer entdeckte. Die Hefte lagen hochaufgestapelt, und ich war so gierig nach Lesbarem, daß ich mich förmlich auf sie stürzte, zumal ich fürchtete, sie bis zu meiner Abreise nach Polotzk nicht durchlesen zu können.

Ich las jede freie Minute des Tages und meist auch die halbe Nacht. Erst wenn meine Lampe ausgebrannt war, hörte ich auf. Dann kroch ich zu Dinke ins Bett, aber meist brannte mir der Kopf so vor Erregung, daß ich nicht einschlafen konnte. Und das war kein Wunder. Die wüsten Abenteurergeschichten, die durch die Blätter dieser Zeitschrift stürmten, hätten auch ein älteres, erfahreneres Hirn in Brand gesetzt. Ich muß annehmen, daß es im großen und ganzen ein durchaus anständiges Familienblatt war, da ich es doch im Hause meines Onkels Salomon fand. Aber die Romane, die es enthielt, waren ganz entschieden auf Sensation geschrieben, wenn ich den unheimlichen Erinnerungsbildern trauen darf. Vielleicht haben sie auch ihre literarischen Qualitäten gehabt, die ich nicht zu würdigen verstand, aber ich entsinne mich nur toller Abenteuer, merkwürdigster Helden und Heldinnen, ungeheuerlicher Katastrophen in jedem Kapitel, holdseliger Jungfrauen und ihrer Entführung durch grausame Kosaken, entmenschter Mütter und ihrer Eifersucht auf die Liebhaber ihrer Töchter, weshalb sie die armen Mädchen vergifteten. Und all das Unerhörte geschah in einer fremden Welt, deren Sprache mir schon ungewöhnlich war. Aber ich fand immer rasch den Sinn für mir unbekannte Worte, so lebhaft war mein Interesse an dem Gelesenen. Noch heute überkommt mich im Gedanken daran, wie ich bei flackerndem Lampenlicht klopfenden Herzens las und mich dann mit weitaufgerissenen Augen, fröstelnd vor Furcht wie ein klapperndes Gespenst ins Bett stahl, ein unbehagliches Gefühl, wie man es

empfindet, wenn man von den Ausschweifungen eines Freundes hört; am liebsten schüttelte ich den kleinen Bösewicht von damals einmal recht ordentlich.

Mein Onkel war so viel verreist, daß er zweifellos keine Ahnung davon hatte, wie ich meine Nächte zubrachte. Meine Tante wußte als arme, überarbeitete Hausmutter zu wenig von Büchern, als daß sie meine Lektüre hätte beeinflussen können. Und meine Vettern waren nicht so viel älter als ich, um mir als Mentoren dienen zu können. Außerdem schien hier wie zu Hause ein stilles Übereinkommen zu herrschen, daß man am besten Maschke sich selber überließ. So brannte denn die mitternächtige Lampe, so sammelte sich in meinem Gehirn eine Bilderfülle, die meinem Geiste recht wenig zuträglich war. Wer weiß, was sie außer Kopfweh und Nervosität in mir noch erzeugt hätte, wäre nicht eine Unzahl neuer, starker Eindrücke darüber gekommen. Denn mit meinem Besuch, an den sich unmittelbar die Vorbereitungen für die Auswanderung anschlossen, endete auch die Lektüre.

Jedenfalls habe ich dadurch nicht ernstlich Schaden genommen. Ich wüßte weder, daß mein Geschmack noch meine Moral gelitten hätte. Ja, ich kann wohl sagen, daß ich niemals durch irgend eine noch so verzerrte oder unzeitgemäße Erkenntnis, wie sie mir gute oder schlechte Bücher vermittelten, geschädigt worden bin. Ich habe nicht ein Buch gelesen, das mir gar keinen Nutzen gebracht hätte, und nie ist mir etwas Bedeutsames im guten oder bösen Sinne entgangen, wenn es mir auch nicht im Bewußtsein geblieben ist.

Man lebte im Hause Onkel Salomons nicht nur sein eigenes Leben, sondern das der ganzen Familie. Wenn mein Onkel nach kurzer Abwesenheit heimkam, hatte er Geschichten zu erzählen und Erlebnisse zu schildern, die mich lehrten, daß man nicht bis nach Amerika zu reisen brauchte, um Dinge zu sehen,

die es selbst in Witebsk nicht gab. Meine Vettern gingen bisweilen ins Theater, und ich lauschte verzückt ihren Berichten über das Geschaute und lernte die Lieder, die sie gehört. Eines Tages sah sich Vetter Hirschel einen Riesen an, der sich für drei Kopeken zeigte, und wußte nachher so Wunderbares von seiner Größe und seiner Kraft zu erzählen, daß der kleine Mendele vor Neid weinte, und ich mich im Lotto von ihm so leicht, ach, so leicht besiegen lassen mußte, damit er sich wieder als Mann fühlen konnte.

Manchmal hatte ich auch meine eigenen Abenteuer. Ich machte Entdeckungsreisen durch die Stadt auf eigene Faust, wenn mich meine Vettern auf ihren Gängen nicht mitnahmen. Man konnte so viele vornehme Leute und so herrliche Schaufenster sehen, und konnte so weit marschieren! Einmal durfte ich mit in eine Buchhandlung. Lange Reihen von Büchern sah ich da und Leute, die sie kauften und als eigen mit sich nach Hause nahmen. Ja, ich ließ mir sagen, daß manche Leute zu Hause mehr Bücher hätten, als im ganzen Laden seien. War das nicht wunderbar? Ja, Witebsk war doch eine großartige Stadt; ich würde mit ihren Wundern nie fertig werden!

Wenn ich auch nicht oft an die Not und Sorge der Meinigen dachte, so tat ich doch mein Teilchen, inmitten meines Überflusses ihnen zu helfen, indem ich Unterricht im Spitzenklöppeln gab. Da ich damals zum ersten- und letztenmal in meinem Leben durch Handarbeit Geld verdient habe, möchte ich diese Zeit nicht gern übergehen.

Wie ich ja niemals geleugnet, war ich stets nicht sonderlich geschickt; ich hatte, sozusagen, fünf Daumen an jeder Hand. Stricken und Sticken, was meine Schwester so gut konnte, wollte mir nie so recht von der Hand gehen. Der blaue Pfau mit dem roten Rad, den ich in Kreuzstich arbeitete, war entschieden kein Kunstwerk. Ich nahm mir meine Erfolglosigkeit auf diesem Ge-

biet auch nicht zu Herzen; ich hatte nun einmal keinen Ehrgeiz in der Nadelarbeit. Aber als die „russische Spitzen"-Mode von einigen Schwestern, die, aus St. Petersburg ausgewiesen, sich in Polotzk niedergelassen hatten, eingeführt wurde, und das ganze weibliche Polotzk dies- und jenseits der Dwina Strick- und Häkelnadeln und Stickrahmen gegen Klöppelkissen und Schiffchen vertauschte, ließ auch ich mich mitreißen und wandte mich der schwierigen Kunst mit solcher Inbrunst zu, daß ich sie meisterte. Die russischen Schwestern nahmen ein ungeheures Honorar für den Unterricht ein und erwarben sich durch den Verkauf von Mustern, solange sie noch das Monopol hatten, ein wahres Vermögen. Ihre Schülerinnen gaben die Kunst unter mäßigeren Preisen weiter, und deren Schüler wieder waren noch billiger. Schließlich schlug auch in der kleinsten Hütte der Takt des Schiffchens, meine Kusine Rahel mußte ihre Stahlnadeln nach Pfund und nicht mehr wie sonst nach Dutzenden verkaufen, und die Klöppelmuster wanderten leihweise von einem Ende der Stadt zum anderen.

Die Lehrerin, die mich unterrichtete, nahm, da sie eine Freundin aus „unseren besseren Tagen" war, keine Bezahlung dafür. Sie wohnte am andern Ufer der Dwina, und ich mußte im Winter so manches Mal über den zugefrorenen Fluß pilgern, und die Hände, die das Klöppelkissen trugen, das so groß war wie ich selbst, wurden steif vor Kälte. Aber trotz meiner Furcht vor der Kälte harrte ich aus und war über meine Kunstfertigkeit besonders froh, als ich nach Witebsk kam. Denn in Witebsk waren „russische Spitzen" noch neu, und ich war eine gesuchte Lehrerin trotz meiner Winzigkeit, weil es keine bessere gab. Selbstverständlich unterrichtete ich meine Kusine Dinke, hatte aber außerdem noch zahlende Schüler. Ich gab die Stunden im Hause meiner Schülerinnen, und war nicht wenig stolz, so als Person von Wichtigkeit in der Stadt zu gelten. Wenn meine

Füße auch vom Stuhl kaum auf den Boden reichten, meine Hände machten doch wenigstens dies eine Mal ihre Sache gut. Ich war eine so gewissenhafte und begeisterte Lehrerin, daß mir die Genugtuung zuteil wurde, alle meine Schülerinnen bei meiner Abreise aus Witebsk selbst schwierige Muster ausführen zu sehen.

Nie habe ich Geld so glänzen sehen und so klingen hören wie das, was ich mir durch meine Stunden verdient hatte. Es war für mich auch keine schwere Entscheidung, was ich mit meinem Reichtum anfangen sollte. Ich kaufte Geschenke für alle, die ich kannte. Noch heute sehe ich deutlich das Muster des Schals vor mir, den ich für meine Mutter kaufte. Als ich zu Hause meine Geschenke auspackte, war wohl kein Mädchen in Polotzk stolzer als ich.

Stolz war ich, aber nicht glücklich. Ich fand die Meinen in einem so trostlosen Zustand, daß all meine Freude, wenn auch nur für kurze Zeit, von Sorge erstickt wurde.

Um mir die Ferien nicht zu verderben, hatte mir meine Mutter verheimlicht, wie sich ihre Lage während meiner Abwesenheit allmählich noch mehr verschlimmert hatte. Ich war also ganz unvorbereitet. Fetschke holte mich vom Bahnhof ab und führte mich in ein so elendes Loch, wie ich es bisher nie hatte Heim nennen müssen.

Da meine Mutter und mein Bruder mich vor der Tür bewillkommneten, betrat ich das Zimmer allein. Es war Abend, und die kleine Petroleumlampe auf dem kahlen Holztische ließ das Zimmer nur noch düsterer erscheinen. Und am einen Ende des Tisches saß unbeweglich Deborah — war sie es wirklich? — in einem häßlichen grauen Jäckchen, den Blondkopf auf der Schulter, die Händchen auf der Tischkante gefaltet. Bei ihrem Anblick fühlte ich mich plötzlich alt. Sie war ein scheues kleines Ding, unvorteilhaft angezogen und blaß aus Unterernährung, aber in dem Augenblick schien sie mir die Niedergedrücktheit

selbst zu sein, ein lebendes Symbol des vernichteten Familienglückes.

Natürlich hielt bei mir die ernste Stimmung nicht lange an. Selbst „vernichtetes Familienglück" ließ sich in Zahlen, einfachen Zahlen, in einer Summe Geldes ausdrücken, und das war, wie ich ja klar festgestellt hatte, nur eine Kleinigkeit. Hatte ich nicht selber Geld verdient? Haufenweise! Hatte ich nicht dies und das und jenes mit eigenem Geld in Witebsk gekauft und mitgebracht? Nein, ich blieb nicht lange alt. Noch manches Jahr lang war ich ein recht kindliches Kind.

Von jedem Standpunkt aus hatte ich wohl meine Zeit in Witebsk besser angewendet als vorher bei der Putzmacherin. Als ich in die Heimat zurückkam, kamen mir die Dinge zum Bewußtsein. Ich sah die Enge, die erstickende Enge des Lebens in Polotzk. Die Bücher, die Spaziergänge, die Besuche als Lehrerin in den verschiedensten Häusern waren, ich möchte sagen, die Türen gewesen, die in meine weitere Welt führten; viele Horizonte hatte ich geschaut jenseits des altbekannten. Die Grenzen des Lebens hatten sich erweitert, und ich hatte die Lungen vollgesogen mit der Luft des großen „Jenseits". Ich war nur ein Kind, und doch war Polotzk zu klein für mich geworden.

Und selbst Witebsk begann trotz aller Gucklöcher in dies Jenseits allmählich in meiner Vorstellung zusammenzuschrumpfen, je näher Amerika in greifbare Nähe rückte. Meines Vaters Briefe hießen uns seines Rufes gewärtig sein, und so lebten wir in einem Fieber der Erwartung.

Nicht daß mein Vater plötzlich reich geworden wäre. Er war so wenig reich, daß er sich jeden Cent für unsere Überfahrt in der dritten Klasse leihen mußte, aber er hatte ein Geschäft in Aussicht, das er mit Hilfe der Familie nur um so vorteilhafter führen zu können glaubte. Außerdem borgten wir an und für sich von allen Seiten, und zu keinem bestimmten Zweck. Für uns Kin-

der, meinte er, wäre jedes Jahr in Rußland ein verlorenes Jahr. Wir sollten die kostbaren Jahre zur Schule gehen, Englisch lernen und Amerikaner werden. In Amerika hatten wir vereinigt zehnmal mehr Aussicht, wieder hoch zu kommen als in unseren zweck- und ziellosen Zuständen.

Es kam also schließlich so weit, daß ich nach Amerika gehen sollte! Endlich wirklich, wirklich nach Amerika! Alle Grenzen zersprangen. Der Himmel wölbte sich höher und höher. Millionen Sonnen leuchteten aus jedem Stern. Aus weiter Ferne kamen Wind und Sturm und tosten mir ins Ohr: „Amerika! Amerika!"

Achtes Kapitel.

Der Exodus.

Die Fahrkarten treffen ein. — Ganz Polotzk gerät in Aufregung. — Besuche, Ratschläge, Aufträge. — Die Reisevorbereitungen und ich. — Der Abschied am Bahnhof. — Schwierigkeiten an der Grenze. — Der Retter in der Not. — Szenen von der Reise über Eydtkuhnen und Berlin nach Hamburg. — Eindrücke. — Die Schrecken der Desinfizierung. — Die vierzehntägige Quarantäne in Hamburg. — An Bord. — Das Meer.

An dem Tage, wo unsere Dampferfahrkarten eintrafen, ging meine Mutter nicht mit ihrem Korbe hausieren, mein Bruder nicht zur Heder, und meine Schwester schüttete dreimal Salz in die Suppe. Was ich tat, um den Tag zu feiern, weiß ich nicht mehr. Vermutlich neckte ich Deborah und schrieb einen langen Brief an meinen Vater.

Noch vor Sonnenuntergang war die Nachricht, daß Hannah Hajie ihren Fahrtausweis für Amerika erhalten hatte, in ganz Polotzk verbreitet. Dann kam man zu uns. Freunde und Feinde, entfernteste Verwandte und neueste Bekannte, Jung und Alt, Kluge und Unkluge, Gläubiger und Schuldner, die Nachbar-

schaft, alle kamen aus allen Vierteln der Stadt, von beiden Ufern der Dwina, von jenseits der Polota, von ich weiß nicht woher, ein unaufhörlicher Strom, der sich Tag und Nacht in unsere Straße ergoß, bis wir abreisten. Und meine Mutter erteilte Audienz. Das vertragene Kopftuch war ihr halb in den Nacken gerutscht, so daß ihre schwarzen Locken sichtbar wurden, die Schürzenzipfel befanden sich meist vor ihren Augen, während sie bald lachend bald weinend die Gäste empfing. Sie war die Heldin von Polotzk und sie benahm sich dementsprechend. Sie erwiderte mit herzlichem Dank all die Glück- und Segenswünsche, die auf sie niederregneten; mit Tränen, die nur allzubereit flossen, die Ergüsse der Trauer; mit geduldigen Antworten auf die stereotypen Fragen; und gab Händedrücke, Küsse und Umarmungen dazu.

Was wollten denn die eifrigen, dummen, lieben Menschen von ihr? Sie wollten die Fahrkarten in die Hand nehmen, und meine Mutter sollte ihnen vorlesen, was darauf geschrieben stand. Wie hoch war der Preis? War er bereits voll bezahlt? Hatten wir die Absicht, uns einen Paß zu verschaffen oder wollten wir uns heimlich über die Grenze stehlen? Wollten wir uns nicht alle neue Kleider zur Reise besorgen? Gab es denn auf dem Schiff auch sicher koscheres Essen? Und mit den Fragen regnete es gleichzeitig Vorschläge, und dazwischen donnerten gewichtige Ratschläge im Mantel blitzender Prophezeiungen. Mutter müßte unbedingt zu einem „frommen Juden" pilgern, zum Beispiel zum Rebbe von Lubawitsch, um seinen Segen mit auf die Reise nehmen zu können. Sie dürfte keinesfalls vergessen, die Gebetbücher, die Bibel und mindestens zwanzig Pfund Zwieback einzupacken. Wenn etwa auf dem Schiff nur „treife" gekocht würde, müßten ja sie und ihre vier Kinder ohne eigenen Proviant verhungern! Und — natürlich — müßte sie alle Federbetten mitnehmen. Federbetten gäbe es in Amerika

nicht. In Amerika schliefe man nur auf harten Matratzen, sogar im Winter. Haveh Mirel, der Schneiderin Tochter, die vor zwei Jahren nach New York ausgewandert wäre, hätte ihrer Mutter geschrieben, daß sie nach dem Kindbett mit bösen Schmerzen in den Seiten aufgestanden wäre, weil sie keine Federbetten gehabt hätte. Mutter sollte ja nicht ihr Geld im Portemonnaie mitnehmen. Sie müßte es ins Jackenfutter einnähen, denn die Polizei nähme den Passagieren bei ihrer Landung alles Geld ab, wenn sie nicht erklärten, daß sie keins hätten.

Und so ging es weiter und weiter, bis meine Mutter nicht mehr wußte, wo ihr der Kopf stand. Und je näher der Tag der Abreise rückte, um so häufiger kamen die Leute und um so länger blieben sie. Und sie trugen meiner Mutter lange Botschaften an ihre Freunde in Amerika auf. Mutter sollte sie sofort und ganz bestimmt gleich bei ihrer Ankunft ausrichten, möchte Gott ihre Güte lohnen, und sie möchte ja schreiben, wie sie die Freunde angetroffen.

Hajie Dvosche, die Perückenmacherin, wiederholte meiner Mutter, die geduldig zuhörte, zum elften Male folgendes:

„Versprich mir, ich bitte dich. Nächtelang schlafe ich nicht in Gedanken an ihn. Vor achtzehn Monaten nach Amerika ausgewandert, frisch und gesund und stark, fünfundzwanzig Rubel in der Tasche und das Billett, mit ganz neuen Gebetriemen und einer seidenen Kappe und einem Anzug so gut wie neu — erst vor drei Jahren gemacht —, alles so anständig wie nur möglich, und — einen einzigen Brief hat er geschrieben, wie er angekommen ist, wie gut ihn der Schwiegersohn von seinem Onkel aufgenommen hat, wie man ihn ins Bad geführt, wie man ihm einen amerikanischen Anzug gekauft, alles gut, schön, fein — geschrieben hat er, daß ihn sein Verwandter hat anstellen wollen in seinem Geschäft — Kleiderhändler ist er, macht Geld — und seitdem nicht eine Postkarte, nicht ein Wort — verschwunden,

gerade als hätte die Erde ihn verschlungen! Oi weh! Was habe ich nicht gedacht, was habe ich nicht geträumt, was habe ich nicht geklagt! Drei Briefe habe ich schon geschrieben; den letzten, du weißt doch, Hannah Hajie, hast du selber für mich geschrieben — und keine Antwort! Verloren, wie ertrunken im Meer!"

Und nachdem Hajie Dvosche den Zipfel ihres Schals über Augen und Nase geführt, fuhr sie fort:

„Nun, du wirst auf die Zeitung gehen und fragen, was aus meinem Moischele geworden, und wenn er nicht in Castle Garden ist, vielleicht ist der in Balti-moreh, das ist dicht dabei, weißt du. Und du kannst sagen, daß man ihn erkennen kann an einem seidenen Taschentuch mit Monogramm in Russisch, das seine Braut ihm gestickt hat, ehe die Verlobung zurückgegangen war. Möge Gott dir eine leichte Überfahrt schenken, mögest du in einer glücklichen Stunde ankommen, mögest du deinen Mann gesund und glücklich und reich wiederfinden! Möget ihr Beide erleben, daß eure Kinder unter den Hochzeitsbaldachin kommen! Möge Amerika Gold auf dich niederregnen! Amen!"

Die Wochen jagten, die Tage flogen, gedankenkurz waren die Stunden, so übervoll an Ereignissen war die Zeit vor unserer Abreise. Aber keiner von uns konnte mit lebendigerem Interesse die täglichen Geschehnisse verfolgen als ich. Meine Mutter war voll Schmerz über das Scheiden von der Heimat, der Familie und allem, was ihr lieb und teuer war, voll Sorge über die Reise und die ungewisse Zukunft, aber bereit wie immer, die Lasten auf sich zu nehmen, die ihrer harrten; meine Schwester war eins mit der Mutter in jeder Hoffnung und jeder Furcht; mein Bruder jubelte über seine plötzliche Befreiung aus der Heder; meine kleine Schwester merkte, daß etwas Geheimnisvolles im Gange war; Onkel und Tanten und treue Freunde gingen ernst und traurig über den bevorstehenden Verlust ein

und aus; mein Vater im fernen Boston schwebte in Hangen und Bangen um uns in Polotzk — ein amerikanischer Bürger, der es kaum erwarten konnte, seine Kinder ins amerikanische Leben eintreten zu lassen —, und ich, ich kannte die Gedanken aller einzelnen und durchlebte die Empfindungen ihrer Tage und Nächte in der mir eigenen Einfühlungsfähigkeit.

Aber im Innersten lebte ich fern von ihnen allen. Was mich so schweigsam machte und mit Verwunderung anfüllte, war das Bewußtsein, mitten in einem ungeheuren Erlebnis zu stehen. Vom Morgen bis zum Abend war ich ganz Aufmerksamkeit. Allerdings darf ich auch bei mir nicht allen Abschiedsschmerz in Abrede stellen, aber größer als er war meine Freude an dem Näherrücken des großen Ereignisses. Es war herrlich, mich so ganz mir selber überlassen zu können. Ich erfreute mich gleich meinen jüngeren Geschwistern des Nachlassens der häuslichen Disziplin und der Auflösung jeglicher Ordnung während der Wochen des Packens und der Vorbereitungen zur Reise. Es war höchst angenehm, von nahestehenden Vettern verwöhnt und verhätschelt zu werden und sich selbst von den weniger nahestehenden mit allerhand Süßigkeiten vollpfropfen zu lassen. Es war ganz entschieden reizvoll, meine Mutter dabei zu ertappen, wie sie vor irgend einem Schrank kauerte und über nichtigen Kram, der ihr kostbar schien, weinte, weil sie ihn unter keinen Umständen mit nach Amerika mitnehmen konnte. Es war nicht unangenehm, sich vom Onkel Moses übers Haar streichen und mit zärtlichen Blicken betrachten zu lassen, während er davon sprach, daß man ihn sicher bald vergessen würde, und flehentlich bat, ihm doch einen recht ausführlichen Reisebericht zu schicken. Es war etwas Köstliches, weit und breit in ganz Polotzk berühmt zu sein, an jeder Ladentür angehalten und ausgefragt zu werden, wenn man ausging, um für zwei Kopeken Butter zu holen; etwas Köstliches, von den ehemaligen Spielgefährten, wenn die Zeit ein-

mal eine längere Bewegung erlaubte, mit höchstem Respekt behandelt oder selbst von den Feinden mit Aufmerksamkeit angesehen zu werden, wenn man mit wichtiger Miene an ihnen vorüberging. Und all meine Freude, mein Stolz, meine Begeisterung wurden verschlungen von dem überwältigenden Gefühl, daß ich, Maschke, ja, ich selber, inmitten so außergewöhnlicher Geschehnisse ging und stand. Jetzt, wo mir Amerika sicher war, hatte ich gar keine Eile mehr, fortzukommen und keine Ungeduld, es zu erreichen. Ich wollte auch nicht an der kleinsten Phase der Entwicklung vorüberhasten, wollte das Ereignis bis auf die Neige auskosten.

Die letzte Nacht in Polotzk verbrachten wir, nachdem wir all unser Hab und Gut mit Ausnahme des Gepäcks bis auf den letzten dreibeinigen Stuhl losgeschlagen hatten, im Hause meines Onkels. Wenn man mich heute nach Polotzk zurückversetzte, könnte ich ohne Zögern das Zimmer wiederfinden, wo ich damals mit meiner Tante zusammen geschlafen habe. Aber ich schlief eigentlich gar nicht. Die Aufregung hielt mich wach, und ich horchte auf das greuliche Geschnarch meiner Tante. Am Morgen sollte ich ja für immer und ewig fort aus Polotzk. Ich ging einer wunderbaren Reise entgegen. Ich ging nach Amerika. Wie hätte ich da schlafen können?

Mein Onkel hatte am Vorabend dem letzten Schub Klatschbasen eine falsche Nachricht mitgegeben. Er hatte gesagt, wir würden erst am übernächsten Tag abreisen. Auf diese Weise hatte er gehofft, uns in aller Ruhe aus der Stadt schmuggeln und uns den Trubel und die Tränen des allgemeinen Abschieds ersparen zu können. Aber seine List mißlang. Am Morgen versammelte sich halb Polotzk vor der Tür meines Onkels, um uns das Geleit zum Bahnhof zu geben, während die andere Hälfte uns schon am Bahnhof erwartete.

Die Prozession hätte sowohl zu einem Begräbnis wie zu

einem Triumphzug gehören können. Die Frauen gemahnten uns unter Tränen mit beredten Worten an die Gefahren des Meeres, an die Fährlichkeiten eines fremden Landes, an die Schmerzen des Heimwehs, die unserer harrten. Sie bejammerten meiner Mutter Los, das sie zwang, sich von ihren Blutsverwandten loszureißen und in die Fremde zu gehen; meine arme Mutter, die Gendarmen, Schalterbeamten, Matrosen ohne männlichen Schutz entgegentreten mußte, die für ihre vier kleinen Kinder während der Unbilden der Reise zu sorgen hatte und sie aller Wahrscheinlichkeit nach entweder „treife" essen oder verhungern lassen mußte. Oder aber man pries sie als tapfere Pilgerin und drückte ihr sein Vertrauen aus, daß sie schon mit Gendarmen und Beamten umzugehen imstande sein würde, rief mit jedem zweiten Wort allen Segen auf sie herab und trug sie förmlich in den Armen.

Auf dem Bahnhof geriet die Prozession außer Rand und Band und glich einem entfesselten Mob. Mein Onkel und meine Vettern taten zwar ihr möglichstes uns zu schützen, aber wir wurden beinahe in Stücke gerissen. Schließlich kamen wir doch noch glücklich in ein Kupee, aber der Aufruhr auf dem Bahnsteig tobte weiter. Das Abfahrtsignal wurde übertönt von einem Wirrwarr von Stimmen; man hörte Bruchstücke schon oft wiederholter Aufträge, Mahnungen, Klagen, Segnungen und Abschiedsgrüße. „Vergiß nicht!" — „Denke an" — „Verlier nicht die Fahrkarten!" — „Moischele-Zeitung!" — „Knoblauch ist das beste!" — „Glückliche Reise!" — „Gott stehe Euch bei!" — „Lebt wohl! Lebt wohl!" — „Vergeßt nicht —"

Das letzte, was ich von Polotzk sah, war eine wogende Menschenmasse mit bunten Taschentüchern und anderen toll flatternden Fetzen Zeug. Man gestikulierte wild, fiel einander um den Hals und schien völlig besessen. Dann entschwand der Bahnhof, und Horizont auf Horizont schob sich gegen die blitzenden

Schienen. Ich war mitten in der weiten Welt auf einer langen, langen Reise.

Ich will mein Gedächtnis rasten lassen und aus einem gleichzeitigen Schriftstück die Geschichte der großen Fahrt abschreiben. Dem Versprechen an meinen Onkel gemäß schrieb ich während meiner ersten Monate in Amerika einen ausführlichen Bericht über unsere Abenteuer zwischen Polotzk und Boston. Tinte war billig und mit der jiddischen Epistel konnte ich mich also manche heiße Sommerstunde beschäftigen. Es war daher ein großes Unglück, daß die Lampe auf meinem Schreibtisch umfiel und den dicken Haufen beschriebener Blätter mit Petroleum tränkte, als ich ziemlich am Ende war. Ich mußte für meinen Onkel eine gute Kopie machen, und mein Vater hob sich das ölige, duftende Original auf. Nach vielen Jahren vergeblicher Quälerei entschloß ich mich, für eine Freundin, die kein Jiddisch konnte, den Brief ins Englische zu übertragen, und jetzt kommt er einer Schilderung zugute, an die vor dreizehn Jahren niemand gedacht hätte. Kaum vermag ich mich philosophischer Gedanken zu enthalten, wo ich jetzt dankbar für die Petroleumkatastrophe die Seiten des kindlichen Manuskriptes wieder durchblättere.

Unsere Route lief über die deutsche Grenze mit Hamburg als Hafen. Auf dem Wege machten wir in Wilna Halt, um dem Bruder meiner Mutter Lebewohl zu sagen. Wilna ist in meinem Bericht vernachlässigt. Besondere Erwähnung finden nur zwei Dinge: die Pferdebahn und die Buchhandlungen.

An einem regnerischen, grauen Morgen anfangs April fuhren wir zur Grenze. Hier begann für mich in Wahrheit erst die Reise, und alle meine Beobachtungsfähigkeiten waren gespannt. Ich ließ nichts unbeachtet, weder das Wetter, noch den Zug, noch den Lärm auf den Bahnhöfen, noch die Mitreisenden, noch die Stimmung der Familie bei jedem Stadium der Fahrt.

Die Säcke und Bündel, die unsere Reiseausstattung enthielten, waren von weit mehr Gewicht als Wert. Eine ganz geringe Summe Bargeld, die Dampferkarten und der Auslandspaß waren die Zaubermittel, kraft derer wir fünftausend Meilen zu Lande und zu Wasser, die uns von unserem Vater trennten, zurückzulegen hofften. Der Paß sollte uns ohne weitere Schwierigkeiten über die Grenze bringen, aber dank der Cholera, die damals dort herrschte, wurden die ärmeren Reisenden, zu denen selbstverständlich die Auswanderer zählten, einer über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Beobachtung und Untersuchung unterzogen.

In Versbolowo, der letzten russischen Station, traf uns das erste Mißgeschick. Ein deutscher Arzt und verschiedene Gendarmen bestiegen den Zug und begannen ein gründliches Verhör über unsere Gesundheit, unser Reiseziel und unsere Finanzen. Als Ergebnis wurde uns mitgeteilt, daß man uns nicht über die Grenze lassen würde, wenn wir nicht unsere Dampferbillets dritter Klasse gegen solche zweiter umtauschten, was aber eine Ausgabe von zweihundert Rubeln mehr, als wir besaßen, bedeutet hätte. Der Paß wurde uns abgenommen. Man wollte uns denselben Weg wieder zurückschicken.

Meinem Briefe entnehme ich folgende Schilderung der Situation:

Wir waren ohne Heimat, ohne Obdach und ohne Freunde an einem fremden Ort. Das Geld, das wir hatten, hätte kaum gereicht für die Reise, wie wir sie seit drei Jahren erhofft und erwartet hatten. Wir hatten schon so manches erduldet, damit sich die ersehnte Wiedervereinigung ermöglichen lassen könnte; wir hatten uns darauf vorbereitet, noch manches zu erdulden, und uns auf Nimmerwiedersehen getrennt von denen, die wir liebten, von dem Ort, der uns trotz aller Not, die wir dort gelitten, teuer war, alles im Hinblick auf das eine, einzige Ziel. Voller Hoffnung und voller Mut, in den sich der Abschiedsschmerz einhüllte, hatten wir die lange Reise angetreten. Und nun wurden wir

so unerwartet wie unwiderstehlich festgehalten. Der Schlag kam von einer Seite, von der wir es am wenigsten erwartet hätten. Als meine Mutter wieder so weit die Fassung wiedergewann, um sprechen zu können, begann sie auf den Gendarm einzureden. Sie erzählte ihm unsere Geschichte und bat ihn um Nachsicht. Die Kinder waren verschüchtert und alle außer mir weinten. Ich fragte mich nur, was jetzt wohl geschehen würde.

Gerührt durch unser Unglück, gaben uns die deutschen Beamten den besten Rat, den sie geben konnten. Wir sollten auf der Station Kibart, noch in Rußland, aussteigen und uns an einen gewissen Herrn Schidorsky wenden, der uns vielleicht weiterhelfen würde.

Der Brief lautet darüber:

Wir sind in Kibart, auf dem Bahnhof. Auch die kleinste Einzelheit dieses Platzes ist mir im Gedächtnis geblieben. Der Portier, ein häßlicher, ewig grinsender Mensch, nahm unsere Sachen und stellte sie in der Südecke des großen Wartesaales auf den Boden. Wir setzten uns daneben auf eine Bank, eine gelbe Bank. Das Glasdach ließ so viel Licht durch, daß wir unsere Augen mit den Händen schützen mußten, weil es im Zuge dunkel gewesen war und weil wir geweint hatten. Es waren außer uns nur wenige Menschen in dem Raume. Ich begann sie zu zählen, hielt aber inne, als ich ein Schild über dem Kopf der fünften Person, einer kleinen Frau mit einer roten Nase und einem Pickel darauf, entdeckte, und versuchte das Deutsche mit Hilfe der darunterstehenden russischen Übersetzung zu entziffern. Ich sah dies alles und behielt es, als wenn ich an nichts anderes in der Welt hätte zu denken brauchen.

Der Brief verweilt voll Dankbarkeit bei der Güte des Herrn Schidorsky, der unser rettender Engel wurde. Er verschaffte meiner Mutter einen Paß nach Eydtkuhnen, wo sein älterer Bruder als Vorsitzender eines weitbekannten Hilfsvereins für Auswanderer unseren Einlaß nach Deutschland durchsetzen sollte. Während der Verhandlungen, die mehrere Tage in Anspruch nahmen, beherbergte uns schäbige Auswanderer der gute Ki-

barter in seinem eigenen Hause. Die Gebrüder Schidorsky waren Juden, aber nicht aus diesem Grunde wurde ihr Name so oft in unserer Familie in freundlichster Erinnerung genannt.

Auf der deutschen Seite stießen wir zu verschiedenen anderen Auswanderergruppen, die nach Hamburg und anderen Häfen wollten. Wir waren eine recht unbeholfene Gesellschaft mit stummstaunenden Blicken, unförmige Bündel in den Armen, aber die Herzen ganz auf Amerika gerichtet.

Der Brief an meinen Onkel beschreibt getreulich jedes Stadium unserer an Störungen so reichen Reise. Hier folgt ein Beispiel für die vielen Szenen, die ich ihm geschildert habe:

Es herrschte eine unglaubliche Verwirrung in dem Gepäckraum, in den man uns wies. Kisten und Kasten, Körbe, Säcke, Koffer und große und unmöglich klassifizierbare Gegenstände wurden von Gepäckträgern und anderen Leuten umhergeworfen, die alles sortierten und mit Ausnahme dessen, was Lebensmittel enthielt, mit Zetteln beklebten. Das übrige wurde geöffnet und in aller Hast untersucht. Endlich kamen wir an die Reihe, und unsere Sachen wurden mit denen anderer Amerikareisender desinfiziert, ausgeräuchert und anderen ähnlichen Prozeduren unterworfen. Man hieß uns warten, bis man uns weitere Anweisungen geben würde.

Die Redensart: „man hieß uns das tun" und „man hieß uns jenes tun" kommt in meinem Bericht immer und immer wieder vor, und auch die drastischste Schilderung der Begebenheiten könnte kein lebendigeres Bild geben. Wir Auswanderer wurden auf den Bahnhöfen zusammengepfercht, in die Eisenbahnwagen gepackt, und wie das liebe Vieh von Ort zu Ort getrieben.

Zur gegebenen Zeit versuchten wir, in dem uns vom Schaffner angewiesenen Wagen Platz zu finden. Wir versuchten es, konnten aber nur auf dem Boden Raum für das Gepäck finden, auf das wir uns dann setzten und uns einredeten, bequem zu fahren. Wir hatten nämlich den verhältnismäßig großen Komfort der dritten Klasse mit

der nicht zu leugnenden Unbehaglichkeit der vierten vertauschen müssen. Es befanden sich in dem ganzen Kupee nur vier Sitzplätze, auf denen ungefähr doppelt so viel Leute saßen als eigentlich hingehörten. Der übrige Raum war bis auf den letzten Zoll von Reisenden oder deren Gepäck besetzt. Es war sehr heiß, dumpfig und überaus ungemütlich, und dennoch drängten sich auf jeder Station neue Reisende in den Wagen, die tatsächlich trotz aller Enge noch Platz fanden. Es wurde allmählich so furchtbar, daß wir alle den Schaffner wütend anglotzten, wenn er noch immer mehr Passagiere in das Loch hineinließ, und daß wir beim Ausrufen jeder neuen Station förmlich zitterten. Ich kann bis heute nicht verstehen, wie die Beamten das zulassen konnten: es war tatsächlich lebensgefährlich.

Das Folgende ist mein Versuch, meinen flüchtigen Einblick in eine Weltstadt zu beschreiben.

Gegen Abend erreichten wir Berlin. Mir wird jetzt noch schwindlig, wenn ich daran denke, wie wir durch die Stadt sausten. Es schien mir, als wenn wir immer schneller und schneller fuhren, aber das rührte nur von den nahe an uns in entgegengesetzter Richtung vorbeifliegenden Zügen her. Der Anblick von hin und her eilenden Menschenmassen, die in ungeahnter Fülle den großen, vor unseren Augen schier tanzenden Bahnhöfen entströmten, erhöhte dies Gefühl noch. Fremde Bilder, prächtige Bauten, Läden, Menschen und Tiere, alles verschwamm in eins, zu einem ungeheuren, wirren Ganzen, das in seiner wilden Hast kein anderes Ziel zu verfolgen schien, als dem Zuschauer in dem Wirrwarr Hören und Sehen vergehen zu lassen. Mir verging Hören und Sehen. Ich sah nichts weiter als Züge, Bahnhöfe, Menschenmassen — Menschenmassen, Bahnhöfe, Züge — immer und immer wieder, ohne Anfang ohne Ende, in einem einzigen tollen Tanze. Schneller geht es und schneller, immer schneller, und der Lärm scheint mit dem Tempo zu wachsen. Glockensignale, Pfeifen, Gehämmer, schrille Lokomotivenzeichen, Kommandostimmen, Ausrufer, Pferdegetrappel, Hundegebell, alles vereinigte sich, um möglichst jeden anderen Laut zu ersticken. Der Lärm war so betäubend, daß man sich durch nichts vor ihm schützen konnte.

Die unangenehme Lage des verwirrten Auswanderers auf seinem Wege in die neue Heimat ist an sich bemitleidenswert,

aber für uns, die wir aus der russischen Nacht kamen, verdoppelten sich die Schrecknisse der Reise.

In einem weiten, öden Feld, gegenüber dem Hofe eines einzelstehenden Hauses, hielt unser Zug endlich an, und der Schaffner befahl uns, eiligst auszusteigen. Diese Ermahnung war unnötig, denn wir waren mehr als froh, nach der langen Gefangenschaft wieder ins Freie zu kommen. Alle stürzten zur Tür. Wir atmeten auf in der frischen Luft, aber der Schaffner ließ uns nicht viel Zeit, unsere Freiheit zu genießen. Er trieb uns erst in den einzigen großen Raum, den das Haus besaß, und dann in den weiten Hof hinaus. Dort empfing uns eine große Schar weißgekleideter Männer und Frauen. Die Frauen wandten sich den Mädchen und Frauen unter uns zu, die Männer den Männern.

Und nun gab es eine neue Szene des krausesten Durcheinanders. Eltern verloren ihre Kinder, und die Kleinen schrien; das Gepäck wurde ungeachtet seines Inhalts in einer Ecke des Hofes zusammengeworfen. Die weißgekleideten Deutschen riefen Befehle, die stets von einem „rasch, rasch!" begleitet waren. Die verwirrten Auswanderer gehorchten wie willenlose Kinder und wagten höchstens, dann und wann zu fragen, was man denn eigentlich mit ihnen vorhätte.

Kein Wunder, daß in der Erinnerung mancher dieser Leute Geschichten von Räubern, Mördern und dergleichen wieder auftauchten. Man hatte uns an den einsamen Ort geschleppt, wo nur das eine Haus im Umkreis zu sehen war, hatte uns unsere Sachen weggenommen und uns von den wenigen Bekannten getrennt. Ein Mann kam, um uns zu untersuchen, als ob er uns abschätzen wollte. Ganz fremdartig aussehende Menschen stießen uns wie hilfloses, willenloses Herdenvieh hin und her. Kinder, die man nicht sehen konnte, schrien, als wenn Furchtbares mit ihnen geschähe. Wir selbst wurden in einen engen Raum getrieben, wo ein großer Kessel auf einem kleinen Herd stand. Wir wurden ausgezogen, unsere Körper mit einer glitschigen Substanz eingerieben, die irgend etwas Schlimmes sein konnte; eine warme Dusche ging ohne vorherige Ankündigung auf uns nieder. Dann ging es in ein zweites kleines Zimmer, wo wir in Wolldecken eingehüllt sitzen und warten mußten, bis große, grobe Säcke hereingebracht und ihres Inhaltes entleert wurden. Wir sahen nichts als eine große Dampfwolke und hörten nichts als die Befehle der Frauen, uns wieder

zu bekleiden. „Rasch, rasch! oder sonst kommen wir zu spät!" Mehr konnten wir nicht verstehen. Wir müssen uns unsere Kleider aus dem großen Haufen heraussuchen, halb blind vor Dampf. Wir ersticken fast, husten, flehen die Frauen an, uns doch Zeit zu lassen. Aber sie bestehen auf ihrem „Rasch, rasch, sonst versäumen Sie den Zug!" — Ach, man wollte uns also doch nicht umbringen! Man bereitete uns nur auf die Weiterfahrt vor, indem man uns von allen erdenklichen Krankheitskeimen reinigte. Gott sei Dank!

Wenn in Polotzk die Cholera ausbrach, was vielleicht ein- oder zweimal während eines Menschenalters geschah, wurde nicht so viel Wesens davon gemacht wie es diese Deutschen taten. Wer an der Seuche starb, wurde eben begraben, und wer am Leben blieb, lief in die Synagoge und betete. Wir fühlten uns tief verletzt durch die Art und Weise, mit der uns die Deutschen behandelten. Meine Mutter wäre auch als Kind einmal beinahe an der Cholera gestorben, aber man gab ihr einen neuen Namen, einen Glücksnamen, und der rettete sie. Von uns allen aber war doch jetzt kein einziger krank, und doch behandelte man uns so! Die Gendarmen und Pflegerinnen schrien uns ihre Befehle aus einer Entfernung zu, als müßten sie die Berührung mit uns wie mit Leprakranken scheuen.

Früh am Morgen nach einer endlos langen Nacht in den überfüllten Wägen kamen wir in Hamburg an. Man brachte uns auf ein höchst merkwürdiges Gefährt, lang und schmal und hoch, mit zwei Pferden bespannt, von einem schweigsamen Kutscher geführt. Man packte uns auf den Wagen, warf uns das Gepäck nach, und wir machten eine Besichtigungsfahrt durch Hamburg. Die Schilderung der Sehenswürdigkeiten, die ich meinem Onkel getreulich aufzählte, begriff in sich kleine Wägelchen, die von Hunden gezogen wurden, und große Wagen, die von selbst liefen, und die ich später als elektrische Bahnen schätzen lernte.

Auch die humoristische Seite unserer Abenteuer entging mir

nicht ganz. Immer und wieder wieder stoße ich auf ein Lachen in den vielen Seiten des historischen Dokumentes. Die Schilderung unserer Fahrt durch Hamburg endet mit den Worten:

Das Staunen war nicht allein auf unserer Seite. Allenthalben sah ich Menschen, die stehen blieben und uns belustigt nachsahen, wenn auch viele vorübergingen, die an den Anblick gewöhnt schienen. Wir mußten auch ein seltsames Bild abgeben, wie wir so in langen Reihen hoch über den Köpfen der Passanten saßen. Wir sahen tatsächlich aus wie ein Volk Riesenhühner auf ihrer Stange, mit dem einzigen Unterschied, daß wir nicht schliefen.

Lachen und Schauern machten sich bisweilen auf unserer Fahrt den Rang streitig.

Als die Sehenswürdigkeiten ein Ende zu nehmen schienen, kam es uns ganz plötzlich zu Bewußtsein, daß wir schon recht lange auf dieser komischen Fahrt begriffen waren. Stundenlang schien es, und doch liefen die Pferde unaufhaltsam. Jetzt fuhren wir durch stillere Straßen, wo es weniger Läden und mehr Häuser aus Holz gab. Aber die Pferde liefen, als wenn sie gerade erst angezogen hätten. Ich überblickte noch einmal unsere Hühnerstange. Irgend etwas erinnerte mich an eine einmal gelesene Schilderung eines weiten Transportes von Verbrechern, die man auf unbequemen Gefährten — wie das unsrige? — beförderte. Ja, sie war entschieden seltsam, diese lange, lange Fahrt, dies Beförderungsmittel, dies Fehlen jeder Erklärung. Wir wollten doch keineswegs alle denselben Weg machen, und dennoch hatte man uns so zusammengepfercht? Wir waren Fremde; das mußte der Kutscher wissen. Er konnte uns ja irgend wohin bringen — wie konnten wir das ahnen? Mich überkam wieder eine Furcht wie in Berlin. Auf den Gesichtern um mich her stand die gleiche Angst geschrieben.

Ja, wir ängstigten uns. Wir sitzen alle ganz still. Einige polnische Frauen mir gegenüber sind eingeschlafen. Und wir anderen sehen so jämmerlich und doch so drollig aus, daß ich es nicht vergessen werde.

Aber die geheimnisvolle Fahrt erreichte doch ihr Ende, und zwar vor den Toren der Stadt, wo wir nochmals in Reih und Glied aufgestellt, einem Verhör unterzogen, desinfiziert, sortiert

und registriert wurden. Es war wieder eine Gelegenheit, wo uns der Verdacht kam, daß wir die Opfer einer Erpresserbande sein sollten; denn hier wie bei jeder dieser Säuberungsoperationen wurde von uns eine Taxe pro Kopf erhoben. Meine Mutter hatte längst an reichere Mitreisende einzelne Gepäckstücke verkauft, als sie sah, wie rasch ihr winziger Schatz zusammenschmolz. Aber dennoch hatte sie jetzt nicht genug Geld, um die in Hamburg geforderte Summe zu erlegen. Ihre Aussage wurde nicht anerkannt, und so mußten wir uns auch noch der Schmach einer Taschenvisitation unterziehen.

Ein wahres Gefängnis war der letzte Aufenthaltsort vor der endgültigen Abfahrt. Quarantäne nannte man ihn, und wir bekamen zwei Wochen! Zwei Wochen mußten wir zu einigen Hundert eingepfercht in ein Halbdutzend enger Räume, numerierter Räume, hinter hohen Ziegelmauern zubringen. Wir mußten in Reihen schlafen wie die Kranken in einem Hospital; morgens und abends mußten wir zum Appell antreten, und dreimal am Tage gab es schmale Rationen. Kein Zeichen der freien Welt drang durch unsere vergitterten Fenster; Sorge, Sehnsucht und Heimweh marterte unsere Herzen, und in unseren Ohren klang die fremde Stimme des unsichtbaren Ozeans, die uns zugleich reizte und schreckte. Die vierzehn Quarantänetage waren schon keine Episode mehr, sie waren eine Epoche, die man getrost in Aeren, Perioden und Ereignisse hätte einteilen können.

Das größte Ereignis war die Ankunft eines Schiffes, das einzelne von den wartenden Passagieren aufnahm. Als sich die Tore öffneten, und die Glücklichen ihr Lebewohl riefen, gaben die Zurückgebliebenen jede Hoffnung auf, daß ihnen je das gleiche Glück beschieden sein würde. Der Abschiedsruf klang froh und traurig zugleich, denn in der kurzen Zeit waren die Fremdesten einander Freund geworden, und jeder freute sich aufrichtig am Glück des anderen; allein gegen ein neidisches Bedauern wurde dennoch niemand Herr.

Aber schließlich kam die Reihe auch an uns. Auch wir wurden durch das Tor des Abschieds geleitet, und nach einigen Stunden verwirrendster Manöver, die ich in allen Einzelheiten meinem Onkel beschrieb, fanden wir fünf verängstigte Polotzker Pilger uns an Bord des großen, großen Dampfers auf den weiten, fremden Wassern des Ozeans wieder.

Sechzehn Tage lang hieß das Schiff unsere Welt. Mein Brief verweilt gewichtig bei allen Einzelheiten des Schiffslebens, als hätte ich gefürchtet, meinem Onkel irgend etwas unterschlagen zu können. Mein Bericht schreckt nicht vor den Qualen der Seekrankheit zurück und verzeichnet jeden Wetterumschlag. Eine rauhe Nacht ist geschildert, das Stampfen und Rollen des Schiffes, das die Leute aus ihren Betten warf; Tage und Nächte, wo wir durch den dichten Nebel schlichen, wo das Nebelhorn ein Echo seiner Warnung von unsichtbaren Schiffen rief. Die Gefahren der See verkleinerten sich gerade nicht in der Phantasie von uns unerfahrenen Passagieren. Der Kapitän und seine Offiziere saßen ruhig bei Tisch, rauchten ihre Pfeifen und gingen jeder zu seiner Zeit sorglos schlafen, während wir Auswanderer in Angst, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, unseres Wellengrabes harrten.

Und in der ganzen Zeit auch noch die Seekrankheit! Aber es kamen glücklichere Stunden auf Deck mit huschendem Sonnenschein, Möven, die sich auf den Wellenbergen schaukelten, Musikkapellen, Tanz und Lustbarkeiten. Ich durchforschte das Schiff, schloß Freundschaften mit Offizieren und Mannschaften, oder hing in stillen Winkeln meinen Gedanken nach. Ich sah das Meer zum erstenmal, und es bewegte mich tief.

Ach, wie ernst waren meine Gedanken! Wie tief fühlte ich die Größe, die Gewalt des Anblicks. Die unermeßliche Ferne von Horizont zu Horizont; die ungeheuren Wogen, die ewig ihre Gestalt wechselten, jetzt nur eine weite, wellige Ebene, und jetzt eine riesige Berg-

kette, nahend und sich entfernend; und bald einer fernen Stadt ähnlich, mit Türmen und Bauten von unfaßbarer Größe; meist aber eine unendliche Masse formloser Gebilde, die in ihrer Wut gegen einanderprallten, gischtend und brausend. Der graue Himmel mit seinen düsteren Wolkenbergen, die mit den Wellen, sie fast berührend dahinflogen. Das Fehlen allen Menschenwerkes neben dem Schiff. Und dann das tiefe, feierliche Klagen der See, das klang, als wenn alle Stimmen der ganzen Welt zu Seufzern geworden sich vereinigten zu der traurigen Weise. So fühlte ich alles das, daß mich eine Andacht überkam, die zugleich schmerzlich und tröstend, aufrüttelnd, erwärmend, beruhigend und erhebend war.

Ich stellte mir vor, ich sei ganz allein auf hoher See, und Robinson Crusoe trat mir lebendig vor Augen. Manchmal war ich auch in der Tat allein. Ich spürte keines Menschen Gegenwart, war mir nur des Meeres, des Himmels und eines Etwas bewußt, das ich nicht verstand. Und wenn ich auf die ernste Stimme des Meeres hörte, dann fühlte ich, daß ich einen Freund gefunden hatte, den ich liebte. Mir schien, daß es in mir wie außer mir sei, daß es ein Teil meines Selbst geworden. Verwundert fragte ich mich, wie ich je ohne es hätte leben können und ob ich mich wohl je von ihm zu trennen vermöchte.

Und so leidend, fürchtend, grübelnd, frohlockend rückten wir mählich der ersehnten Küste näher und näher. Und endlich schauten unsere Augen an einem herrlichen Maimorgen, sechs Wochen nach unserer Abreise aus Polotzk, das Land der Verheißung, und mein Vater nahm uns in seine Arme.

II.

Im Land der Verheißung

Neuntes Kapitel.

Im Land der Verheißung.

Beginn des amerikanischen Erziehungsprozesses. — Verfehlte Unternehmungen meines Vaters. — Die „Slums" von Boston. — Unsere neue Wohnung. — Die ersten Lehren: auf der Straße, beim Essen, in der Wohnung. — In Amerika ist alles frei! — Wir erhalten amerikanische Kleider und Namen. — Umzug nach Crescent Beach. — Was mir das Meer gab. — Schwärmen und Spielen. — Meines Vaters Partner und seine Kinder, meine Spielgefährten. — Vaters Geschäft. — Die Firma Antin Wilner löst sich auf. — Wir ziehen nach Chelsea. — Unser Glaube an Amerika. — Vorbereitungen für den Eintritt in die Schule. — Fetschke-Frieda wird Schneiderin. — Mein Vater und Amerika. — Mein Eintritt in die Schule: für meinen Vater die Besitzergreifung Amerikas.

Da es mit der Überfahrt so rasch gegangen, sollte man meinen, daß es auf festem Boden, wo ich doch mehr zu Hause bin, nicht minder rasch vorwärts gehen sollte. Und dennoch, gerade hier halte ich inne. Nicht daß ich meine ersten Schritte in Amerika zögernd getan hätte. Zum Zögern war damals keine Zeit. Auch der unkundigste Einwanderer wird, wenn er, kaum gelandet, nach heimischer Gewohnheit Grüße tauscht, ißt, schläft oder aufsteht, von teilnehmenden Freunden wie von wildfremden Menschen in seinem Tun verbessert, zurechtgewiesen, ausgelacht. Damit beginnen seine amerikanischen Lebenserfahrungen. Der Erziehungsprozeß ist ebenso ungezwungen wie der eines Kindes im Kreise der Familie. Wo selbst das

dümmste Kindermädchen sein Scherflein zu der Erziehung beizutragen vermag, können wir von keinem Familienmitglied eine Analyse der Methode erwarten, am allerwenigsten von dem reizenden Baby selber. Nur die Philosophie der unverheirateten Tante oder die psychologische Begabung ebenso fernstehender Beobachter kann den abertausend Bemühungen nachgehen, die Hänschen oder Gretchen befähigen, das ungeheure Spielzeug Leben aus seinen Einzelheiten mit sicherem Griff zusammenzusetzen.

Ich war nun allerdings kein Baby mehr, als ich vor fünfzehn Jahren an einem Maitage in die freundliche Kinderstube Amerika gebracht wurde. Ich hatte meine Fähigkeiten längst gebrauchen gelernt, hatte innerlich wie äußerlich meine kleinen Erfahrungen gemacht und wußte sogar schon, mir Rechenschaft darüber zu geben. Allein, mein Gesichtskreis war sehr klein und meine Beobachtungen und kritischen Vergleiche nur oberflächlich. Ich war allzusehr benommen, um die Kräfte, die mich bewegten, analysieren zu können. Unser Polotzk hatte ich auch erst gut kennen lernen müssen, ehe ich es kritisieren und mein Urteil nutzbar machen konnte. Amerika war für mich etwas sinnverwirrend Neues, unglaublich Mannigfaltiges, herrlich Undurchforschtes. Voll Ungestüm stürzte ich heraus aus dem Käfig meines Provinzialismus und sah mich mit gierigen Blicken um in der weiten, strahlenden Welt. Ich fragte: Was hat dies Land Neues für uns? und nicht: Was bedeutet das Neue? Diese Frage kam erst viel später. Wenn mein Ich von heute das Ich von gestern beschaut, kommt es in die verzwickte Lage des Tausendfüßlers in der Fabel, der ganz glatt vorwärts kam, bis man ihn fragte, in welcher Reihenfolge er die Beine auf den Boden setze. Er wurde so verwirrt, daß er keinen Schritt mehr tun konnte. Ja, auf tausend Füßen bin ich hierher gekommen, von Flügeln, Winden, von Maschinen hierher gebracht — ich bin

gesprungen und gejagt, geklettert und gekrochen — aber wie das eine dem anderen folgte, das zu sagen scheint mir eine verwickelte Geschichte. Unzählige unverheiratete Tanten in der Gestalt von Einwanderungsbeamten, Lehrerinnen, Gemeindepflegern und etlichen anderen vorurteilsfreien und kritischen Beobachtern sahen meiner zweiten Kinderzeit zu. Eigentlich sollte ich mir ihre statistischen Aufzeichnungen borgen, um die Lücken in meinen Erinnerungen auszufüllen. Aber daran hindert mich mein Gefühl für Einheitlichkeit. Der Statistiker weiß ja bekanntlich nichts vom Individuellen, und ich habe mir die Aufgabe gestellt, eine rein persönliche Betrachtung der Dinge zu geben. So muß ich denn, so gut es geht, das Knäuel der äußeren und inneren Geschehnisse, die die ersten, hastigen Jahre meines amerikanischen Lebens ausmachten, entwirren.

Während der drei Probejahre hatte mein Vater eine Reihe verfehlter Unternehmungen gemacht. Seine Geschichte dieser Zeit ist zugleich die Geschichte von Tausenden, die nach Amerika kommen wie er: mit leeren Taschen, mit Händen, die keinerlei Werkzeug zu gebrauchen wissen, geistig eingeschnürt durch eine jahrhundertealte Knechtschaft in der Heimat. Solche Männer wandeln zu Hunderten tagtäglich unter Amerikas Augen, und sie sind von ihren gutgemeinten Geschäften allzu eingenommen, als daß sie die mißtrauischen Blicke oder den Widerwillen, mit dem man vor ihrer Berührung zurückweicht, bemerkten. Von Tür zu Tür schlurfen sie mit ihren Garn- und Knopfkästen, sie stehen über zischende Bügeleisen gebückt in den Kellern der Flickschneider, stöbern in den Abfalleimern oder schieben ihre Karren auf Befehl der Schutzleute ruhelos von Ecke zu Ecke. „Ein armer Jude", heißt es, und damit schlägt man ihnen die Türen der Häuser und der Herzen zu, ohne auch nur im Traum daran zu denken, daß die elende Tragödie solchen Lebens einen

Sinn bergen könnte, der jedermann nahegeht. Wer weiß denn, ob das Geschöpf mit dem unordentlichen Bart nicht in seiner Brusttasche den Bürgerausweis trägt? Wer, ob nicht der Mann, der mit gekreuzten Beinen auf dem Schneidertisch hockt, einen Sohn auf der Universität hat, der einst die Staatsverfassung verbessern wird? Wer, ob nicht die Lumpensammlertöchter, die jetzt dem Vater über den Ozean nacheilen, später die Jugend des Landes unterrichten werden? Niemand vergesse, wenn er solch einem schmierigen Fremdling begegnet, daß er viele tausend Jahre eher zur Welt gekommen als der älteste eingesessene Amerikaner, und daß er ihm vielleicht manches zu sagen hat, wenn er erst mit ihm gemeinsam eine Sprache spricht.

Zu der Zeit, als wir zu unserem Vater kamen, hatte er schon manche Straße gemessen, ohne die ersehnte Burg des Reichtums zu erreichen. Nun wollte er einen bisher unbeschrittenen Weg versuchen, gewappnet mit frischem Mut und angespornt durch die Gegenwart der Familie. In Gemeinschaft mit einem energischen Männlein, das ein englisches Kapitel in seiner Lebensgeschichte hatte, plante er die Errichtung einer Erfrischungsbude in Crescent Beach. Während er dort die letzten Vorbereitungen traf, blieben wir in der Stadt, und zwar in Wall Street, im Westend von Boston, wo wir die günstigen Bildungsgelegenheiten einer dichtbevölkerten Gegend genießen konnten.

Wer Boston kennt, weiß, daß der Westen und Norden nicht gerade vornehme Stadtviertel sind. Es sind die Viertel der Mietskasernen, oder, mit einer neueren Bezeichnung, die „Slums" von Boston. Wer die Slums irgend einer amerikanischen Großstadt kennt, weiß, daß sie der Sammelplatz der armen Einwanderer sind, die dort meist ungekämmt und halb gewaschen, bei schwerer Arbeit ihr anspruchsloses Fremdendasein führen: mitleidsbedürftig in den Augen der Armenpfleger, ein Schrecken

für die Gesundheitsämter, die Hoffnung der Wahlpolitiker, der Prüfstein des demokratischen Amerika. Der gut bewanderte Großstädter kennt jene Stadtteile als eine Art Untersuchungsgefängnis für mittellose Fremde, in dem sie leben dürfen, bis sie sich als gute Bürger ausweisen können.

Man kann all das wissen, ohne doch nur zu ahnen, wie sich die Wall Street im Westend in den Augen eines Polotzker Einwandererkindes ausnimmt. Wie würde ein verwöhnter Vergnügungsreisender wohl den Union-Platz, den Zugang zur Wall Street, wo ich meine neue Heimat finden sollte, nennen? Einen Platz würde er ihn überhaupt kaum nennen, sondern einen gassenähnlichen Kasten, dessen Seitenwände aus dreistöckigen Mietskasernen bestehen, dessen Deckel ein trüber Streifen Himmel, dessen Boden verwahrlostes Pflaster bildet; einen Kasten, der sich hineinschiebt in eine enge Straßenmündung.

Aber ich sah ein ganz anderes Bild, als ich zuerst den Union-Platz betrat. Ich sah zwei Reihen gewaltiger Ziegelbauten, imponierender als je eine Wohnstätte, in der ich gelebt. Ziegel deckten sogar den Boden, auf dem ich ging, statt der gewohnten nackten, höchstens mit Brettern belegten Erde. Überall freundlich weitgeöffnete Fenster, in denen sich, das Haar unverhüllt, Frauen und Kinder zeigten. Es schien mir, als bewiesen sie Interesse für uns, und das fand ich recht gut nachbarlich. Ich sah hinauf zur höchsten Fensterreihe, und meine Augen tranken das Blau amerikanischen Maihimmels.

Zur Zeit unseres Wohlstandes in Rußland waren wir gewöhnt an Polstermöbel, an gesticktes Leinen, an silberne Löffel und Leuchter, an vergoldetes Trinkgeschirr, an Küchenborde, die von Kupfer und Messing blitzten. Unsere Federbetten türmten sich zur halben Zimmerhöhe. Wir hatten Kleidertruhen, die von Samt und Seide und feinster Wolle schimmerten. Und nun brachte uns mein Vater in drei kleine Zimmerchen im ersten

Stock, die nichts enthielten als die nötigen Bettstellen mit dünnen Matratzen, ein paar Holzstühle, einen Tisch, ein geheimnisvolles Ding aus Eisen, das sich später als Kochherd entpuppte, ein paar schmucklose Petroleumlampen, dürftiges Küchenzeug und Geschirr. Aber trotzdem machte die neue Wohnung mit ihrer Einrichtung einen tiefen Eindruck auf uns alle. Der Grund dafür lag nicht darin, daß wir gerade unsere sieben mageren Jahre hinter uns hatten, wo wir in irdenen Töpfen kochen, in Kattunkleidern gehen und selbst an Feiertagen nur von Schwarzbrot leben mußten. Nein, Holzstühle und Blechgerät waren amerikanisch, und deshalb waren sie in unseren Augen mit Glanz umwoben. Wenn hier und da noch mancher Schmuck, manche Bequemlichkeit fehlte, so erwarteten wir, wenigstens wir Kinder, daß es bald angeschafft werden würde. Wohl nur meine Mutter schätzte die Schäbigkeit des kleinen Heims richtig ein und begriff, daß für sie noch nicht die Zeit gekommen war, die die Bürde der Armut von ihren Schultern nahm.

Unsere Einführung in das Amerikanische setzte mit unseren ersten Schritten auf dem neuen Boden ein. Schon auf dem Wege von der Landungsbrücke nach der Wall Street, den wir dichtgedrängt in einer wackeligen Droschke zurücklegten, fand mein Vater die Gelegenheit, uns zu belehren und zurechtzuweisen. Wir sollten uns nicht aus den Fenstern hinauslehnen und nicht mit den Fingern zeigen. Dann erklärte er uns den Ausdruck „Greenhorn". Da wir keine „Gelbschnäbel" sein wollten, paßten wir genau auf Vaters Anweisungen auf. Wann die Eltern Zeit dazu fanden, die Geschichte der letzten drei Polotzker Jahre durchzugehen, weiß ich nicht, denn wir Kinder hatten keine Ohren für dies Thema. Mutters Bericht wurde dauernd durch zusammenhanglose Fragen, Zwischenrufe und Erklärungen unterbrochen.

Die erste Mahlzeit war ein recht vielseitiger Anschauungs-

unterricht. Kleinen Blechbüchsen, die über und über von bedrucktem Papier bedeckt waren, entnahm Vater verschiedene Gerichte, die man ohne sie zu kochen genießen konnte. Er machte den einstweilen vergeblichen Versuch, uns mit einer seltsam schlüpfrigen Frucht, die er „Banane" nannte, bekannt zu machen. Mehr Glück hatte er nach dem Essen mit einem merkwürdigen Möbelstück auf Kufen, das er Schaukelstuhl hieß. Wir waren fünf Neulinge, und wir fanden fünf verschiedene Arten, in dies amerikanische Perpetuum mobile hinein und aus ihm heraus zu klettern. Wenn man von Kindheit an mit einem Schaukelstuhl umzugehen gewohnt ist, kann man sich kaum einen Begriff davon machen, wie lächerlich sich Menschen bei seiner ersten Benutzung benehmen können. Wir lachten und lachten über unsre verschiedenen Versuche, und unser Gelächter war recht ein geeignetes Ventil für unsere Erregung an diesem ungewöhnlichen Tage.

In unserer jetzigen Wohnung konnten wir nicht daran denken, die Kohlen in der Badewanne aufzubewahren. Wir hatten nämlich gar keine Badewanne. Also führte Vater uns noch am Abend des ersten Tages ins öffentliche Bad. Wie wir so im Zuge durch die Straßen gingen, entzückte mich die Straßenbeleuchtung. So viele Lampen, und sie brannten, wie Vater sagte, bis zum Morgen, weswegen wir auch keine Laternen mitzunehmen brauchten! In Amerika war also wirklich alles frei, wie wir es in Rußland gehört hatten. Licht war frei: die Straßen waren so hell wie die Synagoge an einem Feiertag. Musik war auch frei. Wir waren vor Freude sprachlos, als uns kurz nach unserem Einzug am Union-Platz eine Schar Straßenmusikanten ein Ständchen brachte.

Und der Schulbesuch war frei! Über diesen Gegenstand hatte uns Vater wiederholt geschrieben, denn darin lag seine größte Hoffnung für uns Kinder, darin sah er die Quintessenz der amerikanischen Fortschrittsmöglichkeiten, einen Schatz, den

kein Dieb antasten konnte, kein Unglück und keine Armut. Es war das einzige, was er uns versprechen konnte, als er uns kommen ließ. Es war uns sicherer als Brot und Unterschlupf. Am zweiten Tage erfaßte ich die Bedeutung dessen, was freier Schulbesuch hieß, und es erfaßte mich. Ein kleines Mädchen, das uns gegenüber wohnte, kam und erbot sich, uns zur Schule zu führen. Mein Vater war ausgegangen, aber wir fünf konnten inzwischen zusammen ein paar Worte Englisch. Wir kannten das Wort Schule und verstanden. Dies Kind, das uns bis gestern nie gesehen, das kaum unsere Namen aussprechen konnte, das nicht viel besser gekleidet war als wir, war imstande, uns zum freien Schulunterricht in Boston einzuladen. Es bedurfte keines Gesuches, es gab keine Fragen, keine Prüfungen, keine Bedingungen, keine Ausschließungen, keine Quertreibereien, kein Entgelt. Jedem von uns standen Tür und Tor offen. Das kleinste Kind konnte uns den Weg weisen.

Diese Begebenheit machte einen tieferen Eindruck auf mich, als alles, was ich vorher über freien Unterricht in Amerika gehört hatte. Es war ein tatsächlicher Beweis. Nur die Erfahrungsprobe fehlte noch. Und man muß die Erfahrung besitzen, ehe man begreifen kann.

Die Enttäuschung war groß, als mein Vater uns erklärte, daß wir unsere Schullaufbahn nicht sofort beginnen sollten. Das Semesterende sei zu nahe, sagte er, und wir würden ja in ein paar Wochen doch nach Crescent Beach ziehen. Wir müßten bis zur Wiedereröffnung der Schulen im September warten. Welch ein Verlust an kostbarer Zeit: von Mai bis September!

Eigentlich war ja die Zeit nicht wirklich verloren. Schon die Zwischenzeit am Unionsplatz war reich an Lehren und Erfahrungen. Wir mußten in die Geschäfte, um uns von Kopf bis zu Fuß amerikanisch kleiden zu lassen. Wir mußten die Geheimnisse des eisernen Ofens, des Waschbretts und des Sprach-

rohrs kennen lernen; lernen, mit dem fliegenden Obsthändler vom Fenster aus zu verhandeln und uns nicht vor den Polizisten zu fürchten; vor allen Dingen mußten wir Englisch lernen.

Die Leute, die uns in diesen wichtigen Dingen so freundlich beistanden, bilden eine besondere Gruppe in der Reihe meiner Freunde. Selbst wenn ich sie seit jenen frühen Tagen nicht wiedergesehen hätte, würde ich ihrer noch voller Dankbarkeit gedenken. Wenn ich die große Liste meiner amerikanischen Lehrmeister aufstelle, muß ich mit denen beginnen, die uns in Wall Street die ersten Schritte machen lehrten. Jene Frau, die meiner Mutter in der Verzweiflung über den Kochherd beim Feuermachen half, erschien wie ein rettender Engel. Und wir Kinder hielten die für eine gütige Fee, die uns in das wunderbare Land mit Namen „Centrum" führte, wo wir in einem strahlend schönen Palaste, Warenhaus genannt, unsere scheußlichen, selbstgemachten russischen Kleider, die uns der Straßenjugend als „Greenhorns" verrieten, mit echter amerikanischer Fabrikware vertauschen durften, um es, jeder gestiegen in der Achtung des anderen, wieder zu verlassen.

Mit unseren schmählichen Einwandererkleidern legten wir auch unsere unmöglichen hebräischen Namen ab. Amerikanische Freunde von uns, die schon einige Jahre Erfahrung hinter sich hatten, versammelten sich, steckten die Köpfe zusammen und ersannen amerikanische Namen für uns. Die Namen, für die sich kein annehmbares amerikanisches Äquivalent finden ließ, wurden mitleidlos beiseite getan. Man war schon zufrieden, wenn sich die Anfangsbuchstaben beibehalten ließen. Meine Mutter, die einen schwer übersetzbaren Namen hatte, wurde mit dem abgebrauchten „Annie" gestraft. Fetschke, Joseph und Deborah kamen mit Frieda, Joseph und Dora davon. Was mein armes, kleines Ich betrifft, so wurde es einfach betrogen. Der Name, den ich erhielt, war kaum neu. Mein hebräischer Name lautete

Maryasche, abgekürzt Maschke (das russische Maria) und unsere Freunde meinten, daß man ihn als Mary im Englischen beibehalten könnte. Das war für mich eine bittere Enttäuschung, denn ich hatte mich darauf gefreut, einen fremdklingenden amerikanischen Namen wie die anderen führen zu dürfen.

Aber ich vergesse, daß mich mein Nachname entschädigte, den zu erwähnen bis jetzt die Gelegenheit fehlte. Bei meiner Ankunft hörte ich, daß mein Vater nicht anders als Mr. Antin angeredet wurde, was in Polotzk nur bei feierlichen Anlässen zu geschehen pflegte. Ich hieß also Mary Antin und kam mir höchst wichtig vor mit einem so würdigen Titel. Das war doch echt amerikanisch, daß selbst ganz einfache Leute auch wochentags ihren Nachnamen führten.

Unsere ganze Familie war so lerneifrig, so anpassungsfähig, verstand es so gut, Mangelndes zu verdecken, daß Vater uns kaum noch zu verbessern brauchte, als wir hinter dem Wägelchen, das unseren Hausrat trug, nach Crescent Beach hinauswanderten. Jedenfalls hatte er sich unserer nicht zu schämen. So weit war unsere Amerikanisierung in den zwei Wochen seit unserer Ankunft fortgeschritten.

Der Name Crescent Beach ist auf den Plänen von der Umgebung Bostons nur sehr klein gedruckt, aber in Wirklichkeit ist Crescent Beach ein großer Strandstrich, der sich in weitem Bogen von Winthrop bis Lynn hinzieht. Es ist historischer Boden in den Annalen unserer Familie. Der Ort ist heute ein beliebtes Ausflugsziel für das Sonntagspublikum und weitberühmt unter dem Namen Revere Beach. Als aber die glücklich wiedervereinten Antins da ihren Sitz aufschlugen, gab es dort noch keine Strandpromenaden, keine stattlichen Badeanstalten, keine Hotels, keine prunkhaften Vergnügungslokale, keine Illuminationen, keine Schaubuden und keinen aufgeputzten Pöbel. Nur der reine, weite Strand war da, das sommerliche Meer

und der sommerliche Himmel. Bei Flut stürmte der Atlantische Ozean schnaubend heran, Tang aus der Mähne schüttelnd; bei Ebbe rauschte er zurück, daß man die Felsenzähne knirschen hörte. Während der Zwischenzeit hätte man ein Kind ruhig am Strande mit Muscheln und Steinchen spielen und im Sande einschlafen lassen können. Überall sah man bei Tage die Sonne, Heere von Sternen des Nachts und zu seiner Zeit auch den stillgroßen Mond.

In diesen großartigen Kreislauf der Tage am Meer kam ich, um zu leben, zu lernen und zu spielen. Ein paar Leute kamen wie gesagt zu mir, aber das Bedeutsame war eben, daß ich am Meer leben sollte, ich, die ich meine Jahre im Binnenlande zugebracht und geglaubt hatte, daß ich alle großen Wasser der Erde in den Wassern der Dwina vor Augen hätte. Mein Begriff von der Menschheit hatte sich unermeßlich gesteigert während der langen Reise, mein Begriff von der Erde sich vergrößert mit jedem Tage auf See; und nun, wo ich so lange Zeit unter einem weiten, freien Himmel verbrachte, erschloß sich und wuchs in mir ein Begriff von der Welt.

Vom Bestehen anderer Welten hatte ich freilich noch nicht eine Silbe gehört. Unterricht in Kosmogonie hatte ich nie erhalten, und ebensowenig empfing ich eine plötzliche Offenbarung über die wahre Stellung der Erde im Weltgebäude. Nicht anders als meinen Vätern ging für mich die Sonne auf und unter, und ich fühlte nichts vom Rauschen der Erde durch den Weltenraum. Aber ich lag ausgestreckt in der Sonne, den Blick auf gleicher Höhe mit dem Meer, und mir schien, als würde mein Körper ein Teil der Materie um mich her; ich konnte meine Hand nicht mehr als getrennt empfinden von dem warmen Sande, in dem sie ruhte. Ich hockte bei Vollmond am Strande zwischen den Wundern des Himmels und des Meeres und staunte und staunte. Ich lief dem nahenden Sturm entgegen, mit freier

Stirn, und bis in die Spitzen meines Haars, das nebelfeucht hinter mir her flatterte, fühlte ich mein ganzes Sein vor ehrfürchtigem Schauer erbeben. An einem Pfahl oder einem umgeschlagenen Boot klammerte ich mich fest, vom Tosen der Wogen geschüttelt und umbraust. In dieser Lage redete ich mir dann vor, daß ich in Gefahr sei, und empfand Seligkeit in meiner Angst. Ich hielt mich mit beiden Händen fest, warf den Kopf zurück und schwelgte halb lachend, halb weinend in dem Tumult um mich her. An den ganz stillen Tagen saß ich, die Augen geschlossen, mit dem Rücken gegen die See und lauschte auf das Rauschen der Wellen, ihr Verrieseln im Sand; ohne zu denken atmete ich im gleichen Takte mit dem Meer.

Da ich mich in solcher Weise dem Einfluß von See, Himmel und Wetter hingab, mußten mir Träume, Ahnungen, Bilder kommen. Es handelte sich kaum um mehr als darum, daß die Welt, die ich kannte, nicht groß genug wäre, all das zu fassen, was ich sah und fühlte, daß die nicht einmal halb verstandenen Gedanken, die durch mein Hirn zuckten, und die denen fremd waren, die ich in Worte bringen konnte, sich auf etwas bezogen, für das mir bis dahin der Name fehlte. Jedes Kind mit Phantasie hat in seinen Entwicklungsjahren solche Augenblicke blitzartiger Intuition, zumal wenn es mit irgend einem Teil der Natur in enge Berührung kommt. Und da ich früher so eingeengt gelebt hatte, entwickelte ich mich in jenem Sommer der Muße am Meer doppelt rasch. Aufgerüttelt durch den eben erfolgten Heimatwechsel war ich ganz besonders empfänglich für solche Eindrücke, die den Boden bereiten für neue Gedanken.

Man glaube aber ja nicht, daß ich meine Tage ganz oder auch nur den größten Teil derselben in einsamer Schwärmerei verbracht hätte. Den bei weitem größten Teil meiner Zeit verspielte ich, wie ihn amerikanische Kinder zu verspielen pflegen: ungebunden, munter, ausgelassen. In Polotzk galt ich als zu

alt für alle Spiele, die nicht gerade Gesellschaftsspiele waren. Hier fand ich mich unter Kindern, die wie Kinder spielten, freudig ins Kindliche zurück. Ich hatte eine ganze Schar Spielkameraden. Meines Vaters energischer kleiner Partner war mit einer kleinen Frau verheiratet und hatte eine große Familie. Sie wohnten in dem Häuschen neben uns. Daß diese Holzbaracke das laute Getose überdauert hat, ist mir heute noch ein Wunder. Die jungen Wilners bildeten das reine Lager von Söhnen, Töchtern, Zwillingspaaren jeden Alters, jeder Größe, jeden Charakters. Sie tummelten sich den lieben langen Tag um das Häuschen herum; ihre Füße wetzten die Türschwellen ab und zermahlten den Boden zu Staub. Wie die Affen schwangen sie sich aus den Fenstern, krabbelten wie die Fliegen aufs Dach und tummelten sich wie die Vögel auf den Bäumen. Selbst so ein kleines Ding wie ich konnte keinen Schritt tun, ohne von einem Wilner umgerannt zu werden. Ich konnte auch nie angeben, welcher Wilner es gewesen sei, denn keiner blieb von ihnen so lange stehen, daß man ihn hätte identifizieren können. Außerdem hatten sie, glaube ich, die Gewohnheit, unter einander die Kleider auszutauschen, was noch besonders verwirrte.

Man sollte meinen, daß die kleine Mutter dieser Horde von Sprößlingen gegenüber völlig hilflos war, ja, daß sie bei solcher Übermacht den Kopf verlor. Aber nein, Mrs. Wilner führte trotz ihrer Kleinheit das Regiment. Mit äußerster Strenge und Sicherheit herrschte sie majestätisch über die wilde Brut. Selbst der älteste Junge fügte sich dem Wink ihres kleinen Fingers, wenn auch die Hand manchmal nachhelfen mußte. Im Hause ging alles am Schnürchen; nur draußen war die Freiheit ungehemmt. Alle sieben Tage der Woche konnte man die Kinder von Vaters Partner Punkt fünf Uhr in zwei langen Reihen am Abendbrotstische sitzen sehen. Und bei dieser Gelegenheit konnte man sie nicht nur von einander unterscheiden (sie wuschen

sich vorher die Gesichter), sondern sogar zählen: es aßen zwölf kleine Wilners bei Tische.

Es ist mir noch immer ein Rätsel, daß ich mich in dem Wirrwarr nicht eines Tages selbst mit einem der Wilners verwechselte. Die stattliche Kinderzahl imponierte mir gewaltig, aber ich fand doch den Mut, bald mit dem, bald mit jenem Freundschaft zu schließen. Einen oder zwei der jüngsten Knaben mochte ich am liebsten, wenn es galt, Verstecken zu spielen oder am Strande zu tollen. Wir tummelten uns im Wasser wie die Enten und hielten es nicht einmal für der Mühe wert, nachher die Kleider zu trocknen. Eines Tages watete ich mit einem der Jungens ins Meer hinaus. Wir wollten sehen, wer von uns sich am weitesten vom Strand weg traute. Es war tiefste Ebbe, und als wir kaum mehr die bekannten Gegenstände am Lande erkennen konnten, ging uns das Wasser noch nicht einmal bis an die Knie. Mir schien es, als wären wir stundenlang gewatet, und doch war das Meer noch immer ganz seicht. Weil aber mein kleiner Kamerad schnurstracks vorwärts marschierte, tat ich es auch. Da plötzlich riß uns das erste Schwellen der Flut fast den Boden unter den Füßen fort. Im gleichen Augenblick klammerten wir uns fest aneinander an. Da kam ein neuer, leiserer Stoß, und all die kleinen Wellen fingen an zu spielen, und wie ein Seufzer kam es von der Höhe der See. Die Zeit der Ebbe war vorüber, vielleicht meldete sich gar ein Sturm, und wir waren meilenweit, fürchterliche Meilen weit vom trockenen Land.

Ohne ein Wort zu verlieren, wandten sich Junge und Mädchen. Zwei Paar Füße stapften zielbewußt durch das Wasser, und vier Augen spähten erschrocken landwärts. In nie endenwollender Angst und Pein ging es stumm vorwärts, den Tod im Rücken, aber doch tapferen Herzens. Endlich, endlich war die Flutgrenze erreicht: sechs Stunden vor Hochflut.

Einer hatte den anderen erschrecken sehen, und jeder triumphierte deshalb. Aber nur der Junge fand Worte dafür.

„Du hattest aber Angst, nicht wahr?" spottete er.

Soviel Englisch verstand das Mädchen gerade noch, und es antwortete:

„Du kannst schwimmen, aber ich nicht."

„Und ob!" stichelte er.

Und sie drehte ihm gekränkt und empört den Rücken.

„Auf den Händen laufen kann ich auch!" rief der Quälgeist ihr nach. „Warum drehst du dich denn nicht rum, du Gelbschnabel?"

Aber das Mädchen ließ sich nicht stören. Es schwor sich, nie wieder mit dem ungezogenen Bengel zu gehen, nicht auf dem Land und nicht im Meer. Nein, selbst wenn er den Wassern gebieten könnte still zu stehen, nein, auch dann nicht.

Allein ich vergesse über alledem das, was uns eigentlich nach Crescent Beach gebracht hatte. Während wir Kinder wie die Wassergeister lebten, verkauften unsere Väter Limonade, Kameruner Nüsse und Röstmais und häuften so Nickelstück auf Nickelstück, Pfennig auf Pfennig für unsere Zukunft. Ich war sehr stolz auf meine Verbindungen mit dem öffentlichen Strandleben. Ich stand bewundernd vor dem blinkenden Sodawasserbehälter, vor der blanken Gläserreihe, den Apfelsinenpyramiden, den Wurstketten, dem blitzsauberen Verkaufstisch und den leuchtenden Zinnlöffeln. Mir schien keine der Erfrischungsbuden — es gab deren noch mehrere am Strande — auch nur halb so verlockend zu sein wie die unsere. Mein Vater, fand ich, sah ausgezeichnet aus in der langen weißen Schürze und in Hemdärmeln. Mit wahrer Begeisterung teilte er das Eis aus. Daraus entnahm ich, daß er auf dem Wege zum Reichtum war. Seine jetzige Tätigkeit mit dem ihm ursprünglich bestimmten Berufe zu vergleichen, kam mir nicht in den Sinn. Ich war höchlichst

zufrieden, denn mit der Zeit war mir Vaters ständige Redensart: „Amerika ist nicht Polotzk" auch geläufig geworden. Jede Arbeit hatte ihren Wert, und alle Menschen waren gleich, in Amerika.

Während ich das Geschirr und die Wurstketten nur bewunderte, betete ich den Partner, Herrn Wilner, fast an. Es genügte mir, stundenlang zusehen zu dürfen, wenn er Kartoffelscheiben röstete. Mit Schürze und Kappe wie ein Koch, den großen Löffel in der Hand, immer ein freundliches Lächeln auf den Lippen, hantierte er mit der größten Gewandtheit. Blitzschnell holte er die rohen Kartoffelscheiben scheinbar aus dem Nichts hervor, tauchte sie mit einer eleganten Handbewegung in den zischenden Schmalztiegel und praktizierte das Fertige mit einem förmlichen Saltomortale wieder heraus. So gute und feine Kartoffelscheiben gab es in ganz Crescent Beach nicht noch einmal. Sie waren so dünn wie Seidenpapier, so trockenknusprig wie junger Schnee und so würzig wie die salzige See. Solche dursterweckenden, limonadenabsatzerwirkenden, nickelerzeugenden Kartoffelscheiben konnte nur Mr. Wilner machen. An Feiertagen, wo Familien dutzendweise mit jedem Zuge aus der Stadt kamen, konnte er der Nachfrage kaum Genüge tun. Erst der Schar Wartender gegenüber zeigte sich unser Partner in seinem besten Lichte. Er war so wortreich, wie er geschickt war und so witzig wie wortreich. Wenigstens verriet mir das das Lachen der Umstehenden, das nicht selten seine Worte erstickte. Verstehen konnte ich seine Witze nicht, aber wenn ich nahe genug herankommen konnte, um das Lächeln auf seinen Lippen und die lustig blinzelnden Augen zu beobachten, war ich schon glücklich. Daß jemand so schnell und noch dazu Englisch reden konnte, war mir Wunders genug. Daß aber dies Wunder sich an unserem eigenen Stand ereignete, überwältigte mich. Nur von Spaßmachern bei Hochzeiten hatte ich ähnliches gehört, aber die hatten ja auch nur ganz gewöhnliches Jiddisch gesprochen. Ich war

auf das Talent und den guten Geschmack, die sich in unserer Bude entwickelten, so stolz, daß ich, wenn mich mein Vater aus der Menge herauswinkte, um mich auf irgend einen Gang zu schicken, immer die stille Hoffnung hatte, die Leute möchten doch meine Zugehörigkeit zum Geschäft merken.

Allein aller Glanz, aller Ruhm erreichten ein plötzliches Ende. Es gab irgendwie Scherereien wegen der Lizenz, es handelte sich um Gebühren oder Bußen, dazu kam noch ein Sturm, der des Nachts den Sodawasserbehälter und das übrige arg beschädigte — es wurde viel geredet und beraten unter den Häusern Antin und Wilner — und das vielversprechende Kompagniegeschäft löste sich auf. Kein lustiger Mr. Wilner versammelte mehr die Leute am Strande um sich, keine zwölf jungen Wilners tummelten sich mehr wie Wassergeister in den Wogen, und auch das minder zahlreiche Geschlecht der Antin mußte dem fröhlichen Leben an der See Valet sagen. Leute von der bescheidenen Berufsart meines Vaters ziehen ihre Familien samt dem Hausrat mit sich von Ort zu Ort wie die Zigeuner. Wir hatten unsere Pfähle nur schwach in den Sand gerammt. Der neidische Ozean verschwor sich mit dem Sonntagsruhegesetz und riß sie wieder heraus. Wir mußten unser Glück anderswo versuchen.

In Polotzk hatten wir geglaubt, Amerika sei gleichbedeutend mit Boston. In Boston erweiterte sich der Horizont, und wir annektierten Crescent Beach. Und nun erschien unseren Augen ein neues Land der Verheißung, von dem wir im Namen der Notwendigkeit Besitz ergriffen: Chelsea.

Ganz wie in Boston schlugen wir auch hier unser Quartier nicht gerade in einem guten Stadtviertel auf. In der Arlington Street wohnten arme Juden, arme Neger und vereinzelt arme Iren. Die Nebenstraßen bevölkerten noch ärmere Juden und Neger. Für einen Geschäftsmann ohne Kapital war es aber

gerade die richtige Gegend. Mein Vater mietete eine Wohnung im Oberstock mit einem Laden zu ebener Erde. Er stellte ein paar Säcke Mehl und Zucker auf, einige Kasten Backwerk, und schaffte ein paar Liter Petroleum sowie ein kleines Sortiment „Sparseife" an. Einige Säcke Kartoffeln und mehrere Klafter Feuerholz wanderten in den Keller, während in dem Schaufenster verlockendes Zuckerzeug prangte. Er hing ein Schild aus mit der Warnung in goldenen Lettern: „Nur gegen bar" und fing damit an, ohne Ansehen der Person weitesten Kredit zu geben. Das war die übliche Art und Weise, wenn man in Arlington Street Geschäfte machen wollte. Mein Vater hatte in seinen drei Lehrjahren mancherlei Geschäftskniffe gelernt. Er wußte, wie und wann man „bluffen" konnte. Das Märchen vom „Nur gegen bar" war ein Schild gegen die bekannt unzuverlässigen Kunden, während keiner der „guten" Kunden, die in dem Rufe standen, regelmäßig Sonnabends zu bezahlen, davor zurückschreckte, den Laden mit leeren Taschen zu betreten.

Wenn mein Vater die Geschäftskniffe kannte, so brachte meine Mutter ein unantastbares Feingefühl und Talent für das Geschäft mit. Englisch konnte sie natürlich bis jetzt noch nicht, da sie aber das Wiegen, Messen und Kopfrechnen ganz mechanisch besorgte, hatte sie Zeit, ihre volle Aufmerksamkeit den dunkeln Geheimnissen der fremden Sprache zu widmen, je nachdem ihr der Verkehr mit der Kundschaft Gelegenheit dazu bot. Sie machte so rasche Fortschritte, daß sie sich den Käufern gegenüber bald gar nicht mehr im Nachteil fühlte. Binnen kurzem benahm sie sich nahezu mit gleicher Sicherheit wie in ihrem alten Laden in Polotzk. Und der neue war bei weitem gemütlicher, wie mir schien. Denn an ihn schloß sich unmittelbar die Küche an, wo sie in der flauen Geschäftszeit waschen und kochen konnte. Die Kunden der Arlingtongegend waren gewöhnt zu warten, bis die

Ladeninhaberin die Suppe gesalzen oder das Brot aus dem Ofen genommen hatte.

Wiederum spendete das Glück unserer Familie ein schwaches Lächeln. Auf freundliche Erkundigungen pflegte mein Vater zu entgegnen: „Nu, es läßt sich leben." Aber ein Achselzucken schien zu ergänzen: „Mehr auch nicht." Bezeichnend für meine Stellung den Sorgen des täglichen Lebens gegenüber ist es, daß ich mich mit solchem Bescheid völlig zufrieden gab. Ich fühlte die Berechtigung, mich ganz der Eroberung meiner neuen Welt zu widmen. Wenn ich heute auf jene ersten kritischen Jahre zurückblicke, sehe ich mich immer wie ein Kind, das man ungebunden im Garten spielen, graben und Schmetterlinge jagen läßt. Allerdings traf auch mich von Zeit zu Zeit der Wespenstich der Familiensorge, aber ich kannte eine heilende Salbe; und das war mein Glaube an Amerika. Vater war hierher gekommen, um sich eine Existenz zu gründen. Das freie, freundliche, herrliche Amerika mußte ihm doch schließlich geben, was er suchte. Ich war gekommen, um eine neue Welt kennen zu lernen und verfolgte deshalb mein Ziel mit äußerster Beharrlichkeit. Wenn ich auf Entdeckungen auszog, wandte ich mich nur flüchtig um, um zu sehen, ob auch wirklich hinter mir noch alles in Ordnung sei, ob meine Angehörigen den Kopf noch über Wasser hätten.

Erst wenn ich in späteren Jahren, wo ich schon längst als Amerikanerin unter Amerikanern wandelte, unerwartet an Vergessenes gemahnt wurde, wenn ein Brief aus Rußland, ein Zeitungsartikel oder eine Unterhaltung in der Straßenbahn mir ins Gedächtnis rief, was aus mir hätte werden können, dann kam mir das Wunderbare zu Bewußtsein, daß ich, Maschke, die Enkelin Raffaels des Russen, geboren zu bescheidenstem Dasein, heimatberechtigt war in einer amerikanischen Großstadt, daß ich Freiheit hatte, mein Leben selber zu gestalten, ja, daß ich meine Träume englisch träumte. Aber anfangs beschränkte sich mein

Staunen auf sichtbare Verkörperungen der Herrlichkeit Amerikas, auf schöne Häuser, bunte Schaufenster, elektrische Bahnen, öffentliche Bauten, auf Illuminationen und Paraden. Meine ersten Briefe an meine Freundinnen in Rußland strotzten von prahlerischen Schilderungen meiner neuen Heimat. Kein echtes Kind Chelseas hätte mehr Freude und Stolz über alles, was es dort gab, empfinden können als ich. Auch ohne Trommeln und Pfeifen, ohne Umzüge am 4. Juli hätte sich in mir der Patriotismus entzündet. Selbst die alltäglichsten Beamten und Werkzeuge der Stadtverwaltung, wie zum Beispiel den Briefträger oder die Feuerspritze, betrachtete ich in tiefster Ehrfurcht. Ich weiß auch noch ganz genau, wie ich über die Leute dachte, die da behaupteten, Chelsea sei ein höchst langweiliges, rückschrittliches Nest, das überhaupt weder auf einen besonderen Namen noch auf eine gesonderte Existenz Anspruch erheben dürfte.

Den Höhepunkt meines Bürgerstolzes und meiner persönlichen Befriedigung erreichte ich, als ich an einem klaren Septembermorgen in die städtische Schule kam. Nie werde ich diesen Tag vergessen, und wenn ich so alt werden sollte, daß ich mich meines eigenen Namens nicht mehr erinnern kann. Den meisten Menschen bleibt zwar der erste Schultag ein denkwürdiges Ereignis, aber für mich verhundertfachte sich seine Bedeutung. Ich hatte gar zu viele Jahre warten, einen allzu langen Weg zurücklegen müssen, und meine Begierde war allzu groß.

Ich weiß, ich weiß: ich bewege mich in Extremen, rede in Superlativen. Ich wünschte einen andern Weg zu kennen, wie ich das Innenleben eines Einwandererkindes in den Jahren des Erwachens wiedergeben könnte. Mag ich auch an Schärfe des Blicks, an Fähigkeit kritisch zu vergleichen und an fast unnatürlichem Trieb zur Selbstbeobachtung eine Ausnahme gewesen sein, meine Gedanken und meine Stellungnahme gegen-

über amerikanischen Einrichtungen müssen als typisch gelten für ein intelligentes Einwandererkind. Was das Kind denkt und empfindet, ist nur ein Niederschlag der Hoffnungen, Wünsche und Ziele der Eltern, denen es über den Ozean gefolgt ist. Daran kann keine Altklugheit und keine noch so frühreife Selbständigkeit etwas ändern. Die Einwanderungsinspektoren können wohl von der Armseligkeit des Gepäcks, von der Leere der Taschen der fremden Ankömmlinge erzählen; von den hochfliegenden Träumen und Idealen hinter den schmutzigen Kaftanen, die ein hochaufgeschossener Einwandererjunge von zwölf Jahren, der in der ersten Schulklasse ehrfürchtig die ersten Buchstaben malt, zu schildern vermöchte, ahnen sie nichts. Bei den Juden wenigstens kann man getrost eine Probe auf meine Behauptung machen.

Wer geleitete mich an diesem ersten Tage zur Schule? Mit wem stand ich überwältigt von dem feierlichen Augenblick Hand in Hand vor dem Pulte der Lehrerin, um auf Vaters Wink meinen Namen zu flüstern? Nein, neben mir stand nicht Frieda. Und wir hatten doch bisher bei allen kindlichen Spielen treue Kameradschaft gehalten. Auch ihr Herz sollte an diesem Tage heftiger klopfen als sonst, aber andere Gefühle als meine waren schuld daran. Mein Herz schwellten Freude, Stolz und Ehrgeiz; in ihr rangen Sehnsucht und Verzicht. Mich brachte man zur Schule, in ein sonniges, freundliches Klassenzimmer, unter die Obhut einer ermunternd lächelnden Lehrerin, und sie in eine Werkstätte, in schlechte Luft unter Menschen mit verhärmten Gesichtern, unter die strenge Zucht eines Aufsehers. Unser Eintritt in die Schule bedeutete die Erfüllung von Vaters schönsten Hoffnungen. Friedas ganzer Anteil an diesem Glück war es, daß sie die Kattunkleidchen für meine kleine Schwester und mich schneiderte, in denen wir debütieren sollten.

Noch heute erinnere ich mich genau des Musters in dem grauen Festgewande, mit solcher Liebe habe ich es betrachtet,

als es damals an der Wand des Einweihungstages harrte. Und Frieda wird sich zweifellos auch noch seiner erinnern, denn mit viel Wehmut mögen ihre Blicke an den steifgestärkten Bahnen gehangen haben, als sie ihr beim Nähen durch die Finger glitten. Was sie aber auch gefühlt hat, gesprochen hat sie kein Wort davon. Über die Maschine gebeugt, summte sie eine Melodie aus der alten Heimat. In jeden einzelnen geraden, glatten Saum nähte sie vielleicht zögernd einen Traum der Kinderzeit ein. Aber mit größter Sorgfalt paßte sie die Schnörkelblumen des Musters aneinander. Und wenn sie hin und wieder in einem Gefühl berechtigter Auflehnung den Kopf hob, so neigte sie ihn doch schon im nächsten Augenblicke wieder, um einen Volant besonders schön zu kräuseln. Als dann der wichtige Tag erschien, und meine kleine Schwester und ich angezogen wurden, da strich Frieda noch eigenhändig den steifen Kattun zurecht, drehte mich um und um, sah, ob auch wirklich alles glatt und ordentlich saß, und kniete nieder, um hier und da einen letzten Heftfaden zu entfernen. Wenn sich in ihrem Herzen neben schwesterlicher Liebe und Stolz beim Abschied noch ein anderes Gefühl regte, dann war es höchstens die Empfindung ihres Verlustes, mit der sie sich nach Frauenart in ihr Schicksal ergab. Wir waren unzertrennliche Freundinnen gewesen, und jetzt gingen unsere Wege auseinander. Sie sah mir wohl sehnsüchtig, aber nicht neidisch nach. Sie gönnte mir vollauf, was ihr verschlossen blieb. Bis zu jenem Morgen waren wir beide Kinder gewesen. Jetzt hieß ihr Geschick sie erwachsen sein mit all den Sorgen einer Erwachsenen, während man mich auf das Frühlingsfest ungetrübter Kindheit zum Tanze schickte.

Ich wünschte, allein schon mir zum Trost, daß ich hier behaupten könnte, ich hätte einen Begriff gehabt von der Verschiedenheit unserer beiden Geschicke, von der Ungerechtigkeit des ihrigen und der Gunst des meinigen. Ich wünschte sagen

zu können, daß ich wenigstens flüchtig ernst darüber nachgedacht hätte. Aber zwischen uns beiden hatte von jeher ein Unterschied bestanden, der in keinem Verhältnis zu dem Unterschied unseres Alters stand. Ihre gute Gesundheit und hausfraulichen Neigungen machten sie in den Jahren vor unserer Auswanderung, als wir uns keine dienstbaren Geister mehr halten konnten, ganz natürlich zur rechten Hand meiner Mutter. Außerdem hatte sich in der Familie die Tradition gebildet, daß Mary die begabtere und flinkere sei, ihr Los also kein gewöhnliches sein werde. Frieda war die Stütze, Mary der Ruhm der Familie. Als ich dann gar als Putzmachergehilfin gänzlich versagte, während Frieda als Schneiderin glänzende Fortschritte machte, war das Urteil besiegelt. Noch vor unserer Ankunft in Boston war es eine ausgemachte Sache, daß Frieda auf Arbeit und ich in die Schule gehen sollte. In Anbetracht des Familienvorurteils gab es gar keinen anderen Weg. Niemand beabsichtigte eine Ungerechtigkeit. Der Gipfel von Vaters Hoffnungen wäre erreicht gewesen, wenn er alle Kinder ohne Benachteiligung hätte zur Schule schicken können. Aber dann hätte er in der Lage sein müssen, seine Familie allein zu erhalten. Er hatte sein möglichstes getan, war aber doch immer noch außerstande, uns allen Wohnung und Unterhalt zu gewähren. Es hieß also zusehen, daß die Kinder so rasch wie möglich selbständig würden. Die Wahl war kurz. Frieda war die älteste, kräftigste und geschickteste und hatte außerdem schon das gesetzliche Alter, um auf Arbeit gehen zu können.

Meinen Vater trifft also kein Vorwurf. Ganz nach den Gesetzen des Landes und dem Zwang der Verhältnisse teilte er die Güter der Welt unter seine Kinder. Ich habe nicht nötig, ihn zu verteidigen. Nur mich selbst möchte ich rechtfertigen, aber es gelingt mir nicht. Ich nahm die Bestimmungen für mich und meine Schwestern gedankenlos hin, fand alles, was man

zu meinem Vorteil plante, selbstverständlich. Ich war kein herzloses Ungeheuer, ich besaß nur einen stark ausgeprägten, kindlichen Egoismus. Wenn meine Schwester unglücklich gewesen wäre, hätte es mich sicher beunruhigt, und in der Erinnerung schäme ich mich, daß ich nie erwog, mit wie Wenigem sie sich doch eigentlich zufrieden geben mußte. Mein Glück beschäftigte mich dermaßen, daß ich ihre aufopfernde Haltung mir gegenüber, ihre reine Freude an meiner Freude gar nicht verstand. Sie sah nicht nur ohne Mißgunst zu, wenn man mich mit vollen Händen beschenkte, im Gegenteil sie bediente mich noch. Und ich nahm von ihr alles als schuldigen Tribut.

Vor meinem ersten Schulgang an jenem schönen Septembermorgen standen wir beide noch einen Augenblick lang auf der Schwelle unseres Hauses in der Arlington Street. Dann lief ich fort; Freude und Erwartung beflügelten meine Schritte. In meiner Blindheit erkannte ich nicht, daß der Ruhm dieses Tages ihr gebührte und nicht mir.

Vater brachte uns persönlich zur Schule. Nicht einmal dem Präsidenten der Vereinigten Staaten hätte er diese seine Mission anvertraut. Mit nicht geringerer Ungeduld als ich hatte er diesen Tag herbeigesehnt, und die Bilder, die ihn beseelten, als er mit uns in der Morgensonne durch die Straßen eilte, übertrafen wohl alle meine Träume. Vor drei Jahren, unmittelbar nach seiner Landung auf amerikanischem Boden, war er um seine Naturalisation eingekommen. Die weiteren Schritte hatte er mit gleichem Eifer getan, und so kam es, daß er sein Bürgerrecht so früh erhielt, als es gesetzlich irgend möglich war. Der Hunger seiner Familie hatte ihn aus der Heimat getrieben. Jetzt segnete er die bittere Notwendigkeit, die ihn dazu gezwungen. Die vielgerühmte Freiheit der Neuen Welt bedeutete für ihn mehr als das Recht zu wohnen, zu arbeiten und zu leben, wo es ihm gefiel. Für ihn bedeutete sie Freiheit, seine Gedanken auszu-

sprechen, die Ketten des Aberglaubens abzuschütteln, und ungehindert von politischer oder religiöser Tyrannei sein Leben zu gestalten. Er war noch jung, als er einwanderte, erst zweiunddreißig Jahre alt, aber er hatte sich den größten Teil seines Lebens gängeln lassen müssen. Ihn hungerte nach nie geschmeckter Selbständigkeit.

Drei Jahre schweren Ringens, bitterer Enttäuschungen waren bereits vergangen. Es war ihm nicht bestimmt, eine Existenz zu finden, selbst in Amerika nicht, wo doch schon der Tagelöhner Brot aus Weizen statt aus Roggen ißt. Es schien, als ob die amerikanische Flagge ihn nicht gegen die rächende Nemesis seiner beschränkten Fähigkeiten schützen konnte. Er mußte die Sünden seiner Väter, die jenseits des Meeres ruhten, büßen. Er war mit einer schwachen Gesundheit, einem nervösen, unsteten Temperament und einer Überfülle hemmender Vorurteile auf die Welt gekommen. Als Kind mußte er hungern, damit sich sein Geist mit nutzloser Gelehrsamkeit sättigen konnte. Der Jüngling mußte das teuer Erkaufte eintauschen gegen die äußersten Bedürfnisse des Lebens, zu deren Erwerb er nicht erzogen war. Unter dem Hochzeitsbaldachin fesselte man ihn an ein Mädchen, dessen Züge ihm noch fremd waren. Man gebot ihm, sich zu mehren, auf daß in seinen Söhnen zur Ehre des Gottes seiner Väter die heilige Weisheit sich weiterpflanze. Während all der Zeit war er ein willenloses Geschöpf, mußte er sich führen lassen wie ein Schlachttier, sich gebrauchen lassen wie ein Werkzeug. Als er reifer wurde, erwachte er. Er erkannte, daß er arm sei an Gesundheit, an Geld, arm an nützlichem Wissen, von allen Seiten beengt. Bei der ersten Gelegenheit entrann er seinem Gefängnis. In einem Leben voll nutzbringender Arbeit suchte er Ersatz für eine vergeudete Jugend. Und zugleich bemühte er sich, das Dunkel seiner winkligen Gelehrsamkeit durch das Licht moderner Ideen zu erhellen. Aber bei aller Anstrengung blieb

er weit vom Ziel. Kein Geschäft, nichts in aller Welt glückte ihm. Stets ließ ihn irgend ein Mißgriff, ein Versagen des Verstandes, ein Rückschlag seines unglücklichen Temperamentes da scheitern, wo andere Erfolge fanden. Wo auch immer der Fehler gelegen haben mag, er hatte Mißernte auf Mißernte. „Gib mir Brot!" rief er Amerika entgegen. „Sag, womit du es dir verdienen willst", war die Gegenforderung. Und er mußte einsehen, daß er keines Handwerks, keiner Kunst Meister war, daß selbst sein kostbares Wissen wertlos war, weil die ihm bekannten Methoden, es anzuwenden, gänzlich veraltet waren.

Die Erfüllung seiner ersten Forderung schlug fehl. Es blieb ihm also nur die geistige Freiheit als Entschädigung. Auf alle erdenkliche Weise mühte er sich um ihren Besitz. Aber er hatte nur wenig Gelegenheit, seine Bildung zu vervollkommnen, ein Werk, das ja in Wirklichkeit nie begonnen worden war. Der Kampf ums Dasein bot ihm nicht genug Zeit, die Vorteile der Abendschule zu genießen. Was sich dagegen durch Lektüre, durch Teilnahme an öffentlichen Versammlungen, in der Ausübung seiner Bürgerpflichten lernen ließ, das lernte er. Aber auch hier hinderte ihn noch eine angeborene Schwerfälligkeit fremden Sprachen gegenüber. Mit der Zeit kam er zwar so weit, daß er englisch lesen und einer Unterhaltung oder einem Vortrage folgen konnte, aber richtig schreiben lernte er nie, und bis auf den heutigen Tag hat seine Aussprache einen ungewöhnlich fremden Akzent.

Wenn ihm Bildung, Kultur, das höhere Leben überhaupt lichtspendende Quellen blieben, die er nur von ferne verehren konnte, so hatte er doch ein Mittel, sich ihnen wenigstens um einen Schritt zu nähern: er konnte seine Kinder zur Schule schicken. Sie sollten all das lernen, was ihm so begehrenswert erschienen. Er hatte für sie zum mindesten die Gemeindeschule, vielleicht auch eine höhere Unterrichtsanstalt; für eins oder das andere

möglicherweise die Universität. Seine Kinder sollten „studieren" können, sollten Bücher und denkende Menschen in sein Haus bringen. So konnte er doch wenigstens durch sie in die elysischen Gefilde freien Wissens gelangen. Aber ganz abgesehen von seinem Ich, er kannte für seine Kinder keinen sichereren Weg zu Fortschritt und Glück.

Mußte er uns da nicht mit einem Herzen voller Hoffnungen am ersten Tage zur Schule geleiten? Vor Eifer schritt er so weit aus, daß wir laufen und springen mußten, um mitzukommen.

Endlich standen wir vier vor dem Pult der Lehrerin. In seinem unmöglichen Englisch empfahl uns Vater ihrer Obhut. Sein Herz floß über, er mußte in ein paar gebrochenen Worten von seinen Hoffnungen für uns sprechen. Ich sage, glaube ich, nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß Miß Nixon etwas Ungewöhnliches an unserer kleinen Gruppe auffiel, etwas, das nicht in Zusammenhang stand mit den semitischen Gesichtszügen und dem schüchternen Verhalten. Meine kleine Schwester war bildhübsch in ihren frischen Farben, den kurzen blonden Locken. Ihre Augen, deren Blick man allerdings nur selten erhaschte, leuchteten wie Veilchen. Mein Bruder hätte ebenso gut ein Mädchen sein können, so engelhaft blühend war sein Gesicht, so weich und wellig sein schwarzes Haar, so zierlich geschwungen die Brauen. Mochte er sich auch in Erinnerung seiner ehemaligen Lehrer, die ihn mit dem Stecken erzogen hatten, insgeheim fürchten, vor der amerikanischen Lehrerin stand er froh und unerschrocken, ehrerbietig die Mütze in der Hand. Und neben ihm stand ein verhungert aussehendes kleines Mädchen mit brennenden Augen und mit schwarzem Kraushaar, so kurz, daß eine jüdische Braut nicht viel Staat damit hätte machen können.

Alle drei Kinder hielten sich besser, als der Durchschnitt der Einwandererkinder, die man zu Miß Nixon in die Schule brachte. Die Gestalt aber, die die meiste Aufmerksamkeit erheischte, war

der hochgewachsene Vater mit seinem tiefernsten Gesicht, seiner hohen Stirn, seinen nervösen, beredt gestikulierenden Händen und seiner vor Erregung zitternden Stimme. Dieser Mann, der seine Kinder zur Schule wie zu einer feierlichen Einsegnung geleitete, der zur Lehrerin der untersten Klasse so voller Ehrfurcht aufblickte, der in einem ganz gewöhnlichen Klassenzimmer von Visionen sprach wie ein Prophet, dieser Mann glich nicht den anderen Fremden, die ihre Kinder brachten, weil das Gesetz es so befahl. Er glich auch nicht den Vätern des Landes, die ihre ungezogenen Jungen auf dem ersten Schulgang begleiteten, froh, sie los zu werden. Miß Nixon, glaube ich, verstand, was meines Vaters bestes Englisch ihr nicht verraten konnte. Sie ahnte wohl, daß seine Abgabe unserer Aufnahmescheine an sie für ihn die Besitzergreifung Amerikas bedeutete.

Zehntes Kapitel.

Schulanfang.

Praktische Lehrmethoden für das Englische. — Zungengymnastik. — Meine Lehrerinnen. — Bedenken der jüdischen Schüler gegen das Vaterunser. — Mein Aufsatz über den Schnee wird veröffentlicht. — Miß Dillingham, meine liebste Lehrerin. — Ich bin der Mund derer, die vor mir lebten. — Meine ersten Reimereien. — Das erste Buch meiner Bibliothek. — Ins Progymnasium. — Der Stolz meines Vaters auf mich. — Geographie: ein dunkler Punkt in meinem Schulleben.

Es würde hier zu weit führen, wenn ich unter Heranziehung einer umfangreichen Schulstatistik die Zahl der Kinder angeben würde, die bei ihrem Schuleintritt im September nicht einmal die englischen Wochentage hersagen können und die doch schon Februar des neuen Jahres bereits zu Ehren Washingtons oder Lincolns, zwar mit fremdem Akzent, aber voll urwüchsigster patriotischer Begeisterung, Gedichte deklamieren. Man braucht

nur zu wissen, daß dieses Wunder in jeder Schule der Vereinigten Staaten, wo Einwandererkinder aufgenommen werden, hundert- und aber hundertmal geschieht. Es ist also nicht weiter erstaunlich, daß ich mich im Jahre 1894 unter dem Chelseaer Hundert befand. Ich gehörte zu den Älteren, hatte schon in Rußland allerdings unregelmäßigen Unterricht gehabt und besaß einen ungeheuer starken Lerneifer, der von Haus aus noch geschürt wurde.

Rein körperlich war ich keineswegs zu groß für die kleinen Bänke der untersten Klasse, aber geistig war ich dem, was gelehrt wurde, um sechs bis sieben Jahre voraus. So rückte ich denn, sobald ich verstehen gelernt hatte, was die Lehrerin sprach, in eine höhere Klassenabteilung auf. Das geschah schon nach der ersten Woche, die mich Miß Nixon in Händen hatte. Allein ich gönne meiner verehrten Lehrerin nicht den ganzen, ja nicht einmal den halben Ruhm meines raschen Fortschritts. Ich muß ihn nach ihr teils meiner Rasse, teils meiner Familie zuerkennen. Ich war Jüdin genug, um Sprachtalent im allgemeinen und strenges Pflichtgefühl für meine Aufgaben mitzubringen, und ich war Antin genug, um mit sicherem Gefühl bei einer Lektion schon den Gehalt der nächsten vorauszuahnen, was mich natürlich mit Windeseile vorwärtsbrachte. Die Theorie, welche der Leseunterricht befolgte, könnte selbstverständlich nur die Lehrerin hier angeben. Ich kenne nur die Praxis, und die war so einfach, daß ich wünschte, man lehrte anderwärts so die Gottesgelahrtheit.

Wir waren ein halb Dutzend Anfänger im Englischen zwischen dem sechsten und fünfzehnten Lebensjahre. Miß Nixon trennte uns von den anderen. Mit äußerstem Geschick und unermüdlich half sie uns bei den ersten mühevollen Versuchen, und immer eifriger wandten wir Seite um Seite der Fibel. Wir wollten wissen, wie das, was wir in der fremden Welt sahen, hörten und empfanden, in der fremden Sprache lautete. Die Lehrerin fand stets den rechten Augenblick, wo sie uns einander in der

Muttersprache (wir waren zufällig alle Juden) ohne Nachteil aushelfen lassen durfte. Und so legten wir in gemeinsamer Arbeit tatsächlich in einer Stunde größere Strecken Wegs zurück als die in der einheimischen Abteilung, die allerdings auch nur aus den ganz Kleinen bestand.

Aber bei dem bestimmten Artikel (the) blieben wir beinahe stecken. Es kam vor, daß wir stundenlang nichts als Lautgymnastik trieben. Fast schien es, als ob wir uns die Zungen abbeißen wollten. Miß Nixon war sehr hübsch, und sie muß reizend ausgesehen haben, wenn sie bei den Übungen ihre blendend weißen Zähne zeigte. Ich war viel zu ernst bei der Sache, als daß ich Zeit gehabt hätte, ihr Aussehen zu bewundern. Ich freute mich nur über ihr beifälliges Lächeln, wenn ich gut ausgesprochen hatte. Aber jetzt nach fünfzehn Jahren will es mir scheinen, als ob sie ihre unerschöpfliche Geduld bei unserem Ringen mit dem bösen kleinen Wort recht gut gekleidet habe. Jedenfalls ist es nicht ihre Schuld, wenn einer von uns das schreckliche englische th heute noch summend oder zischend ausspricht.

Half mir eine Lehrerin, wenn mir irgend etwas besonders schwer fiel, dann war ich ihr im Stillen von Herzen dankbar. Daß sie die Stunde unterbrach, um mir beizustehen, darin sah ich einen solchen Beweis von Liebe, daß ich wiederlieben mußte. Miß Carrol, meine Lehrerin in der zweiten Klasse, wäre sicher über die Kleinigkeiten erstaunt, deren ich mich doch nur noch erinnere, weil ihre freundliche Hilfsbereitschaft damals einen so tiefen Eindruck auf mich machte.

Einmal fragte Miß Carrol, während sie mich fest ansah:

„Wenn John drei Äpfel hat und Charlie zweimal so viel, wieviel Äpfel hat dann Charlie?"

Ich hob die Hand.

„Fräulein, ich weiß nicht, was „zweimal" heißt."

Da winkte sie mich heran, flüsterte mir die Bedeutung des rätselhaften Wortes ins Ohr, und ich konnte das Resultat richtig hinschreiben. Für sie war es etwas Alltägliches, für mich bedeutete es einen Akt besonderer Freundlichkeit, der seine Wirkung nicht verfehlte.

Die Lehrerin der nächsten Klasse wurde mir eine so liebe Freundin, daß ich sie fast nicht in einem Atem mit den mir doch auch keineswegs gleichgültigen anderen nennen möchte. Ihr Lob war mir stets wert, anfangs weil sie die Lehrerin war und später, weil sie ihr Leben lang „meine" Miß Dillingham blieb. Es war also mein größter Kummer, daß ich kurz nach meinem Eintritt in ihre Klasse zum ersten und mit einer Ausnahme zum letzten Male während meiner Schulzeit bestraft wurde.

Die Klasse wiederholte mit gesenkten Köpfen im Chor das Vaterunser. Ich stimmte nach Kräften ein, kam aber in Gedanken nicht über das Wort „geheiligt", dessen Sinn ich nicht verstand, hinweg. Mitten im Gebet trat mich ein kleiner, jüdischer Junge über den Gang weg auf den Fuß, um meine Aufmerksamkeit zu erregen. „Das darfst du nicht sagen," flüsterte er feierlichst, „das ist christlich". Ich antwortete im Flüsterton, daß es nicht wahr sei, und betete mit bis zum Amen. Er mochte zwar recht gehabt haben, aber erstens kam der Name Christus gar nicht vor, und zweitens mußte ich doch mittun, was die Klasse tat. Wenn ich irgendwelche jüdische Bedenken hatte, so traten sie bei mir doch weit zurück hinter den Interessen der Schule. Echt amerikanisch: zwei Schulkinder, Seite an Seite in einer Klasse, jedes festhaltend an seiner Meinung, und doch beide sich dem gemeinsamen Gesetz fügend. Denn auch der Junge senkte wenigstens den Kopf, wie man es ihn geheißen.

Miß Dillingham hatte nun zwei ihrer Schüler während der Morgenandacht mit einander flüstern sehen und mußte sie bestrafen. So wurde ich denn von der ersten Reihe auf die letzte

versetzt, und es dauerte lange, bis ich dem jugendlichen Missionar verzieh. Daß er die gleiche Strafe wie ich erhielt, war meiner Rache nicht genug. Man hörte unser beider Verteidigung natürlich an, aber nach Miß Dillinghams Ansicht gab es für religiöse Auseinandersetzungen bessere Zeit und geeignetere Orte. Das sollten wir uns einprägen, sagte sie.

Ich erinnere mich noch meines gemeinsam mit Miß Dillingham erfochtenen Sieges über das Wort „water". Es schien mir, als sollte ich das nie aussprechen lernen. Immer wieder sagte ich „vater". Geduldig arbeitete sie mit mir, erfand besondere Lippenübungen für mich, bis ich glücklich die Worte „village" und „water" trotz rascher Aufeinanderfolge auseinanderhalten konnte. Der Kampf war gewonnen, und die Lehrerin zufrieden.

Eine Sprache sich so Wort für Wort anzueignen, hat einen Reiz, der manchen Nachteil aufwiegt. Es ist nicht anders, als wenn man Blume für Blume zu einem Strauße pflückt. Steht der Strauß dann im Zimmer, erinnert man sich wohl beim Anblick der Astern der ganzen festlichbunten Flammenpracht unten am Zaun, ruft sich bei den gelben Stiefmütterchen das samtene Leuchten unter dem Fenster ins Gedächtnis. Ein einziges Jelängerjelieberzweiglein trägt den Duft ganzer Büsche, die draußen vor der Tür den Bienen ihre Fülle bieten. Der ganze, große Garten erblüht aus einem Wasserglas. Auch einzelne Worte verbinden sich im Geiste dessen, der sie liebevoll gesammelt, mit bestimmten Erinnerungsbildern. Und so könnte ich eine Geschichte meines englischen Wortschatzes schreiben, die gleichzeitig eine Geschichte meines Tun und Treibens, meiner Niederlagen und Triumphe während jener Lernjahre bedeutete.

Und wenn ich eifrig und fleißig war, so schliefen meine Lehrerinnen auch nicht. Sobald es meine englischen Kenntnisse irgend erlaubten, versetzten sie mich ohne Rücksicht auf den ge-

wöhnlichen Beförderungsgang. Mein Vater hatte im Hinblick auf meine Zukunft oft gesagt, daß Tüchtigkeit in den Gemeindeschulen sofort anerkannt würde, und er sollte Recht behalten. Trotz meiner günstigen Vorbedingungen blieben doch auch die anderen Schüler nicht gar so weit hinter mir zurück. Sie saßen am Schlusse des Jahres höchstens ein oder zwei Klassen unter mir. Sogar mein Bruder, dessen Kinderzeit eigentlich dank einem stumpfen Rebbe, der ihn unter der Fuchtel hielt, und dank der allgemeinen Unterdrückung, wie sie im Ghetto zu herrschen pflegt, ein einziger böser Traum gewesen, überraschte meinen Vater durch die Fortschritte, die er jetzt unter der freundlichen, verständnisvollen Anleitung machte. Ja, bald genoß er in der Schule einen Ruf, um den ihn die amerikanischen Jungen beneiden konnten. Und während all der Jahre gab er seinen gleichaltrigen Schulkameraden zum mindesten nichts nach. Das mag genügen, um den Unterschied zwischen richtiger und falscher Unterrichtsweise zu illustrieren.

Aber ich besitze noch einen Beweis für die Schnelligkeit meiner ersten Fortschritte im Englischen, der mehr sagt als alle noch so klare und entschiedene Erinnerung. Aus mannigfachen Gründen will ich ihn hier heranziehen, weil daraus deutlich hervorgeht, wie ein russischer Jude eine fremde Sprache zu handhaben versteht, dann, weil er die Sorgsamkeit der oben genannten Lehrerin beleuchtet, und schließlich, weil ich stolz darauf bin. Dies Geständnis war nun zwar nicht gerade unbedingt nötig, aber es wäre ungerecht, wenn ich meine Eitelkeit über meine Leistung verschwiege, wo ich doch einmal von Ehre spreche.

Hier folgt das Beweisstück. Ich habe es mir aus einer halb zerrissenen Nummer einer Schulzeitschrift, die vor mir auf dem Schoß liegt, abgeschrieben. Meine Eitelkeit hatte sie fünfzehn Jahre aufbewahrt.

An den Herausgeber der „Primary Education".

Beifolgendes ist der unkorrigierte Aufsatz eines russischen Mädchens von zwölf Jahren, das erst seit vier Monaten englischen Unterricht empfangen hat. Vor vergangenem September hatte es nie, auch in Rußland nicht, eine Schule besucht und seither auch außerhalb der Schule kein Englisch gesprochen. Es würde mich sehr freuen, wenn der Aufsatz meiner Schülerin nebst meiner Erklärung in Ihrem Blatte erscheinen könnte.

Chelsea, Mass. M. S. Dillingham.

Der Schnee.

Der Schnee ist gefrorenes Wasser, das aus den Wolken kommt.

Heute fällt der Schnee in flaumigen Flocken zur Erde und läßt sich zu schönen Schneebällen ballen. Aber es gibt auch noch eine andere Art Schnee. Diese Art Schnee nennt man Schneekristalle, weil er in kleinen zackigen Sternen zur Erde fällt. Aus den Schneekristallen lassen sich nicht so schöne Schneebälle machen, denn sie (die Schneekristalle) sind trocken. Darum bleiben sie nicht so leicht aneinander haften wie die flaumigen Flocken.

Viele Kinder haben den Schnee gern, weil sie dann Schlitten fahren können.

Wie ich schon gesagt habe, kommt der Schnee aus den Wolken.

Jetzt sind die Bäume kahl, und auf den Feldern und im Garten sind keine Blumen mehr zu sehen (warum wissen wir alle). Die ganze Welt scheint zu schlafen ohne den fröhlichen Gesang der Vöglein, die uns bis zum Frühling verlassen haben. Aber der Schnee, der alle diese hübschen und fröhlichen Dinge vertrieben hat, will uns, glaube ich, doch nicht unglücklich machen. Er bedeckt darum die Zweige der Bäume, die Felder und Gärten und Häuser. Und die ganze Welt hat ein wunderschönes, weißes

statt grünes Kleid an, und mit einem blassen Gesicht sieht der Himmel herab.

So können die Menschen auch daran Freude haben, ohne den fröhlichen Sommer.

Mary Antin.

Jetzt wo es hier vor mir steht, gezeichnet mit meinem Namen, schäme ich mich fast meines törichten Geschreibsels. Mehr wert als alles Lob, das ich durch die Bemeisterung von fünfzig Sprachen erringen könnte, ist mir die Erinnerung, die diese ersten Stilversuche mit dem Bilde meiner lieben Freundin und Lehrerin verknüpft. Es ist mir eine ganz besonders tiefe Freude, wenn ich daran denke, daß ich mein erstes Erscheinen im Druck ihr zu verdanken habe. Unter den Gefühlen, die ich hatte, als sie mich eines Tages nach Schulschluß an ihr Pult rief und mir meinen Aufsatz — Worte, die ich selbst geschrieben, selbst gedacht — in klaren Lettern, mit meinem Namen darunter, zeigte, war Eitelkeit vielleicht das schwächste. Nie zuvor war mir etwas so Wunderbares begegnet. Mein ganzes Sein erfuhr eine Umwandlung. Ich glaube, in dieser Stunde wurde ich zur Schriftstellerin. Geschrieben hatte ich immer gern — wenn ich nur den geringsten Anlaß finden konnte, schrieb ich Briefe — aber es wäre mir nie eingefallen, mich hinzusetzen und meine Gedanken ohne Hinblick auf einen Empfänger, nur um sie auf Papier zu bringen, niederzuschreiben. Nun aber, wo ich in seliger Verwirrung meine eigenen Worte las, wurde diese Idee geboren. Ich starrte meinen Namen an: Mary Antin! War denn das wirklich ich? Gedruckt erschien er mir plötzlich ganz fremd. Wenn es nun aber wirklich mein Name war, wenn es die Worte waren, die ich selbst geschrieben, welche Bedeutung hatte dann dies gedruckte Blatt Papier, das Miß Dillingham in der Hand hielt, für mich? Es hieß, daß ich auch etwas anderes schreiben konnte, das ge-

druckt und von fremden Leuten gelesen werden konnte. Vieles, vieles konnte ich schreiben, ja, schließlich auch ein Buch! Dieser Gedanke war so ungeheuer, so überraschend, daß ich ihn kaum zu erfassen vermochte.

Was meine Lehrerin zu mir gesagt hat, weiß ich nicht mehr. Viel war es vermutlich nicht. Es war nun einmal nicht ihre Art, viel Worte zu machen. Sie sah mich nur an und verließ sich darauf, daß ich ihren Blick verstand. Eines Tages schalt sie mich, daß ich zu viel in der Stube hockte. Ich sollte mehr an die Luft gehen. Sie war nicht die erste, die mich deshalb zur Rede stellte, aber bisher hatte ich immer nur lachend erwidert, daß ich mich bei meiner Lebensweise viel zu glücklich fühlte, um sie zu ändern. Jetzt, wo Miß Dillingham mit mir darüber sprach, sah ich die Sache in einem anderen Lichte. Und doch hatte sie nur ein paar Worte gesprochen. Aber ihr Lächeln, das kaum noch ein Lächeln war, sagte das übrige. Ein andermal tat sie eine Frage an mich, die mein Leben bis ins tiefste berührte. Sie stellte die Frage und schwieg. Aber ich wußte, welche Antwort sie erwartete, und da ich sie nicht geben konnte, ging ich traurig und niedergeschlagen von dannen. Erst viele, viele Jahre später fand ich die Antwort, aber da konnte ich sie ihr leider nicht mehr geben, sonst würden mich ihre Augen aus ihrem Bilde vor mir wohl nicht mehr mit dem leisen Vorwurf ansehen.

Eigentlich müßte ich jetzt zurückblättern und wieder ausstreichen, was ich über meine Eitelkeit geschrieben habe. Denn welchen Grund zur Eitelkeit hat wohl ein Mensch, der bei jedem Schritt liebevoll ermuntert und ermutigt werden muß? Nicht einmal mein Talent habe ich selber entdeckt. Zu allererst, noch in der Heimat, kam mein Vater, und dann kam meine Freundin in Amerika darauf. Habe ich denn eigentlich etwas anderes niedergeschrieben, als was sie mir eingaben? Ich bin die Enkelin eines Mannes, der einst mit einem halblahmen Gaul durch die

einsamen Ebenen Rußlands zog, der ein Stück trocken Brot aß, wenn er im Schatten einer Eiche rastete, und dessen Herz ein tiefes Staunen über die Unendlichkeit der Stille ringsumher füllte, wenn eine fallende Eichel plötzlich die Ruhe störte. Ich bin die Tochter eines Vaters, der sich wohl manches Mal an einem gar zu langen Festtag aus der Synagoge stahl, um sich im sonnenwarmen Grase auszustrecken und sich in Träume zu verlieren, die ihm die Welt der Wirklichkeit als Traum erscheinen ließen, wenn er in sie zurück mußte. Was bleibt denn mir zu tun, die ich nicht über Land zu reisen, nicht uralte Weisheit auszulegen brauche, anderes übrig, als meines Großvaters Staunen und meines Vaters Träume in Worte zu bringen? Ich bin der Mund derer, die vor mir lebten, so wie die, die nach mir kommen, meinen unausgesprochenen Gedanken Stimme verleihen werden. Wem gebührt also das Lob, wenn mein Lied schön, wenn meine Verkündigungen wahr sind?

Ein anderer ist kaum so überwacht, so verhätschelt worden, ist kaum so von einer hilfreichen Hand zur nächsten gewandert wie ich. Niemals war ich ohne Freunde. Sie tauchten allerorten vor mir auf, als hätten sie nur auf mein Kommen gewartet. Nachdem mir die Wiedergabe von Miß Dillinghams Erzählung vom Schnee so gelungen war, wollte sie natürlich sofort wissen, ob ich nicht noch mehr könnte. So fragte sie mich denn bei Gelegenheit, ob ich je schon ein Gedicht gemacht hätte. Ich hatte es noch nie getan, aber ich ging sofort nach Haus und versuchte es. Es handelte sich, glaube ich, wieder um den Schnee. Daß es miserabel war, weiß ich noch. Wenn ich es noch besäße, würde ich gerne eine Abschrift geben, damit man sähe, daß mein Urteil nicht zu hart ist. Ja, es war miserabel, viel, viel schlechter als die gewöhnlichen Reimereien von Kindern, um die man sich nicht halb so viel gekümmert als um mich. Miß Dillingham ließ sich dennoch nicht entmutigen. Sie erkannte sofort, daß ich

von Metrik keine Ahnung hatte, und gab mir unverzüglich ihre Lehren. Wir lasen zusammen ellenweise Poesie, lange, glatte Verse, deren Melodie zwingend war, meist Longfellow. Und wenn ich dann nach Haus kam, setzte ich mich hin und dichtete wieder in unserem Hinterhof den Schnee an. Aber als Miß Dillingham mir die Verse vorlas, da hinkten und holperten sie. Von Versmaß war überhaupt nichts zu merken.

Endlich kam mir die Erleuchtung. Ich sah, wo mein Fehler lag. Ich hatte geglaubt, daß eine Strophe richtig sei, sobald die Verse nur gleiche Silbenzahlen aufwiesen, und hatte mich also gar nicht um die Betonung gekümmert. Aber jetzt wußte ich's, jetzt konnte ich auch Gedichte machen. Gottlob schmolz endlich der ewige Schnee; die Pfützen trockneten unter der Frühlingssonne, das Gras auf den Wiesen grünte, und ich dichtete und dichtete. Hätte ich doch nur noch eine Probe von diesen Frühlingsrhapsodien, von diesem größten Schund, den je ein Kind verbrochen hat. Die kleine, rothaarige, sommersprossige Lizzie Mc Dee, die auch wochentags stets eine Sonntagsmiene aufsetzte und die eine Klasse unter mir saß, konnte es wahrlich besser. Wir verglichen immer unsere Gedichte. Wenn ich mich auch nicht erinnere, daß ich je den Anstand gehabt hätte, ihr ihre besseren Leistungen offen zuzugeben, so weiß ich doch noch genau, wie ich mich im stillen gewundert habe, weshalb die Lehrerinnen stets mich statt ihrer nach der Schule zurückbehielten und sich so um meine Kunst mühten. Aber so ist es mir stets gegangen. Immer quälten sich andere mit mir ab.

Selbst wenn man mein Alter, meine späte Bildung und sprachliche Unbeholfenheit bei der Beurteilung in Betracht zieht, läßt es sich doch nicht leugnen, daß ich nie einen guten Vers zustande gebracht habe. Anderer Leute Verse laß ich gern. Ich genoß die Halbstunden mit Miß Dillingham in vollen Zügen auch ganz abgesehen von meinem jungen Ehrgeiz, Schriftstellerin

zu werden. Man kann sich also wohl meine Freude vorstellen, als mich Miß Dillingham eines Abends, ehe sie ihr Pult zuschloß, mit einem Band Gedichte von Longfellow beschenkte. Es war nur ein schmächtiges Auswahlbändchen, aber mir war es ein unerschöpflicher Quell. Es war das erste Buch, das ich in meinem Leben in Besitz bekam. Schon allein das Bewußtsein seines Eigentums war ein Schatz. Und dazu kam, daß ich das Buch längst kannte und liebte. So brachte Miß Dillingham, meine erste Freundin in Amerika, nicht nur zuerst meinen Namen in Druck, sondern schuf auch den Anfang zu meiner Bibliothek.

Mitte des Jahres rückte ich in das sogenannte Progymnasium auf. Da erst schwebte ich in Wolken. Denn nun, sagte ich mir, war ich kein kleines Schulmädchen mehr, das nichts als Lesen und Schreiben lernt, ich war eine Jüngerin der Weisheit. Ich sollte ja Außerordentliches lernen, Dinge, die mit dem Alltag nichts zu schaffen hatten, die man nur der Wissenschaft wegen lernte. Wenn ich des Nachmittags so mit dem schweren Schulatlas unter dem Arm nach Hause wanderte, glaubte ich, daß die ganze Welt auf meine Schritte horchen müßte. Manchmal schleppte ich mein ganzes Pult voll Bücher mit nach Hause, nicht etwa, weil ich sie brauchte, sondern nur, weil es mir ein Vergnügen machte, sie zu tragen, und ich es gern hatte, wenn mich die Leute mit Büchern bepackt sahen. Ich trug sie als Abzeichen meiner Würde und war stolz darauf. Ich mußte zurückdenken an die Zeit in Witebsk, wo ich mit neidischen Blicken meinem Vetter Hirschel auf seinem Schulweg nachgeschaut hatte. Jeder Faden seiner Uniform, jedes zerfledderte Schreibheft hatte damals in meinen Augen einen feierlichen Glanz. Und nun war ich ihm gleich, ja, ich war mehr noch als er, denn ich konnte Englisch, konnte sogar englische Verse machen.

Wenn mir diese Zeit nicht den Kopf verdrehte, dann lag es daran, daß ich vom frühen Morgen bis zum späten Abend

zu tun hatte. Mein Vater tat jedenfalls sein möglichstes, mich närrisch und eingebildet zu machen. Er lobte mich vor jedem Besucher, prahlte ihm von meinen Fortschritten in der Schule, von meinen hohen Freundinnen, den Lehrerinnen. Denn in seinen Augen waren Schullehrerinnen mehr als nur gewöhnliche Sterbliche. Sie waren Wesen, erhoben über den Durchschnitt der Menschheit in ihrer Gelehrsamkeit und Hingabe an ein Ideal. Daß eine Lehrerin oberflächlich, kleinlich oder gar geldgierig sein könnte, hätte man ihm damals vergeblich einzureden versucht. Und er hatte recht. Leider kam später eine Zeit, wo die Erkenntnis, daß es auch in Amerika Reformbedürftiges gab, ihn in das gegenteilige Extrem verfallen ließ. In seinem Pessimismus erklärte er dann, die ganze Gesellschaft und Regierung in Amerika sei nicht einen Heller wert.

Lehrerinnen dieser Art waren es, die auch in unser Haus in der Arlington Street kamen. Mein Vater rühmte sich also nicht mit Unrecht einer Auszeichnung, wenn sie über seine Schwelle traten. In unserem Kreise war der Besuch der Lehrerin in ihrer schmucken und doch schlichten Kleidung etwas Ungewöhnliches, und ich glaube kaum, daß die Unterhaltungen, die wir in unserem kahlen, kleinen „Salon" über dem Laden führten, von unseren Hausnachbarn hätten verstanden werden können.

In der höheren Schule war der Unterricht nicht minder gut als in der Vorschule. Ich möchte beinahe behaupten, daß er im großen und ganzen den Idealen, die man damals vom öffentlichen Unterricht überhaupt hatte, entsprach. Nur in Erinnerung an unsere Geographiestunden möchte ich behaupten, daß sich hier noch reichlich Gelegenheit zur Reform am Stoff sowohl, wie an der Methode bot. Aber ich erinnere mich auch, daß Lehrerinnen, zum mindesten eine in Chelsea, das damals schon erkannt haben. Acht Jahre später begegnete ich der Betreffenden in einer großen Universität, anläßlich eines Ferien-

kurses für Lehrerinnen, die mit dem Fortschritt der Pädagogik in Fühlung bleiben wollten. Heute lernt man Geographie gewiß nicht mehr nur von der Landkarte. Fünfzehn Jahre sind ja schließlich Zeit genug zum Fortschritt.

Als ich im Progymnasium in die unterste Klasse kam, waren mir die anderen um ein halbes Jahr voraus. Aber es dauerte nicht lange, bis ich mir meinen Platz unter den Ersten gesichert hatte. In allen Fächern, Geographie ausgenommen, kam ich in der Tat vorwärts. Ich überholte die Jüngeren in Rechnen, Rechtschreibung, Lesen und Aufsatz. Nur in der Geographiestunde blendete ich ohne eigentliche Kenntnisse. Meine Lehrerin konnte das nicht ahnen, denn ich hielt jeder Stichprobe stand.

Die erste Stunde handelte über Chelsea. Das war richtig. Geographie sollte überhaupt ganz wie die Liebestätigkeit stets mit dem Nächsten beginnen. Der Text des Schulbuches behandelte in einigen Paragraphen Lage, Ausdehnung, Umgebung sowie die Industrien der Stadt, wobei etwas Lokalgeschichte mit unterfloß. Wir sollten das alles auswendig lernen, um es am nächsten Tage in einem Extemporale niederschreiben zu können. Ich kam nach Hause und lernte, — lernte jedes Wort des Textes, jedes Komma, jede Fußnote. Die Lehrerin unterschrieb meine Arbeit mit 1a. Eigentlich war schon 1 die höchste Zensur. Da aber mein Werk einfach vollkommen war, stellte sie es auf eine Stufe für sich. Sie gab es sogar in der Klasse herum und machte einige Bemerkungen über den Fleiß, mit dem man binnen einer Woche Schüler mit einem halbjährigen Vorsprung überholen könnte. Ich nahm das alles mit größter Bescheidenheit hin, ohne doch im mindesten daran zu zweifeln, daß ich ein überaus gescheites Mädchen und zudem auf dem besten Wege sei, hochgelahrt zu werden. War ich nicht sogar in dem schweren Fach der Geographie „ausgezeichnet"?

In Wahrheit stand es anders. Die Worte, die ich so getreu

hatte niederschreiben können, hatten für mich ungefähr den gleichen Sinn wie die hebräischen der Psalmen, die ich früher singen mußte. Die Stadt Chelsea wie die Welt im allgemeinen stellte sich in meinem Hirn als große, ebene Fläche ähnlich einer Stadtwiese dar, eng begrenzt von Norden, Süden, Ost und West, wie ein Bild von seinem Rahmen. Ein Blick auf die Landkarte brachte mich in höchste Verwirrung. Es wollte mir nicht gelingen, den Zusammenhang zwischen dem Bild und den Erklärungen zu entdecken. Bei Worten fühlte ich mich sicher. Ich konnte sie in ganz beliebiger Zahl auswendig lernen, und es tauchte dann auch aus dem Wirrwarr hin und wieder einmal eins mit einem Sinn für mich hervor. Chelsea, las ich, sei an allen Seiten umschlossen — das Wort „umschlossen" erregte meine Phantasie — von lauter Dingen, denen ich bei meinen Spaziergängen nie begegnet war. Also malte ich mir die genannten Grenzen aus als eine mannshohe, starke Mauer, in deren Bereich zu liegen sich der Fluß und die Nachbarorte Everett, Revere und andere außerordentlich freuten, während die übrige Welt nur neidisch durch ein Guckloch spähen durfte. Im Mittelpunkt dieses Paradieses sah ich Schornsteine von Pianofortefabriken — oder waren es Schuhfabriken — stolz in die Lüfte ragen. Die Bevölkerung spazierte unaufhörlich auf und nieder, bei jedem Schritt begrüßt von dem Lächeln der Insassen des Soldatenheims oben auf Powderhorn Hill.

Teilweise mag der Fehler wohl bei mir gelegen haben, denn ich setzte alles, was ich sah, sofort in Bilder um. Teilweise muß es auch darin gelegen haben, daß ich nicht Zeit genug gehabt hatte, die allgemeinen Definitionen und Erklärungen in der Einleitung des Buches zu verdauen. Wenn ich aber daran denke, wie es mir bis ans Ende meiner Schulzeit mit der Geographie ging, kann ich mir doch wirklich nur sehr wenig Schuld beimessen. Allmählich gelang es mir zwar, das Symbolische einer Apfelsine, die

sich auf einem Stricknadelkopf drehte, mit den tatsächlichen astronomischen Erscheinungen in Einklang zu bringen, aber es dauerte lange Jahre, ehe mich ein Meister seines Faches von meinem Mißtrauen gegen Landkarten als die Abbilder der Erde heilte. Selbst heute noch überrasche ich mich manchmal bei diesem Jugendfehler, noch heute sehe ich hin und wieder eine geographische Karte aufgebaut auf dem Skelett zweier gekreuzter Pfeile, die mit ihren Spitzen die vier Weltenden festnageln, und fühle mich versucht, wenn ich eine bestimmte Himmelsgegend suche, mich mit dem Gesicht nach Norden auf die Erde zu legen und die Arme gen Ost und West auszustrecken.

Wir begannen die Geographie mit dem Symbolischen und kamen nicht darüber hinaus. Niemand, mit Ausnahme des genannten Lehrers, nahm sich je die Mühe, festzustellen, ob wir auch begriffen hatten, wofür die Symbole standen. Neben dem Studium des Atlas beschäftigte man uns ausschließlich mit Statistik, mit Bevölkerungs-, Ausfuhr-, Einfuhr- und Industrietabellen, mit klimatischen Skalen, Maßziffern von Flüssen, Bergen und Ländern nebst Listen der entsprechenden Mineralien, Pflanzen und so weiter. Das einzige, was mich bei dem ganzen Gegenstande reizte, war die Beschreibung fremder Länder und der Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Von den Beziehungen der Physiographie zur Geschichte der Menschheit — dem eigentlichen Wert der Geographie — hörten wir kaum ein Wort; meist wurde es ganz übergangen. Die Wirkung solch falscher Unterrichtsmethode wird am deutlichsten illustriert durch die erstaunte Frage, die ein junger Student einmal an seinen Professor für Geologie richtete, woher es eigentlich käme, daß alle großen Flüsse und Häfen des Atlantischen Tieflandes in der Nähe großer Städte lägen! Eine kurze Einführung in die Elemente der Kartographie, ein klein wenig Übung im Gebrauch des Kompasses, eine topographische Karte des Stadtgeländes, ein einziger

Ausflug mit einem guten Plan hätten an Stelle papierener Gespenster die Vorstellung einer wohlgerundeten Erde in meinen Kopf gebracht, hätten den einzigen dunklen Punkt in meinem Schulleben ausgelöscht.

Elftes Kapitel.

„Mein Vaterland."

Das Leben Washingtons. — Der große Mann ist mein Landsmann und Mitbürger. — Träume von der amerikanischen Revolution. — Ich habe jetzt ein Vaterland. — Mein Gedicht zu Ehren Washingtons. — Sein besonderer Sinn für die Juden. — Ich gehe mit meinem Gedicht auf die Redaktionen. — Es wird angenommen. — Meines Vaters Stolz über dieses Ereignis. — Meine Kollegin im Dichten erleidet eine Niederlage. — Ich werde als Musterschülerin vorgeführt, was keine ungetrübte Freude ist.

Die Schule erfüllt ihre vornehmste Aufgabe uns Fremden und somit dem eigenen Lande gegenüber, wenn sie uns zu guten Amerikanern erzieht. Ich kann zu meiner Freude die Vollziehung dieses Wunders wenigstens in meinem Falle schildern. Jeder Amerikaner müßte sich freuen, wenn er davon hört, denn er hört gleichzeitig die Geschichte vom Wachstum seines Landes, vom Zustrom seiner Brüder und Schwestern aus aller Welt unter die geliebte Flagge, von der Rekrutierung der Armee seiner Arbeiter, Denker und Führer. Und alle die Adoptivkinder Amerikas, die mit mir gleiches erlebt, werden sich freuen, denn sie werden das Echo ihrer eigensten Empfindungen, ihres Staunens und ihrer Begeisterung in meinen Worten wiederfinden.

Ich bin auf die Frage gefaßt, wie lange es dauert, bis man Amerikaner wird. Nach anderthalb Schuljahren saß ich in der sechsten Klasse. Kurz nach den Weihnachtsferien begannen wir die Lektüre vom Leben Washingtons, nachdem wir vorher einen

Überblick über die Revolution und die ersten Jahrzehnte der Republik bekommen hatten. Da schien mir all mein bisheriges Wissen eitel. Das Lesebuch, das Rechen- und Liederbuch, die mich so lange entzückt hatten, sanken herab zu nüchternen Übungsbüchern, zu Werkzeugen, mittelst derer man sich den Weg zur Quelle geistiger Offenbarung zu bahnen vermochte. Wenn die Lehrerin aus dem großen Buch mit den vielen Lesezeichen vorlas, dann saß ich, die Hände fest auf meinem Pult gefaltet, regungslos auf meinem Platze. Ich hielt den Atem nur mit Mühe an, um den Seufzer der Enttäuschung zu ersticken, wenn die Lehrerin die Seiten zwischen den Lesezeichen überschlug. Wenn später die Schüler selber lasen, und ich an die Reihe kam, zitterte meine Stimme und das Buch bebte in meiner Hand. Es gelang mir nicht, den Namen George Washington ohne vorherige Pause auszusprechen. Selbst meine Gebete oder die Psalmen Davids hatte ich nicht so voller Ehrfurcht und Verehrung gesungen und gesprochen, wie ich jetzt die schlichten Sätze aus der Lebensgeschichte dieses Patrioten nachsprach. Anbetungsvoll starrte ich auf die Bilder von George und Marta Washington, bis ich sie mit geschlossenen Augen vor mir sah. Und während früher mein Selbstbewußtsein stark an Eitelkeit grenzte und ich mich, wenn ich mit den Büchern durch die Straßen stolzierte oder von der Lehrerin ins Gespräch gezogen wurde, für ein ganz außergewöhnliches Menschenkind gehalten hatte, wurde ich nun auf einmal sehr demütig, denn angesichts solcher Größen kannte ich meine eigene Unwichtigkeit.

Als ich las, wie der Knabe Washington nicht einmal hatte zur Lüge greifen wollen, um sich vor Strafe zu schützen, da bereute ich zum ersten Male im Leben von Herzen alle meine Sünden. Früher hatte ich doch eigentlich nur in spielerischer Nachahmung meiner Eltern am Versöhnungstage gefastet, gebetet und geopfert. Wirkliche Furcht vor der Sünde kannte ich nicht und

wußte Mittel und Wege genug, um der Strafe zu entschlüpfen. Selbstverständlich hatten sich meine Angehörigen, Nachbarn und Lehrer — ja ganz Polotzk — Mühe gegeben, mich durch ihr gutes Beispiel und durch gute Lehren zur Tugend zu erziehen. Fast jeder dritte Mensch dort war ja ein Heiliger. Aber trotz allen Respektes hatte ich mich doch der Einsicht nicht verschließen können, daß sie alle ein klein wenig dumm seien, und daß Possentreiben vergnüglicher sei als Frömmigkeit. Tugend, wie sie mir bekannt war, war zwar ganz achtbar, aber doch nicht gerade immer bewundernswert. Die Leute, die ich am meisten bewundert hatte, waren mein Onkel Salomon und meine Kusine Rahel, und die beteten am wenigsten und lachten am meisten. Meine Schwester Frieda war fast vollkommen gut, aber darum hatte sie mich doch nicht minder lieb, wenn ich ihr einen Streich spielte. Was ich an meinen Freunden schätzte, war nichts Unnachahmbares; ich hätte genau so sein können, wenn ich nur gewollt hätte. Ich konnte auch viel Wissen haben, wenn man mir Lehrer und Bücher gab. Ich hätte auch lustige Lieder singen und Witze erzählen können, wenn ich so viel herumgereist wäre wie meine Onkel und ihre Kinder. Aber selbst im Traum hätte ich mir kein unfehlbar gutes, weises und tapferes menschliches Wesen vorstellen können. George Washington war so herrlich unnachahmbar wie er vollkommen war. Ja, wenn ich auch im Leben nie eine Lüge gebraucht hätte, mit ihm hätte ich mich doch nicht vergleichen können, denn ich war durchaus nicht tapfer — ich fürchtete mich auf die Straße zu gehen, wenn eine Schneeballschlacht tobte — und ich hätte auch nie der erste Präsident der Vereinigten Staaten werden können.

Ich sah mich also gezwungen, mein Urteil über mich einer Revision zu unterziehen. Es mag paradox klingen, aber die Zwillingsschwester der neugeborenen Demut war ein mir völlig neues Gefühl von Würde. Ich sah allerdings ein, daß ich keine

sehr bedeutende Persönlichkeit war, aber ich entdeckte gleichzeitig, daß ich eine ungeahnt edle Verwandtschaft besaß. Ich hatte auf einmal hervorragende Menschen zu Freunden und Verwandten. Ich hatte mich niemals meiner Familie geschämt, aber ich empfand doch eine große Freude, daß dieser George Washington, der lange vor mir gelebt und ein König gewesen war unter den Größten, mein Landsmann war. Es war damals in der vaterländischen Geschichte sehr viel die Rede von Mitbürgertum. Daß mein Vater kraft Naturalisation Bürger war, wußte ich und damit auch, daß ich dank meiner Verwandtschaft mit ihm ebenfalls Bürgerrecht besaß. Ohne Zweifel war ich also ein Landsmann George Washingtons. Die Erkenntnis, daß ich Anteil an seiner Größe hatte, überkam mich wie ein freudiger Schrecken. Zugleich aber füllte mich das Bewußtsein meiner Verantwortlichkeit mit tiefem Ernst. Ich trachtete darnach, mich so zu benehmen, wie es sich für einen Bürger Amerikas schickt.

Ehe Bücher in mein Leben kamen, war ich eine Sternguckerin und Träumerin gewesen. Sobald man mir erst einmal Bücher in die Hand gegeben, stürzte ich mich auf sie mit einer Gier, mit der sich ein ausgehungerter Vielfraß auf seine Nahrung stürzt. Ich hatte meine Gedanken fortan überall anders als bei Sternen und Wolken. Ich lebte in meinen Büchern. Jetzt ließ mich die Revolution mit der Gestalt Washingtons von neuem träumen. Ich schlenderte, wenn die Schule aus war, ins Freie, statt wie bisher nach Hause zu gehen und zu lesen. Ich stand vor Zäunen, mein Lieblingsbuch vergessen unter dem Arm, und starrte in den Untergang der gelben Februarsonne und in weite, weite Fernen. Ich selbst war nicht mehr der Mittelpunkt meiner Träume. Das dürre Gras auf den Wegen knisterte unter den Schritten der Heroen.

Kann Amerika einem Kinde überhaupt mehr geben? Ja, noch viel mehr. Ich las, wie die Patrioten die Revolution ge-

plant, wie die Frauen willig ihre Söhne opferten zum Tode für das Land, wie die Helden sie zum Sieg geführt, und wie das Volk jubelnd die Republik begründet, und allmählich dämmerte mir, was der Ausdruck „mein Vaterland" bedeutete. Des Volkes Ringen um die ersehnten Güter, sein trotziger Kampf gegen die Bedrücker, die Begeisterung, mit der jeder freudig sein Leben für den anderen hingab, das alles hatte „mein Vaterland" geschaffen. Mit dem Gefühl begriff ich es wohl, aber ich konnte nicht nach Hause gehen und es Frieda erklären, wie ich ihr so viel erklärte, was ich in der Schule lernte. Ja, ich hatte ein bestimmtes Gefühl, wenn ich die Worte „mein Vaterland" aussprach, aber es war so dunkel wie der Begriff „Ich" oder „Gott". Und doch glaube ich nicht, daß meine Lehrerin, meine Mitschüler, Miß Dillingham, oder gar George Washington selber, mehr in diese beiden Worte hineinzulegen vermochten als ich. Allen Bürgern gemeinsam war das Vaterland, und ich war Bürger. Wenn wir uns erhoben und das „Amerika" anstimmten, dann schmetterte ich die Worte mit aller Kraft in die Welt hinaus. Es war mir bitter ernst um diese Verkündigung meiner Liebe zu der neugefundenen Heimat.

„I love thy rocks and rills,
Thy woods and templed hills."

Boston Harbour, Crescent Beach, Chelsea — alles wurde mir zu heiligem Grund und Boden. Der Tag nahte, wo die Schule sich zur Feier von George Washingtons Geburtstag rüstete. Die Räume hallten Tag für Tag wider von Vaterlandsliedern. Und selbst ich, die ich ein Muster von Aufmerksamkeit war, verlor mehr als einmal den Faden des Unterrichts, weil ich mich mühte, durch die Tür hindurch eine Nachbarklasse die Nationalhymne proben zu hören. Taten sich dann womöglich die Türen auf, daß der volle Chor hörbar wurde, über-

wältigte mich ein Glücksgefühl, das mir fast die Besinnung nahm.

Hatte ich denn bisher ein Vaterland gehabt, eine Flagge, die ich lieben, Heroen, die ich verehren konnte? Selbst die Ausdrücke für all das waren mir nie zu Ohren gekommen. Ich wußte nur allzu gut, daß Polotzk nicht mein Vaterland war. Es war „Golet", Exil. Wie oft flehten wir nicht zu Gott, daß er uns heimführen möchte aus dem Exil? Der schöne Gottesdienst am Passahfest schloß stets mit den Worten: „Ein Jahr noch, möchten wir dann in Jerusalem sein!" Allerdings sprachen die Kinderlippen diesen Wunsch nur unbewußt aus, wiederholten dem Beispiel der Eltern folgend die hebräischen Worte ohne ihre Sehnsucht und Hoffnung. Aber dennoch war kein Kind zu jung, daß es nicht am eigenen Fleisch die Geißelhiebe der Unterdrücker gefühlt hätte. Schon die gehässige Art, mit der selbst der kleinste Straßenjunge sich vor uns bekreuzigte, bedeutete uns, was es hieß, Jude zu sein in der Verbannung. Und darum fühlten wir, daß Israel mit gutem Recht um Befreiung betete. Die Geschichte vom Exodus war mir doch trotz allem nicht entfernt das, was mir die Revolutionsgeschichte Amerikas war. Im Auszug der Kinder Israel sah ich einen herrlichen Mythus, ein Glaubensstück, das mich, indem es mich in ein Reich der Phantasie führte, fortriß aus der Welt der Wirklichkeit. Solche Stunden, die uns durch begeisterte Hingebung an die biblische Vergangenheit soweit brachten, daß wir uns Kinder von Fürsten nannten, solche Stunden hatten nur den Erfolg, daß wir in der Alltagszeit unsere Enterbung doppelt bitter empfanden. Im wahrsten Sinne des Wortes waren wir ein heimatloses Volk. Inmitten von Spöttern und Verleumdern war es fast unmöglich, die Helden meines Volkes und ihre Taten begreifen zu lernen. Höchstens in den Augenblicken künstlicher Abstraktion von der Außenwelt verstand ich, daß Jerusalem wirklich eine Stadt

auf dieser Erde war, ein Ort, wo einst die Könige der Bibel als wirkliche Menschen gleich unseren Nachbarn in Polotzk in Glanz und Herrlichkeit regiert hatten. Die „bürgerlichen" Verhältnisse verboten uns, einen vaterländischen Geist zu pflegen. Die religiöse Freiheit, die man uns nur ungern in den engen Grenzen des Ghetto gewährte, schloß keineswegs das Recht ein, offen das Ideal eines zionistischen Staates zu predigen oder einen anderen Helden außer dem Zaren zu verehren. Was wir Kinder von der uralten politischen Geschichte unseres Volkes errafften, war untermischt mit der wunderbaren Geschichte der Schöpfung, mit übernatürlichen Legenden und dunklen biblischen Sagen. Wir hatten keine nationalen Hoffnungen, es sei denn, daß hin und wieder ein weltmüder Schwärmer davon träumte, in Palästina zu sterben. Wenn Fetschke und ich mit unserem Vater hinter verschlossenen Türen das „Zion, Zion, heiliges Zion, nicht in Ewigkeit entrücket" sangen, dann hatten wir gewiß nicht die Vorstellung, daß wir noch Zeit unseres Lebens nach Palästina kommen würden.

Es war also kein Wunder, daß wir nicht wußten, was ein Vaterland dem Menschen bedeuten könnte. Da wir kein Vaterland hatten, fehlte uns auch die Fahne, die wir lieben konnten. Das Banner des Hauses Romanow war in unseren Augen ein allzu deutliches Symbol unserer Knechtschaft. Selbst die Kinder haßten die Fahne, die wir unter Androhung schwerer Strafen auf den Dächern hissen mußten, wenn es galt, den Einzug eines unserer Unterdrücker zu feiern. Und wie es uns mit Land und Fahne ging, so ging es uns mit den Helden der Geschichte. Die Messingknöpfe an den Uniformen der Soldaten waren uns schon hassenswert. Ein Christ in Uniform gemahnte uns an unsere Knechtschaft, ein Jude an unsere Schande.

So mußte denn ein kleines Judenmädchen in Polotzk ohne Nahrung für das Gemüt, leeren Herzens aufwachsen; und darum

mußte es, wenn es noch in seiner Entwicklung in ein Land des ausgesprochensten Patriotismus kam, mit großer Liebe und größter Verehrung die neue Heimat und ihre Helden umfassen. Die Naturalisation der russischen Juden kann mehr sein als bloße Einverleibung. Sie führt nicht selten zur Adoption Amerikas durch das jüdische Herz.

Am Tage der Washington-Feier deklamierte ich ein Gedicht, das ich in meiner Begeisterung verfaßt hatte. Verfaßt ist eigentlich nicht das richtige Wort. Die Arbeit, die Empfindungen, die in mir stürmten, auf Papier zu bringen, brachte mich völlig außer Fassung. Ich grub die Worte aus der Tiefe meines Herzens, preßte die Reime aus meinem Hirn und zog die fehlenden Silben mit Gewalt aus ihrem Versteck im Wörterbuch heraus. Ich möchte nicht noch einmal solche Qualen wie in jenen Tagen fieberhafter Arbeit leiden. Es war etwas anderes als früher, wo ich nur zu sagen hatte, daß der Schnee weiß oder das Gras grün war. Das konnte ich auch ohne Wörterbuch. Hier handelte es sich um die erhabensten Gefühle, um die abstraktesten Wahrheiten, deren Namen noch nicht in meinem Wörterschatz lebten. Ich mußte eine Menge viersilbiger Worte gebrauchen, Reime finden für Ausdrücke wie „Knechtschaft", „Freiheit", „Gerechtigkeit". Und wie soll man das anfangen, wenn man erst zwei Jahre mit der englischen Sprache bekannt ist? Das schwierigste Problem von allen stellte der Name, den ich preisen wollte. Auf Washington reimte sich nichts außer Washington. Ein ehrgeiziges Unternehmen war es, aber ich hätte keine Ruhe finden können, ohne der Welt mein Herz auszuschütten. Also rang ich mit den Schwierigkeiten und vergoß viel Tinte, bis endlich göttliche Begeisterung meine Feder führte und meine Seele ihr Bestes gab.

Als ich fertig war, machten Länge, Ernst und Erhabenheit meines Gedichtes einen tiefen Eindruck auf mich. Mein Vater

wurde bei der Lektüre von Rührung übermannt. Seine Hände zitterten, als er den Bogen an das Licht hielt, und Tränen traten in seine Augen. Miß Dwight, meine Lehrerin, war sichtlich erstaunt über meine Leistung. Sie sagte mir viel Gutes und stellte viele Fragen. Ich nahm alles mit einer Feierlichkeit hin wie ein Mensch, der aus Himmelshöhen mit einem göttlichen Zeichen auf der Stirn wieder zur Erde niederkam. Als mich Miß Dwight aufforderte, das Gedicht an dem Festtage der Klasse vorzutragen, willigte ich mit Freuden ein. Mir kam es nicht zu, eine Gelegenheit auszuschlagen, meinen Mitschülern meine Gedanken über George Washington mitzuteilen.

Ein Heldenbild war ich nicht, als ich vor die Klasse trat und das Lob des Vaters des Vaterlandes sang. Meine schmächtige Gestalt, mein schmales, blasses Gesicht, umrahmt vom Schatten der kurzen schwarzen Locken, der starre Blick meiner weitaufgerissenen Augen müssen eher einen schüchternen als imponierenden Eindruck gemacht haben. Mein Kleid trug auch nicht zur Verschönerung meiner Erscheinung bei. „Schottisch" war damals Mode. Also war mein Kleid rot und grün kariert. Es gab meinem Teint natürlich eine Totenblässe. Ich konnte das Kleid durchaus nicht leiden, aber an jenem großen Tage wußte ich überhaupt nicht, was ich anhatte. Mit geschlossenen Hacken und steif herabhängenden Armen erhob ich meine Stimme zum Ruhme George Washingtons. Viel wert war die Stimme auch nicht. Meine hohlen Wangen wie ihr Klang mußten die Befürchtung erregen, daß ich schwindsüchtig sei. Meine Aussprache war fehlerhaft, mein Vortrag matt. Aber ich hatte den Mut der Überzeugung. Ich stand einem halben Hundert Mitbürger im saubern Sonntagsstaat gegenüber, und sollte ihnen sagen, was George Washington für ihr, für unser Vaterland — für mich getan hatte.

Heute lache ich über das unmögliche Versmaß, über die

grandiosen Phrasen, die schwülstigen Wiederholungen in meinem Gedichte. Und schon vor vielen Jahren muß ich darüber gelacht haben, denn ich warf die einzige Abschrift, die ich noch besaß, in den Papierkorb. Die Abschrift, die ich jetzt in der Hand halte, hat mir Miß Dwight geliehen. Sie hat sie getreulich all die Jahre aufbewahrt, zweifellos um dessentwillen, was ich in den ungelenken Versen, die ich so mühselig zusammengestückelt, hatte ausdrücken wollen. Aber den vierzig Mitbürgern, die in den Reihen vor mir saßen, war es nicht lächerlich zu Mute. Auch die ungezogensten Jungen waren aufmerksam, gefesselt von der Feierlichkeit. Wenn sie überhaupt eine Ahnung von der Bedeutung meines Wortschwalls bekamen, dann geschah es nur durch Hypnose. Ich bannte alle achtzig Augen mit einem einzigen starren Blick und versetzte ihnen Strophe für Strophe meines hinkenden Poems mit der größtmöglichen Betonung.

Schließlich verkündigte ich die große Botschaft, daß Washington

Die Verfassung schrieb, die weltberühmte; heilig sei die Hand,
Die der gebenedeite Führer gab den Menschen mit den Worten: „Einer
Ist gleich dem Andern ohne Unterschied, 's ist ausgenommen Keiner."

Auch das nahm man mit ehrfurchtsvollem Schweigen auf, vermutlich weil meinen „Mitbürgern" die historischen Tatsachen, von denen ich sprach, ebenso dunkel waren wie mir. „Washington, hurra!" verstanden sie, und es war nur zu erwarten, daß sie darauf mit einstimmten in mein „dreifach Hoch dem rot-weiß-blauen Banner". Aber durch mein Gedicht zog sich noch ein anderer Gedanke, den außer mir allein Israel Rubinstein und Beckie Aronovitsch völlig verstehen konnten. Ich trat auf als Sprecherin für die „vom Glück enterbten Kinder Abrahams" in den Worten:

„Den müden Kindern Israels bot endlich Ruhestatt
Das Land, wo Freiheit herrscht. Uns obdachlose Vögel hat
Es aufgenommen wie ein freundlich Nest. Dankbar
Soll unser Lobgesang ihm gelten immerdar."

All die Knaben und Mädchen, die doch noch niemand um des Glaubens ihrer Väter willen von seiner Tür gewiesen, saßen wie gebannt auf ihren Plätzen. Als ich geendet, erwachten sie und applaudierten dem Beispiel Miß Dwights folgend, deren glückstrahlendes Gesicht Zeugnis davon gab, daß wieder einmal einer ihrer Schüler seine Sache gut gemacht hatte.

Ich mußte meine Deklamation auf Verlangen vor mehreren anderen Klassen wiederholen, und mit jedem Male wuchs der Beifall. Am Schluß wurde ich regelmäßig von Lehrerinnen wie von Schülern umringt, gelobt, befragt und angestaunt. Offenbar hatte ich George Washington nicht vor tauben Ohren gepriesen. Die Lehrerinnen fragten, ob mir jemand bei dem Gedicht geholfen hätte, und meine Mitschülerinnen ebenso unfehlbar: „Mary Antin, wie bist du nur auf all die Worte gekommen?" Auf das Wörterbuch kam niemand.

Wenn mich mein Gedicht schon von vornherein befriedigt hatte, so überzeugte mich der allseitige Beifall unwandelbar, daß ich in der Tat etwas ungewöhnlich Gutes geleistet hatte. Es konnte also demjenigen, der vorschlug, ich sollte meine Huldigung Washingtons drucken lassen — ich glaube, es war mein Vater —, nicht schwer fallen, mich zu überreden. Ich schrieb meine Verse unter Aufwand einiger Dutzend Bogen blaulinierten Papiers fehlerlos ab, wagte mich über den „mystischen" Fluß nach Boston hinein und machte einen Angriff auf Newspaper Row, die Straße der Zeitungsgebäude.

Der Gedanke, daß ich mein Manuskript durch die Post schicken konnte, kam mir gar nicht. Es war niemals meine Art, einen andern zu schicken, wenn ich selbst gehen konnte. Sei es bewußt oder unbewußt, ich habe stets nach dem Wahlspruch eines weisen Mannes, eines meiner nachmals besten Freunde in Boston gehandelt. „Nur persönliche Gegenwart bringt die Welt vorwärts," pflegte der berühmte Dr. Hale zu sagen, und

so begab ich mich denn persönlich in die Höhle des Löwen, zum Chefredakteur.

Der Weg von dem Landungsplatz der Fähre bis zu dem Haus des „Boston Transcript" war lang, voller Überraschungen und Gefahren. Aber ich ging tapfer die Hanover Street entlang, denn soweit kannte ich den Weg, bis ich an einen Straßenknotenpunkt kam. Ich blieb stehen. Die Unzahl von Straßen, der Lärm des Verkehrs, die Hast der wogenden Menschen machten mich völlig verwirrt. Das kostbare Manuskript fest unter dem Arm, balanzierte ich auf den Prellsteinen hin; ich wagte nicht, mich in den Strudel der Kreuzung zu stürzen. Jedesmal wenn ich einen Versuch machen wollte, kam mir eine schrill läutende Straßenbahn in die Quere. Es war mir unmöglich, auch nur den Namen der gesuchten Straße herauszufinden, denn die an sich unauffälligen Straßenschilder versanken vor meinen ungeübten Augen in dem Wirrwarr greller Firmen- und Reklame-Tafeln. Wenn ich einen Passanten nach dem Weg fragte, mußte ich meine Worte erst ein paarmal wiederholen, ehe man mich verstand. Juden, das bärtige Kinn geschäftsversunken auf die Brust gebeugt, eilten bei dem Worte „Transcript" achselzuckend weiter. Italienerinnen, die hinter ihren Obstkarren her schlenderten, beantworteten meine Frage mit einer raschen Kopfbewegung, die die Ohrringe glitzern ließ, begleitet von einer Geste, die mich auf alle vier Himmelsrichtungen zugleich hinzuweisen schien. Ich bemühte mich, den Blick des Polizisten, der stattlich wie eine Säule, an der die Wogen des Verkehrs sich brechen, mitten auf dem Platze stand, auf mich zu lenken, als ein rettender Ruf mir in die Ohren donnerte.

„Herald, Globe, Record, Tra-avel-er! Na, was willst denn, du?" Der hochaufgeschossene Zeitungsjunge bückte sich zu mir herab. „Transcript? Aber gern." Und im Umsehen hatte er das Blatt aus seinem Zeitungspacken hervorgeholt. Als

ich ihm mein eigentliches Begehren auseinandergesetzt hatte, steckte er die Zeitung gutmütig wieder ein, brachte mich über den Damm zur Mündung der Washington Street, gab mir reichlich Wegweise und entließ mich in der Richtung nach meinem Ziel.

Ich fand das „Transcript"-Gebäude. Es war ein Labyrinth von Korridoren, ein Gebirge von Treppen. Auf den Milchglasscheiben der Türen standen die Namen und Titel vieler Leute. „Redakteur für Lokales", hieß es da, „Betteln und Hausieren verboten". Der übrigen Welt, die zu keiner von allen bezeichneten Kategorien gehörte, sagten Verbote und Anweisungen, was sie zu tun und zu lassen habe: „Privat — Kein Zutritt", „Nicht Klopfen". Die verschiedentlichen ungastlichen Anzeigen an Türen und Wänden wurden erläutert durch zahllose Spucknäpfe. Nirgends fand ich ein Zeichen des Willkommens, das ich als Autor in einem Zeitungsgebäude erwartet hatte.

Wohl schon zum siebenten Male stieg ich vom obersten Stockwerk ins Erdgeschoß herab, ohne das Problem, zu welchem Redaktionsbereich ein patriotisches Gedicht gehörte, gelöst zu haben. Da stürmte ein unordentlich aussehender Bursche, ein Bündel Druckfahnen in Händen, dem Verbot an der Wand offensichtlich zum Trotz schrill pfeifend, über den Korridor und ließ die Tür offen, hinter der er verschwand. Ich schlüpfte ihm nach und fand mich in einem Raum voll von Redakteuren.

Ihr Aussehen erstaunte mich etwas. Ich hatte mir einen Redakteur ähnlich vorgestellt wie Mr. Jones, den Rektor unserer Schule, der den Rock stets bis obenhin zugeknöpft trug und immer tadellos saubere Nägel hatte. Aber die Leute hier saßen rauchend in Hemdärmeln und drehten sich bei meinem Eintritt nicht einmal in ihren Bürosesseln um, um mich höflich zu fragen: „Womit kann ich dienen?"

Der Raum dröhnte vom Klappern der Schreibmaschinen,

und niemand hörte auf mein „ach, können Sie mir wohl sagen". Endlich schwieg eine der Maschinen. Der betreffende Herr schien etwas gehört zu haben. Er sah auf durch den Qualm seiner Pfeife. Was er sah, muß ihn wohl überrascht haben, denn er starrte mich erstaunt an. Das beunruhigte mich etwas. Ich merkte plötzlich, daß meine Hand, in der ich das Manuskript hielt, feucht war, und bekam Angst, daß ich Flecken machen könnte. Ich hielt also mein Manuskript dem vermeintlichen Redakteur hin und erklärte ihm, daß es ein Gedicht über George Washington enthielte, das er doch freundlichst im „Transcript" zum Abdruck bringen möchte.

Es war etwas besonders Komisches an diesem Redakteur. Bei seiner Art und Weise, mich anzulächeln und anzustarren, fühlte ich mich unendlich klein, und meine Stimme wurde schwächer und schwächer, je mehr ich mich dem Ende meiner Rede näherte.

Schließlich legte er seine Pfeife aus der Hand, lehnte sich in den Sessel zurück und antwortete.

„Also, du bringst uns ein Gedicht, mein Kind?" fragte er.

„Es handelt von George Washington," wiederholte ich mit starker Betonung. „Möchten Sie es nicht einmal lesen?"

„Mit Vergnügen, aber — —"

Er nahm mir das Manuskript nicht ab, sondern stand auf und rief durch das Zimmer:

„Hör mal, Jack, hier ist ein kleines Fräulein mit einem Gedicht — über George Washington. — Hast du es selbst geschrieben, liebes Kind? — Sie hat es ganz allein geschrieben! Was sollen wir mit ihr anfangen?"

Mr. Jack und noch ein anderer kamen heran. Mein Redakteur ließ mich meine Erzählung wiederholen, und alle hörten interessiert zu. Aber niemand nahm mir mein Manuskript ab. Sie steckten die Hände in die Hosentaschen, und ich fühlte meine Hand feuchter und feuchter werden. Die Drei schienen sich zu beraten, aber ich

konnte weder verstehen, was sie sagten, noch warum Mr. Jack lachte.

Ein vierter, der emsig an einem nahen Pult gearbeitet hatte, mischte sich in die Beratung.

„Nun ist's aber genug, Kinder," sagte er, „'s ist genug. Schickt die Kleine zu Mr. Hurd."

Es stellte sich heraus, daß Mr. Hurd gerade auf Urlaub war. Verschiedene andere Herren in verschiedenen anderen Büros erwiesen sich samt und sonders nicht als zuständig für ein Gedicht über George Washington. Endlich schlug mir ein älterer Redakteur vor, ich sollte, da Mr. Hurd für längere Zeit auf Reisen sei, die Sache mit dem „Transcript" aufgeben und mein Glück gegenüber beim „Herald" versuchen.

Ein wenig ermüdet von meinen Irrfahrten und benommen von der Kompliziertheit des Redaktionssystems, aber voller Vertrauen, suchte ich meinen Weg über die Washington Street hinüber und fand die Büros des „Herald". Hier hatte ich gleich Glück. Der erste Redakteur, den ich ansprach, nahm mein Manuskript ab und bat mich, Platz zu nehmen. Er las mein Gedicht viel schneller, als ich es gekonnt hätte, erklärte es für sehr nett, stellte viele Fragen und machte sich eine Menge Notizen auf einem Stück Papier, das er an meinem Opus feststeckte. Er versprach mir baldigen Druck und ein Belegexemplar. Beim Abschied konnte ich mich nicht enthalten, ihm die Hand zu geben, obwohl ich doch drüben im „Transcript" nicht viel von Händeschütteln gemerkt hatte. Aber da ich das Gefühl hatte, daß wir als Autor und Redakteur auf bestem Fuße standen, gab ich ihm die Hand zum Zeichen guter Kameradschaft.

Während dieser herzlichen Unterredung hatte ich wieder meine alte Größe, ja noch etwas drüber hinaus erreicht. Als ich nun aber auf die Straße hinaustrat und die Leute aufmerksam die Depeschentafel studieren sah, wuchs ich vor mir selber ins

Unnatürliche. Denn ich sagte mir, daß ich, Mary Antin, zu der göttlichen Zunft gehörte, die den Zeitungen ihren bedeutenden Gehalt geben. Ich konnte nicht wissen, ob mein Gedicht auch auf die Depeschentafeln kommen würde, aber auf alle Fälle kam es unter meinem Namen in die Zeitung, ganz wie mein Aufsatz über den Schnee in Miß Dillinghams Schulzeitschrift. Und all die Menschen auf der Straße, ja mehr noch, viele Tausende, ganz Boston würde es lesen, meinen Namen kennen lernen und sich fragen, wer ich wohl eigentlich sei. Ich mußte selbstzufrieden lächeln, als mich jemand hastig beiseite schob, wie ich mir so verträumt den Weg durch das Gedränge bahnte. Hätte er nur geahnt, wen er so rücksichtslos unhöflich behandelt hatte!

Als die Zeitung mit meinem Gedichte erschien, stürzte sich das ganze Haus darauf. Ich war höchlichst erstaunt, mein Gedicht nicht auf der ersten Seite zu finden. Im Gegenteil es stand an recht wenig hervorragender Stelle, irgendwo mitten in dem umfangreichen Blatte. Aber es sah doch wundervoll aus, ganz wie wirkliche Poesie und gar nicht, als wenn es wer geschrieben hätte, den wir kannten. Es nahm auch hübsch viel Raum ein und war von einer schmeichelhaften biographischen Skizze über den Autor — ja, den Autor! — eingeleitet, wofür mein Gespräch mit dem schlauen Redakteur den Stoff geliefert hatte. Ich hatte richtig prophezeit: mein Name stand deutlich darunter.

Als sich die freudige Erregung im Hause gelegt hatte, nahm mein Vater alles Bargeld aus der Ladenkasse und zog aus, den Rest der Nummer des „Herald" aufzukaufen. Ohne zu rechnen verschaffte er sich alle „Heralds", deren er habhaft werden konnte, und verteilte sie gratis an alle Freunde, Verwandte und Bekannte, an alle, die lesen, und auch an manche, die nicht lesen konnten. Wochenlang trug er den Ausschnitt des „Herald" in seiner Brusttasche, und nur selten mißlang es ihm, in einer Unterhaltung die Rede darauf zu bringen. Jahrelang bewahrte er

diesen Schatz auf, wie er früher meine Briefe aus Polotzk aufbewahrt hatte.

Wenn auch mein Vater einen großen Teil der Auflage aufgekauft hatte, ein paar hundert Nummern blieben doch noch für das große Publikum, und das genügte, um die Flammen meines Patriotismus weitergreifen und Tausende von trägen Herzen entzünden zu lassen. Aber im Ernste, in mir regte sich mehr als Eitelkeit. In die Freude über meine Berühmtheit — und nur ich selber wußte, wie groß diese Freude war — mischte sich doch ein tieferes Gefühl. Ich weidete mich am Lob, an der Bewunderung und am Neide, aber was meinem Glück einen überirdischen Beigeschmack gab, war das Bewußtsein, daß ich hatte öffentlich Zeugnis ablegen können von der Größe meines Helden und meiner neuen Heimat. Die Huldigungen der Arlington Street nahm ich ohne Abzug hin, denn für die Intelligenz ihrer Bewohner fehlte mir der richtige Maßstab. Auch von meinen Schulkameraden ließ ich mich kritiklos bewundern. Alles, was sie sagten, war reiner Honig für mich. Ich begriff nicht, daß ich in ihren Augen doch nur darum groß war, weil ich in der Zeitung gestanden hatte, und daß es ihnen völlig gleichgültig war, was dort gedruckt stand. Ich war der festen Überzeugung, daß sie meine Gefühlsäußerungen bewunderten. Auf der Straße, auf dem Schulhof, überall deutete man auf mich. „Da geht Mary Antin," hieß es, „ihr Name hat in der Zeitung gestanden!" Ich aber meinte sie sagen zu hören: „Das ist die, die ihr Land liebt und George Washington anbetet."

Ich wiederhole noch einmal, daß ich mir meiner Berühmtheit wohl bewußt war und daß ich mir darin gefiel, aber ich habe meinen Mitschülern niemals Gelegenheit gegeben, mich „affig" zu nennen. Meine Eitelkeit drückte sich nicht in gespreiztem Gang und Hochnäsigkeit aus. Ich spielte Haschen und Wechseltdasbäumchen auf dem Schulhof mit und war überhaupt in jeder

Beziehung gut kameradschaftlich. Aber in der Klasse benahm ich mich ernst und wichtig, wie es jedem zukommt, der sich auf die hohe Dichterlaufbahn vorbereitet.

Aber ich will Lizzie McDee nicht vergessen. Sie hätte bezeugen können, daß Mary Antin ein ganz eitles, prahlerisches krausköpfiges kleines Judenmädchen war, während ich doch hier den Eindruck zu erwecken versuche, daß ich trotz aller Triumphe wenigstens äußerlich bescheiden auftrat. Allein gerade Lizzie gegenüber gab ich mich anders. Sie saß während des ganzen Schuljahres neben mir auf der ersten Bank, sie gab immer klare und scharfe Antworten, wenn der Rektor oder der Schulrat plötzlich erschien und Fragen stellte, ja sie war außer mir auch die einzige, die beinahe richtige Verse schreiben konnte, und so hatte ich mir vorgenommen, wenigstens nicht zu dulden, daß dieses ehrgeizige Persönchen sich gar zu sehr in ihrer eigenen Hochschätzung verstieg. Mit peinlicher Genauigkeit zeigte ich ihr daher alle meine Gedichte, hütete mich aber vor allzu warmer Bewunderung, wenn sie mir die ihrigen vorlegte. Lizzie ging, wie ich wohl schon früher einmal gesagt habe, auch an Werktagen mit einer Feiertagsmiene umher. Und so hatten ihre Gedichte alle eine Moral. Bei den meinigen handelte es sich immer nur um den weißen Schnee, das blaue Meer, den holden Frühling, eilende Wolken. Wenn ich versuchte, eine Moral hineinzuzerren, kamen jedesmal die Verse ins Stolpern, und ihr Wohlklang wandelte sich in klägliches Gestöhn. Der Tag sollte kommen, wo ich volle Genugtuung erhielt. Lizzie fühlte sich genötigt, eine Strafpredigt des Herrn Rektor vor der ganzen Klasse dadurch plastischer zu gestalten, daß sie ohne jede Aufforderung den unartigen Schüler dem faulen Apfel verglich, der das ganze Faß verdirbt. Es gab ein Zischen, Hüsteln, Räuspern, Scharren; Papierkugeln flogen, ungeachtet der Gegenwart des Rektors, im ganzen Zimmer herum, als die heilige Elisabeth sich wieder

setzte. All das war süßer Balsam der Wunde meines Neides. Es wurde mir jetzt gleichgültig, ob mir eine Moral gelang oder nicht.

Hospitierte jemand in unserer Klasse, dann wußte ich schon, daß man mich als Musterschülerin vorführen würde. Ich mußte regelmäßig deklamieren, meine schriftlichen Arbeiten gingen von Hand zu Hand, ja oft wurde ich sogar aufs Podium gerufen — ach, höchster aller Triumphe! — und von den berühmten Fremden ausgefragt, während die Klasse die schwächere Aufsicht ausnutzte und sich über Dinge unterhielt, die nicht im Lehrplan standen. Wenn ich dann nach einer Audienz vor solchen Größen auf meinen Platz zurückging, warf ich einen Blick auf Lizzie, um zu sehen, ob sie dem Ereignis auch die rechte Würdigung zollte. Lizzie war trotz ihrer stolzen Sonntagsmiene eine neidlose Seele. Sie lächelte mir zumeist zu, und um dieses Lächeln verzieh ich ihr ihre Gedichte.

Ohne Opfer genoß ich dabei meine Ehren nicht. Bei allem Selbstbewußtsein neigte ich doch zur Schüchternheit. Schon wenn ich nur vor dem gewohnten Auditorium, der Klasse, deklamierten mußte, litt ich stets am Anfang unter Lampenfieber, und meine Stimme zitterte bei den ersten Worten. Vor Fremden wurde ich an und für sich unruhiger, wenn man mich aber noch zum Gegenstande ihrer besonderen Aufmerksamkeit machte, empfand ich eine Qual, die alle meine Triumphe trübte. Wie Nadelstiche fühlte ich die Blicke von vierzig Augenpaaren im Rücken, wenn man mich aufrief, vor den Besuchern zu reden. Ich stolperte durch den Gang, stieß Sachen um, die mir eigentlich gar nicht im Wege standen, und da mein Ungeschick meine Verlegenheit noch erhöhte, hätte ich freudig mit Lizzie, ja mit dem ungezogensten Jungen auf der letzten Bank getauscht, hätte alles getan, nur um nicht auffallen zu brauchen. Wenn mir dann irgend ein hoher Vertreter der Schulbehörde oder eine

Lehrerin aus New York die Hand gab, schwand der letzte Rest meines Selbstbewußtseins, und scheu, mit erstickter Stimme gab ich Antwort auf die Fragen nach meinem Namen, meiner Herkunft und meinem Lebenslauf. Im ganzen glaube ich nicht, daß das kleine Mädchen im schrecklich rotgrün karierten Kleid mit dem tiefernsten Gesicht und den dichten Löckchen dem Schulrat gerade sehr vorlaut erschienen ist.

Der Händedruck am Schluß solcher feierlicher Audienzen bedeutete nicht immer auch das Ende der Bekanntschaft mit den hohen Besuchern. Hin und wieder forderten sie mich auf, ihnen zu schreiben, und einige dieser Korrespondenzen dauerten jahrelang und wurden auf meiner Seite wenigstens zur Quelle mancher Freuden. Die Arlington Street würdigte es, wenn ich Briefe mit Bedeutung verratendem oder vornehm aussehendem Aufdruck erhielt. Auch Lizzie McDee würdigte es. Dafür trug ich schon Sorge.

Zwölftes Kapitel.

Wunder.

Ich erkläre, daß ich nicht an Gott glaube. — Aufruhr unter den Schülerinnen wegen meines Bekenntnisses. — Religiöse Äußerungen gehören nicht in die amerikanische Schule. — Die religiöse Entwicklung meiner Eltern. — Die Abwendung der Juden von der Orthodoxie. — Meine erste Einführung in einen amerikanischen Haushalt. — Die Freidenkerin fürchtet sich vor dem Schweinefleisch.

Es geschah aber auch, daß man nicht aus Bewunderung mit dem Finger auf mich wies. Eines Tages war ich im Schulhof Mittelpunkt einer Gruppe von Mädchen. Ein Dutzend Stimmen überschrien einander im Tadel gegen mich. Denn ich hatte ihnen auf Befragen in aller Ruhe geantwortet, daß ich nicht an Gott glaubte.

Woher hatte ich diese Überzeugung? Wie war ich, die ich vom Fasten und Psalmodieren kam, zu solchem Unglauben gekommen? Ja, und nicht einmal innere Kämpfe hatte mich meine Abtrünnigkeit gekostet. Von jeher war ich schwach im Glauben gewesen, hatte Frommsein gespielt wie ich Soldat gespielt hatte, ganz wie die Stimmung es mir eingegeben. Ich hatte schon bei der ersten Gelegenheit, noch in Witebsk, die Andachtsbücher beiseite gelegt und mich ganz der weltlichen Literatur ergeben, ohne je wieder mein Gebetbuch in die Hand genommen zu haben. Bei der Rückkehr nach Polozk stand dann die Reise nach Amerika so nah vor der Tür, daß sie meine Phantasie völlig in Anspruch nahm. Ich wiederholte die geheimnisvollen Versuche nicht mehr, mit denen ich das Wesen und den Willen Gottes hatte erforschen wollen. Für mich war der Weg nach Amerika wichtiger als der Weg zum Paradies. Als wir zu meinem Vater kamen, sah ich, daß er die Gebetfransen nicht mehr trug und keine Riemen, und nicht mehr betete. Es erstaunte mich weder, noch verletzte es mich; ich mußte an jenen Sabbatabend denken, wo er eigenhändig die Lampe ausgelöscht hatte. Er ging am Sabbat wie an Werktagen seiner Arbeit nach, und ich verstand, warum Gott mich nicht damals mit seinem Blitze vernichtet hatte, als ich in der Absicht ihn zu versuchen am Sabbat mit voller Tasche umherging: es gab keinen Gott, und es gab keine Sünde. Ich lief fort, froh im Gefühl meiner Freiheit, und spielte auf der Straße ganz wie die anderen Kinder und war nicht mehr auf Schritt und Tritt gehemmt von Verboten und Pflichten. Und doch hätte ich meine Religion nicht so leicht abgestreift, wenn mir die goldene Wahrheit der jüdischen Lehren nicht in den wunderlichen Fetzen eines Formalismus dargereicht worden wären.

Rahel Goldstein war es, die das Geständnis meines Unglaubens herausforderte. Sie fragte mich, ob ich Passah nicht

aus der Schule wegbleiben würde, und ich sagte nein. Ob ich denn nicht Jüdin sei? Nein, das sei ich nicht. Ich sei Freidenkerin. Was das denn wäre? Ich glaubte nicht an Gott. — Rahel war entsetzt. Selbst Kitty Maloney glaube doch an Gott, und Kitty sei doch nur katholisch! Sie rief nach Kitty.

„Kitty Maloney, komm mal her! Glaubst du nicht an Gott? — Siehst du, Mary Antin! — Mary Antin sagt, sie glaube nicht an Gott!"

Rahel Goldsteins Entsetzen verdoppelte sich. Kitty Maloney, die sich sonst immer über Rahels jüdischen Akzent lustig machte, verbündete sich jetzt sofort mit ihr unter einem Schwall von Worten und suchte mich durch Stellung heikler Fragen zu schlagen.

„Du glaubst nicht an Gott? Wer hat dich denn dann erschaffen, Mary Antin?"

„Die Natur."

„Die Natur? Was ist denn das?"

„Das ist — ist eben alles. Natur sind die Bäume, — nein, es ist das, was die Bäume wachsen läßt. Das ist Natur!"

„Aber Gott hat auch die Bäume erschaffen, Mary Antin," riefen Rahel und Kitty im Chor. „Maggie O'Reilly! Hör mal Mary Antin an! Sie sagt, es gebe keinen Gott. Sie sagt, die Bäume hätten sie erschaffen!"

Rahel und Kitty und Maggie, Sadie und Annie und Beckie schlossen einen Kreis um mich, drängten mit Fragen auf mich ein, spotteten und drohten mir mit den Flammen der Hölle und ewiger Verdammnis. Ich verteidigte meinen Standpunkt hartnäckig, wenn meine Beweise auch tüchtig lahmten. Ich wiederholte die Phrasen, die mir von meinem Vater her geläufig waren, obwohl ich in Wahrheit seine atheistischen Doktrinen nicht verstanden hatte. Die Auseinandersetzung kam mir allzu überraschend. Das Thema interessierte mich eigentlich gar nicht, denn ich war mit anderen Fragen beschäftigt. Als sich aber die

Zahl meiner Gegner vermehrte und ich sah, mit welcher Einmütigkeit sie mich verurteilten, wandelte sich meine Gleichgültigkeit in flammende Empörung. Der Kern der Streitfrage war mir nicht wichtiger geworden, ich fühlte nur, daß eine Schar freier Amerikaner einem Mitbürger das Recht bestritten, nach seinem Willen sich seinen Gott zu wählen. Aus den Lehren meines Vaters wußte ich, daß dies Verfahren den Gesetzen der Verfassung der Vereinigten Staaten zuwiderlief. Ich wich nicht von meinem Standpunkt, wie es dem Verteidiger einer großen Sache zukommt. George Washington hätte mich nicht so behandelt wie Rahel Goldstein und Kitty Maloney! Und mitten in unserem Disput rief ich ihnen mahnend zu: „Dies Land ist ein freies Land!"

Die Aufregung im Schulhof steigerte sich zu einem kleinen Aufruhr. Als das Glockenzeichen uns hereinrief, blieb ich draußen, bis alle meine Feinde gegangen waren, obwohl ich sonst das Klassenzimmer immer sehr rasch wieder aufsuchte. Wie nun die Feinde der Freiheit Amerikas sich stießen und drängten und denen, die nichts gehört hatten, zuflüsterten, daß sie in ihrer Mitte eine Ketzerin entdeckt hätten, mußte die Lehrerin, die im Gang die Aufsicht führte, schelten und die gar zu Lauten zur Ordnung weisen. Da erzählte ihr Sadie Cohen in einem Ton scheuen Entsetzens, was die Bewegung verursacht.

Miß Bland ließ erst alle sich in die Klassen begeben, ehe sie mich vertrauensvoll und ermunternd aufforderte, ihr den Hergang der Geschichte von mir aus zu erzählen. Ich tat es, erregt aber furchtlos, und die Lehrerin war taktvoll genug, nicht zu lächeln. Sie ließ auch ihre eigene Meinung über die Frage ganz aus dem Spiel. Sie bedauerte, daß die Kinder so ungezogen gegen mich gewesen wären, meinte aber, daß sie mich in Ruhe lassen würden, wenn ich künftig dies Thema nicht wieder berührte. Ähnlich wie es Miß Dillingham getan hatte,

als ich während der Morgenandacht gesprochen hatte, gab sie mir zu verstehen, daß es nicht amerikanisch sei, religiöse Fragen auf dem Gebiet der Schule zur Erörterung zu bringen. Ich empfand diese private Lektion über das Kapitel der Trennung von Staat und Kirche als eine Ehre und begab mich nicht ohne Würde auf meinen Platz. Meine Angst um die Sicherheit der Verfassung war durch die Ruhe der Lehrerin besänftigt.

Da ich hier nicht nur die Erlebnisse der „zweiten Generation" schildern wollte, darf ich auch mit Recht einen Augenblick dabei verweilen, wie es meiner Mutter erging, als mein Vater sein Haus vom Aberglauben zu reinigen unternahm. Allerdings war mir damals der innerliche Fortschritt in der Emanzipation meiner Mutter nicht erkennbar, aber meine spätere Erfahrung hat mir die Veränderungen, die ich zu jener Zeit an ihrem äußerlichen Benehmen wahrnahm, gedeutet. So verstehe ich heute auch, wie es möglich war, daß meine Mutter zwar den gleichen Ruhetag mit ihren ungläubigen Nachbarn halten konnte, während sie im Innersten auch heute noch wie in vergangenen Tagen aufgerüttelt wird und dem alten Gottesdienst beiwohnen muß, wenn am Versöhnungstag das Widderhorn Israel ruft, sein Herz von Sünde zu reinigen und sich dem Gott seiner Väter zu nähern. Die Bedeutung dessen ist mir heute klar. Die Schale des Judentums hat sie weggeworfen, den Kern behalten. Aber es hat Jahre und Jahre gedauert, bis sich auch diese instinktive Auslese vollzogen hatte.

Mein Vater bediente sich in seinem Ehrgeiz, aus uns Amerikaner zu machen, gewaltsamer und ungestümer Mittel. Schon vor dem Aufbruch nach der neuen Welt hatte er meiner Mutter kühn geschrieben, daß die fortschrittlichen Juden in Amerika ihre Tage nicht mit Gebet hinbrächten, und sie überredet, als erstes Zeichen des Fortschritts ihre Perücke in Polotzk zu lassen. Meine Mutter war wie die Mehrzahl der Frauen im Ghetto ihr Leben

lang der Religion nur auf höheres Geheiß gefolgt. So fügte sie sich auch damals nur der Pflicht ihrem Mann gegenüber, als sie ihre Reise im eigenen Haar antrat. Es geschah nicht ohne Widerstreben, denn wie immer bei guten Juden hatte der Glaube fest in ihr Wurzel gefaßt. Die Gesetze der Väter waren auch für sie bindend, und unzertrennlich schienen ihr die äußeren Symbole vom Geist des Gehorsams. Aber der Zug zur Auflehnung gegen die orthodoxen Äußerlichkeiten, wie er in der Welt draußen, besonders in Amerika herrschte, erreichte damals auch schon Polotzk. Eltern, die sich selbst durch die Entrichtung von Strafgeldern in Armut gebracht hatten, um ihre Söhne von der Dienstpflicht zu befreien und sie zu schützen vor den sonst unvermeidlichen Sünden, dieselben Eltern erhielten von eben diesen Söhnen Bilder mit glattrasierten Gesichtern; und die bekümmerten alten Väter und Mütter stellten diese vielsagenden Photographien auf dem Tisch im Staatszimmer auf, aber nicht ohne vorher besonders für die Abtrünnigen gebetet und in ihrem Namen Almosen gegeben zu haben. Der eigne Neffe meiner Mutter ging nicht weiter als nach Wilna, zehn Stunden von Polotzk, und lernte, sich den Bart abnehmen lassen. Ja selbst im eigenen Stadtgebiet fingen die gebildeten jungen Frauen an, in der Ehe keine Perücke mehr zu tragen. Ein berüchtigtes Beispiel war die schöne Tochter des Reb Lozhe, die trotz des Standes ihres Vaters ihre herrlich schwarzen Locken zur Schau trug wie ein Mädchen. Und es war ferner ein Zeichen der Zeit, daß sich der Rebbe nicht von seiner Tochter lossagte. War es also ein Wunder, daß meine arme Mutter, schon erschüttert durch solche Vorboten einer Umwälzung in unserer Mitte, auf den ausdrücklichen Befehl ihres Gatten hin das Zeichen der ehelichen Keuschheit nach kurzem Kampf aufgab? Wenn man bedenkt, daß sie seit ihrer Kindheit Lasten zu tragen hatte, die ihr nicht Zeit ließen, selbständig zu denken, sondern sie stets zwangen, aus-

getretene Wege zu gehen, muß man es ihr, meine ich, zum Lobe anrechnen, daß sie in der schwierigen Lage nicht ganz ihr seelisches Gleichgewicht verlor. Sie war zur Unterordnung erzogen, also ordnete sie sich unter. Als sie den Konflikt zweier Gewalten erkannte, schickte sie sich an, die Weltordnung anzunehmen, unter der sich die Zukunft ihrer Kinder abspielen sollte. Hier zeigte sich ihre angeborene Anpassungsfähigkeit, ihre Bereitwilligkeit sich zu fügen, einer der anziehendsten Züge ihrer sanften, selbstlosen Natur.

Mein Vater ließ meiner Mutter sehr wenig Zeit, sich zurecht zu finden. Er war eben erst drei Jahre fort von der alten Welt und ihren eingesessenen Vorurteilen. In Anbetracht seiner Erziehung hatte er ziemlich viel selbständig gedacht, aber der Kreis seiner Gedanken schloß noch nicht die geistige Emanzipation, nach der er sich in Rußland so gesehnt, für die Frauen ein. Er war damals erstaunt zu hören, daß Frauen Bücher geschrieben, ihren Geist, ihre Phantasie ohne männliche Hilfe betätigt hatten. Er schätzte die geistigen Fähigkeiten der Durchschnittsfrau nicht viel höher ein als die des Viehs, das ihrer Obhut unterstand. Er hielt es für Frauenpflicht, dem Gatten in jedem Punkte zu folgen. Nach seiner Ansicht konnte der Mann allein denken, was in der Familie zu denken war. Überzeugt, daß das Festhalten an den äußeren Formen des orthodoxen Judentums ein Hindernis auf dem Wege zur Amerikanisierung bedeutete, richtete er ohne Zögern unser Familienleben völlig unorthodox ein. Darin lag kein bewußter Despotismus, sondern lediglich ein mannhaftes Streben nach der Verwirklichung eines Ideals, dessen Größe unbestreitbar ist.

Meine Mutter hatte, wie gesagt, an sich nicht den Trieb, von den alten Bräuchen zu lassen, den mein Vater kraft des ihm innewohnenden Skeptizismus besaß. Im Grund seines Herzens war er stets Dissident gewesen; und sie trug freudig das Joch

des ihr bestimmten Lebens. Individuelle Freiheit war für ihn Grundbedingung, sie wurde dadurch verwirrt. Allmählich streifte meine Mutter auf das Geheiß meines Vaters den Mantel der Orthodoxie ab; aber es kostete sie manchen Schmerz, denn durch das Gewebe dieses altehrwürdigen Gewandes zogen sich die Fäden ihrer Seele.

Mein Vater machte gar nicht den Versuch, die Grundfesten ihres Glaubens zu erschüttern. Jedenfalls untersagte er ihr nicht, Gott durch Nächstenliebe zu ehren, und darin liegt doch schließlich der Kern des Judentums. Wenn sein offenes Leugnen der Existenz Gottes sie dazu brachte, ihren Glauben zu prüfen, so war es sicherlich nur ein zufälliges Ergebnis freier Meinungsäußerung, die er nach einem Leben voll erzwungener Heuchelei doppelt eifrig pflegte. Da ihn die Ansichten einer Frau über so abstrakte Dinge wie Religion nicht im mindesten interessierten, hatte er auch später nicht das Gefühl eines Triumphes, als meine Mutter mit den Jahren in ihrem Glauben wankend wurde. Er gestattete ihr, jüdische Küche zu führen, solange es ihr gefiel, aber er ließ es nicht zu, daß wir Kinder Einladungen in ungläubige Häuser ausschlugen. Er duldete keine Schranke im gesellschaftlichen Umgang mit der Außenwelt, denn nur durch ungehinderte Teilnahme am Leben unserer Mitmenschen konnten wir ja in den vollen Besitz der amerikanischen Freiheit und Fortschrittsmöglichkeiten gelangen. An Feiertagen kaufte er meiner Mutter wohl eine Karte für die Synagoge, uns Kinder aber schickte er zur Schule. Am Sabbatabend durfte meine Mutter ruhig die heiligen Kerzen anzünden, aber er hielt den Laden offen bis Sonntag morgen. Meine Mutter durfte glauben und anbeten, was ihr beliebte, nur durfte ihre Orthodoxie nicht dem amerikanischen Fortschritt der Familie zuwiderlaufen.

Der Preis, den wir alle durch diese Zwiespaltung des Familienlebens zahlen mußten, wird von jedem jüdischen Haushalt

gefordert, wo die erste Generation noch an den Traditionen der alten Welt hängt, während die zweite Generation schon das Leben der neuen führt. Es gibt in der gesamten Geschichte der Juden nichts Traurigeres, nichts Unvermeidlicheres, aber auch nichts Hoffnungsvolleres. Jawohl, hoffnungsvoll für die Juden selber wie für das Land, das ihm Schutz gewährt. Denn Israel ist nicht der einzige Teil, der in diesem Kampf einen Einsatz wagt. Die Nationen haben allen Grund, diesem Ringen zuzuschauen, denn der Einsatz ist Menschheitsteil. Ich, deren Leben Zeugnis dafür ablegt, deren Herz noch manchen Schleier lüften kann, ich darf das sagen. Und ich spreche wirklich für Tausende.

Mein Haar ist noch nicht grau genug, als daß ich meine Geschichte über einen gewissen Punkt hinaus erzählen dürfte. Die Zeit, in der mein Leben seinen Höhepunkt erreichte, mögen dereinst meine Enkel schildern. Jetzt ist mein Vater erst in das Alter gekommen, wo er darüber reden könnte, wie ihm die Zeit bewies, daß man von dem, was man zuerst schroff von sich weist, manches später schwer vermißt. Er könnte erzählen, wie weit er den Spuren seines Weges nachging, um das wiederzufinden, was er neu hatte schätzen lernen; wie es ihm erging, als sein Atheismus auf die härteste Probe gestellt wurde; kurz und gut, wohin letzten Endes seine Emanzipation führte. Und seine Worte würden wie die meinen für Tausende gelten können. Ich stelle meinen Enkeln eine schwere Aufgabe, aber wer weiß, ob sie ihrerseits nicht noch eine viel schwerere stellen werden. Vielleicht müssen sie ein Zeugnis davon geben, daß der Glaube Israels ein Erbteil ist, das keinem direkten Abkömmling je ganz entfremdet werden kann. Selbst mein doch immerhin noch beschränkter Blick ist nicht sicher, ob ein Jude sich wird völlig zu einem fremden Glauben oder Unglauben bekehren lassen. Inwieweit meine Nachkommen dies Beharrungsvermögen des jüdi-

schen Blutes werden anerkennen müssen, wird sich wohl meiner Beobachtung entziehen.

Es ist eigentlich überflüssig, hier zu betonen, daß mich damals, als ich auf Grund der Lehre meines Vaters als Gottesleugnerin auf dem Schulhof stand und entsetzenerregend das Recht zum Atheismus auf Grund der Verfassungslehre verteidigte, keine einzige dieser prophetischen Ahnungen quälte. Ich hielt mich für alle Ewigkeiten völlig und herrlich befreit vom Joche unverantwortlichen Aberglaubens. In Erinnerung an die Folterqualen, die mein armer Bruder hatte dulden müssen, weil er in der Judenschule nicht hatte lernen wollen, was doch falsch und fruchtlos war, tobte ich vor Empörung und Mitleid. Mir wurde auch plötzlich klar, warum der arme Reb Lebe keine Antwort auf meine Fragen gehabt hatte. Außerhalb Amerikas durfte man ja keine Wahrheit verkünden. Und ich war sehr stolz auf meine Aufgeklärtheit und suchte eifrig Gelegenheit, sie zu beweisen.

Wieder war es Miß Dillingham, die mich in vieler Hinsicht unterstützte und die mich, ohne daß sie es ahnte, schon frühzeitig auf eine Probe stellte, deren Folgen mich dermaßen erschütterten, daß ich sie lange nicht vergessen konnte. Eines Tages lud sie mich zum Tee ein, und ich ging sehr aufgeregt zu ihr. Es sollte meine erste Einführung in einen echten amerikanischen Haushalt sein, meine erste Mahlzeit am Tisch einer Ungläubigen, einer Christin. Würde ich mich wohl auch richtig zu benehmen wissen? Ich weiß nicht, ob mein Betragen etwas von dieser Ängstlichkeit verriet, ich erinnere mich nur, daß ich ganz Auge und Ohr war und daß mir nichts entgehen sollte, was mir als Führer dienen konnte. Aber Auge und Ohr war ich ja meist und so werde ich trotz alles Starrens kaum einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht haben. Ich hatte meine Tischmanieren stets für tadellos gehalten; aber Amerika war nun einmal nicht Polotzk, wie mein Vater zu sagen pflegte, also hantierte ich höchst vorsichtig mit Messer

und Gabel. Durch Langsamkeit versuchte ich schlau meine Unsicherheit zu verdecken. Ich nahm keinen Löffel in die Hand, ehe mir die anderen nicht gezeigt hatten, welcher der richtige war.

Es ging alles ganz gut, bis eine Platte mit einer mir fremden Sorte Fleisch herumgereicht wurde. Irgend ein böser Geist flüsterte mir zu, daß das Schinken sei, verbotene Speise; und ich, die Liberale, die Freidenkerin fürchtete mich, davon zu nehmen! Es kam für mich ein furchtbarer Augenblick der Überraschung, Beschämung und Selbstverachtung; aber trotzdem nahm ich eine Scheibe und beugte mich über meinen Teller, um meine Verwirrung zu verbergen. Ich war wütend über meine Schwäche. Ich, die ich im Kampf um den Gedanken der Freiheit zwei Religionen getrotzt hatte, ich fürchtete mich vor einem Stückchen Schweinefleisch! Und ich begann den Schinken bis ins letzte zu zerfasern, fest entschlossen, mehr davon zu essen als sonst wer am Tische.

Aber ach, ich mußte einsehen, daß es schwerer ist, zur Verteidigung eines Prinzips zu essen als zu reden. Ich aß wohl, aber nur der eben abtrünnig gewordene Jude wird begreifen, mit welchem Widerwillen, mit welchem inneren Protest, mit welch tiefem Abscheu vor mir selber das geschah. Der Spartanerknabe, der den gestohlenen Fuchs unterm Rock lieber seine Eingeweide zerfleischen ließ, als daß er sich hätte auf seinem Diebstahl ertappen lassen, war kein größeres Wunder an Selbstbeherrschung als ich, die ich am Teetisch meiner Freunde unjüdisches Fleisch aß.

Sollte man meinen, daß ein so lächerliches Stückchen Fleisch zum Symbol und Prüfstein tiefster Erkenntnisse werden könnte? Daß sich im Seelenleben eines halbwüchsigen Kindes die Kämpfe und Siege von Jahrtausenden wiederspiegeln können? Immer und immer wieder mache ich die Entdeckung, daß es etwas Wunderbares ist, Mensch und als Mensch ein Abbild des Alls zu sein. Ist es nicht ein Wunder für mich, daß auch ich ein Gefäß aller

Weisheit der Welt sein soll, ich, die ich am Ende des neunzehnten Jahrhunderts auf die Welt gekommen bin? Ja, ich bin Erbin der Jahrtausende, und alles, was gewesen ist, ist in mir und wird weiter sein in dem unsterblichen Teil meines Ich.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Kinderparadies.

Unsere kleine Abendschule in der Familie. — Frieda geht neidlos auf die Arbeit. — Meine Beschäftigung im Haushalt. — Die öffentliche Bibliothek. — Was ich las. — Das Konversationslexikon. — Ehrgeizige Träume. — Gleichheit und Gerechtigkeit vor Gericht. — Die Samstagabendpromenade.

All die Zeit durchzog ich forschend das Grenzland zwischen dem alten und neuen Leben. Ich jagte nach Erkenntnis und traf nicht selten fehl; fand Offenbarungen im Alltäglichsten und erhielt Antwort von Dingen, die mir stumm erschienen waren. Ich klomm Stufe für Stufe die Leiter des Wissens empor, und meine Blicke schweiften ehrgeizig zu himmelhohen Gipfeln. Freundschaften bauten sich auf, die meine Jugend trugen und mein ferneres Leben reich machen sollten. Ich lernte mich und die Welt um mich her noch höher schätzen und sammelte unermüdlich die Früchte, deren Same in weiter Vergangenheit gelegt war und die nun unter der Sonne meiner Zeit zur Reife kamen. All das tat ich, und meine Schwester, was tat sie in der gleichen Zeit?

Sie tat, was sie immer getan hatte. Sie hielt sich dicht an die Seite meiner Mutter auf dem öden Weg durch das Alltagsleben. Sie wußte wohl um die Gärten voll schöner verbotener Früchte, aber sie wich niemals ab von dem Pfade der Pflicht. Ihre Opfer wurden ihr nicht leicht, denn sie war ein junges

Mädchen wie die anderen alle, die nach einer düsteren Kindheit gesunden Hunger nach der Schönheit des Lebens haben. Sie hatte ein feines Gefühl für alles, was begehrenswert war, wenn ihr auch zum Urteilen die Worte fehlten. Sie sehnte sich sogar sehr nach dem Besitz der Lebensgüter; da ihre Stellung in der Familie ihn ihr aber verbot, entwickelte sie ein Talent, sich am Besitz anderer zu freuen, nach dem ich im Leben hoffentlich nie werde streben müssen. Ihr einfacher Geist gab sich nicht mit Selbstanalyse ab. Sie wußte nie, warum sie glücklich war, und glaubte nur, daß das Schicksal es gut mit ihr meinte. Und dennoch muß sie zu Augenblicken gefühlt haben, daß die Höhen des Lebens ihr nur durch soziale Tyrannei verschlossen und nicht an und für sich unerreichbar waren. Aber das ist lediglich eine Vermutung von mir; sie selber verriet im täglichen Umgang niemals Unzufriedenheit.

Wir setzten unser gemeinsames Leben wenigstens teilweis, auch als sie auf Arbeit ging, fort. Wir bildeten eine Art Abendschule; sie und ich und die beiden Kleineren trieben zusammen Englisch und Rechnen. Sobald das Eßgeschirr abends abgeräumt war, setzten wir uns um den Küchentisch. Die Bücher borgten wir uns aus der Schule, und Bleistifte gab mein Vater bereitwilligst her. Ich war die Lehrerin und meine Schüler waren fleißig. Der Eifer, mit dem wir arbeiteten, entsprach dem großen Ziele, das wir anstrebten. Ob sich die Resultate den Anstrengungen würdig zeigten, weiß ich nicht zu sagen. Ich weiß nur, daß Friedas Backen vor Erregung glühten, als sie die ersten einfachen englischen Worte lesen lernte. Wie ich ihr aber erst erzählte, daß sie und ich und George Washington Mitbürger wären, leuchteten ihre Augen hell auf wie Sterne in einer Neumondnacht.

Die abendlichen Studien entschädigten sie für den Tag, wo sie über der Näharbeit sitzen mußte, damit die Familie sich über Wasser halten und ich weiterlernen konnte. Welche Frieda Antin

würde es ihr wohl nicht nachtun? Bei ihren Morgenfahrten auf der Fähre mag sie hin und wieder eine tiefe Sehnsucht verspürt haben, wenn der Frühlingswind die Wasser des Flusses kräuselte, aber sobald sie wieder an der Maschine war, sah sie auch in ihrem Los Schönheit, und es kam ihr die Lust zu singen. Die Mädchen, der Vorarbeiter, der Aufseher, alle sprachen von Mary Antin, deren Gedichte in einer amerikanischen Zeitung standen. Wohin sie ihre bescheidenen Geschäfte auch trieben, überall hörte sie den Namen ihrer Schwester nennen. Denn mit einer Anhänglichkeit, die charakteristisch ist, betrachtete mich die ganze jüdische Gemeinde aus dem einfachen Grunde, weil auch ich Jüdin war, als Verwandte. Man bauschte meine kleinen Erfolge auf und wies mit Stolz auf mich, wie es immer mit Juden geschieht, die sich irgendwie auszeichnen. Wenn die untergehende Sonne die Knospen an den Bäumen wie Perlen schimmern ließ, kam auch Frieda wohl mit der Müdigkeit derer nach Hause, die ums Brot arbeiten. Aber sie war wieder frisch, sobald nach Tisch die Bücher aufgeschlagen wurden. Erst wenn die Lampe zu schwelen anfing, dachte sie an Ruhe.

Beim Zubettgehen plauderten wir ganz wie früher in Polotzk, als wir noch klein waren. Nur daß wir nicht mehr wie damals uns mit geschlossenen Augen allerlei Herrlichkeiten vorträumten: statt des alten Kinderspiels tauschten wir unsere wunderbaren wirklichen Erlebnisse aus. Meine Beiträge waren unzweifelhaft prahlerische Erzählungen von dem, was sich in der Schule ereignet, Schilderungen von hohen Schulmännern, Redakteuren und anderen bedeutenden Leuten. Friedas Freude über meine Leistungen war der deutlichste Beweis ihrer neidlosen Zuneigung. Früher, wenn ich ungezogen gewesen war und sie gebeten hatte, mich nicht allein meiner Reue zu überlassen, hatte sie stets meine Zerknirschung mit mir geteilt und gleich mir feierlich Besserung gelobt. Nun fühlte auch sie eine Krone auf ihrer Stirn, weil

ich voll Stolz und Ehrgeiz war, und der Applaus künftiger Generationen klang in ihren Ohren. Sie teilte den Ruhm ihrer Schwester, und welche Frieda Antin hätte wohl bestritten, daß dieser Anteil sie für eine mühselige, arbeitsreiche Jugend reichlich belohnte?

Wenn ich auch nicht ums tägliche Brot arbeitete wie meine Schwester, so verdiente ich mir doch wenigstens das Salz dazu, indem ich an den schulfreien Sonnabenden die Wohnung fegte, schrubbte und scheuerte. Meine Mutter konnte die Hausarbeit nur unregelmäßig leisten, da sie zumeist im Laden sein mußte. Also gab es für uns Kinder genug zu tun, wenn wir die kahlen Wände sauber halten wollten. Auch hier fiel Frieda natürlich der Löwenanteil zu. Ich brauchte den ganzen Sonnabend, um das zu erledigen, was die tüchtige Frieda mit einem Dutzend Handgriffen fertig brachte. Ich mochte die Hausarbeit nicht, liebte aber Ordnung. Ich putzte demnach bereitwillig Fenster und gewann auch dem Schrubben dadurch etwas Freude ab, daß ich mit reichlicher Seifenverschwendung allerlei Muster durch das ganze Zimmer zog.

Es liegt eine gewisse Freude darin, gewöhnlichste Arbeit gut zu verrichten, besonders wenn einem die Arbeit nicht leicht wird. Wenn ich morgens einen Tag Hausarbeit vor mir hatte, vergeudete ich in dem lähmenden Gefühl der Unfähigkeit, sie leisten zu können, kostbare Minuten. Ich sah sie mir von allen Seiten an, damit mir die Schwere meiner Aufgabe recht zu Bewußtsein käme. Hatte ich mich aber erst hineingestürzt oder sie gar bewältigt, dann fühlte ich eine ganz seltene Freude im Anblick meines Werkes. Mit wirrem Haar und aufgeschürztem Rock, die schmutzgestreiften Arme bis zum Ellenbogen bloß, stapfte ich auf den Hacken über die feuchten, sauberen Dielen und wischte mit dem Finger über Stuhl und Tischbeine, um zu prüfen, ob auch ja nicht irgendwo ein Stäubchen geblieben sei. Ich brachte

nicht einmal erst meine Kleidung in Ordnung, sondern lief, wie ich war, auf die Straße, um nachzusehen, wie meine Fenster blitzten. Der gewöhnlichste Tagelöhner hat solche Augenblicke hellster Freude an seinem Werk, und auch das Genie ist, wenn es sich bei irgend einer handwerklichen Tätigkeit ausruht, dem gleichen Gesetz unterworfen. Ich kenne einen Mann, der einen Lehrstuhl an einer bedeutenden Universität innehat. Ich habe selbst erlebt, wie dieser Mann ein ganzes Auditorium sonst nicht gerade aufmerksamer junger Leute eine Stunde lang durch einen Vortrag über die prähistorischen Wasser- und Landbewohner aus einer Zeit, wo noch kein Wesen mit weniger als vier Beinen sich bewegte, in Spannung hielt. Und ich habe denselben Gelehrten gesehen, wie er in zeitweiliger Trennung von seinen dickleibigen Büchern stolz vor seinen Freunden und liebevoll einen Briefkarton hin und her wandte, den er höchst eigenhändig aus Pappe zusammengekleistert hatte. Die Hand war nun einmal das erste Werkzeug, das den Menschen über seine Vettern, die Tiere erhob, und so wurzelt in uns allen eine instinktive Hochachtung vor dem Werk der Hände.

Die Wochen von Juni bis September, wo die Schule geschlossen war, hätte ich schwer ausfüllen können, wenn nicht die öffentliche Bibliothek gewesen wäre. In der ersten Zeit machte ich mir einen Kalender der Ferienmonate, riß jeden Morgen ein Blatt ab und fand meinen Trost darin, daß sich die Anzahl der freien Tage verminderte. Nachdem ich aber die öffentliche Bibliothek entdeckt hatte, wartete ich weit weniger ungeduldig auf den Schulanfang. Die Bibliothek war bis ein Uhr nachmittags geschlossen, und jeder Leser durfte nur einen Band auf einmal mit nach Hause nehmen. Schon lange vor ein Uhr stand ich auf der Treppe des Bibliotheksgebäudes harrend, bis die Tore des Paradieses sich auftaten. Stunden und Stunden brachte ich im Lesesaal zu, freute mich an der eigenartigen Atmosphäre, die

von den Büchern ausging, an der Ordnung und der Ruhe an diesem Orte, der der Arlington Street so völlig unähnlich war. Aber das Ungewöhnliche wurde mir bald ganz zur Gewohnheit. Wenn ich in ein Buch vertieft war, lenkte nichts mehr meine Aufmerksamkeit ab, weder das Rascheln beim Umwenden der Seiten, noch der eigentümlich leise Schritt des Bibliothekars. Die Bibliothek war das größte Wunder in meinem bisherigen Leben. Sie bedeutete in mancher Beziehung für mich noch mehr als die Schule. Man konnte lesen und lesen, lernen und lernen, so schnell man mochte, ohne auf dumme kleine Mädchen oder auf unaufmerksame kleine Jungen warten zu müssen. So oft ich aus der Bibliothek nach Hause ging, hatte ich ein Buch unter dem Arm, und ich las es gewöhnlich aus, bis die Bibliothek am nächsten Tage geöffnet wurde, und wenn ich auch noch so lange beim Schein meines Lämpchens aufsitzen mußte.

Welcher Art waren nun die Bücher, die ich so aufmerksam las? Ich las so ziemlich alles, was mir unter die Finger kam. Ich glaube, der Bibliothekar half mir bei der Auswahl der Bücher, aber ich kann mich merkwürdigerweise nicht mehr genau darauf besinnen. Irgend etwas muß mich aber wohl geleitet haben, denn ich las hauptsächlich Jugendschriften. Von allen sind mir die Geschichten von Louisa Alcott noch in der lebhaftesten Erinnerung. Weniger anziehend fand ich die Schriften von dem Typus, der in den Sonntagsschulen gang und gäbe ist. In einer endlosen Reihe von Bändchen handelte es sich da zum Beispiel um ein sehr unartiges kleines Mädchen mit Namen Lulu, das ewig Launen hatte, eigentlich nur damit ihrem Vater Gelegenheit geboten würde, ihm Strafpredigten zu halten und es auf sein engelgleiches Schwesterchen Gracie als Vorbild zu verweisen, worauf sich dann alle erhobener fühlten und zu beten anfingen. Unmittelbar nach Louisa Alcotts Werken kamen für mich die Knabenbücher mit Abenteuergeschichten.

Aber das war bei weitem nicht alles. Ich las auch jeden gedruckten Schund, der durch Zufall oder mit Absicht in unser Haus gelangte. Eine erzählende Wochenschrift von mehr als wertlosem Charakter, die in unserer Nachbarschaft viel gelesen wurde, in der Hauptsache wohl weil den Abonnenten als Prämie ein Brillantring von ich weiß nicht wie vielen Karat versprochen wurde, beschäftigte mich stundenlang. Die Geschichten in diesem Blatt ähnelten in der Art, wie sie atemlose Spannung erzeugten, in dem Überfluß an Schrecknissen und in der Unwahrscheinlichkeit der Heldencharaktere dem, was ich in Witebsk zu lesen pflegte. Zahlreiche Illustrationen begleiteten den Text. Die Bilder zeigten gewöhnlich den Augenblick, wo der Intrigant die Heldin zu erdrosseln im Begriff stand, während der Held hinter einem gefällig drapierten Vorhang hervorstürzte, um die Geliebte vom Untergang zu retten. Wenn solch ein Bündel Hefte ins Haus gebracht wurde, glättete ich sogar das schmutzige Zeitungspapier, in das sie eingewickelt waren, und las es von Anfang bis zu Ende durch. Ich hatte meine Freude an allem und fand alles, was ich las, wundervoll. Und ich bin überzeugt, daß ich hier wie in Witebsk keinen Schaden durch diese Lektüre genommen habe. Nachdem ich viele bessere Bücher gelesen hatte, kam selbstverständlich auch die Zeit, wo mich das Brillantring-Journal anwiderte; aber anfangs war mein Hunger nach Gedrucktem so stark, daß ich nichts ungelesen aus der Hand ließ, und mein Geschmack noch so wenig gebildet, daß mich selbst das Krasseste nicht verletzte, wenn es nur gedruckt war.

Neben der Bibliothek hatte ich noch eine andere Quelle guter Lektüre. Die jiddischen Zeitungen waren damals ausgezeichnet, und mein Vater war auf die beste abonniert. Leider ist inzwischen der jiddische Journalismus jämmerlich heruntergekommen und zwar durch die Nachahmung der berüchtigten amerikanischen gelben Presse.

Es gab in der Bibliothek ein Werk, über dem ich unzählige Stunden verbringen konnte, nämlich das Konversationslexikon. Meist schlug ich die Namen illustrer Persönlichkeiten auf, zuerst natürlich George Washington. Am allerhäufigsten las ich die Lebensbeschreibungen meiner Lieblingsschriftsteller. Mir schien es, als wenn diese guten Leute mit Freuden gestorben sein müßten, damit ihre Namen und Geschichten verzeichnet würden in diesem Buche des Ruhms. Es gab für mich keine größere Ehrung als auch nur kurz im Konversationslexikon genannt zu sein. Und in mir wuchs der ungeheuer ehrgeizige Wunsch, der alle anderen Wünsche verschlang, noch bei Lebzeiten sicher erfahren zu dürfen, daß nach meinem Tode mein Name in diesem Werke gedruckt stehen würde. Es war an und für sich etwas so Unglaubliches, daß ich den Gedanken daran sogar vor mir selber geheim hielt. Ich ließ ihn ruhen in dem äußersten Winkel meines emsigen Hirns, von wo er entsprungen war. Aber er wuchs und wuchs gegen meinen Willen, bis ich schließlich nicht mehr der Versuchung widerstehen konnte, ganz genau die Stelle im Lexikon aufzuspüren, wo mein Name hingehören würde. Ich fand, daß er nicht weit von „Alcott, Louisa M." eingeschaltet werden müßte, und schlug die Hände vors Gesicht, um die dumme, namenlose Freude, die darauf geschrieben stand, zu verbergen. Ich übte mich im Hersagen meines Namens in der üblichen Lexikon-Form „Antin, Mary" und er kam mir so abgehackt kurz vor, daß ich mir überlegte, ob ich nicht noch einen Anfangsbuchstaben einschieben könnte. Ich hätte gern meine Lehrerin dabei zu Rate gezogen, fürchtete mich aber, meine Motive zu verraten. Denn so sehr mich auch der Gedanke an eine Größe, die ich vielleicht einmal im Leben erreichen würde, blendete, wußte ich doch nur zu genau, daß meine Ansprüche auf Nachruhm zunächst noch ganz lächerlich unbegründet waren. Und ich wollte nicht meiner Eitelkeit wegen ausgelacht werden.

Man vergebe mir, daß ich so leichtherzig die geheimsten Träume der Kinderseele preisgebe. So spöttisch ich auch heute über meine eigene Naivität lächle, muß ich doch sagen, daß mir im Leben kaum etwas Höheres begegnet ist als solch Streben nach dem Höchsten, wie es mir damals eigen war. Ist es nicht besser, von einem Ehrgeiz, der nie befriedigt wird, verzehrt zu werden, als stumpf dahinzuleben, zufrieden mit der Einschätzung, die die lieben Nächsten uns zuteil werden lassen? Das Denkmal auf öffentlichem Platz ist nicht nur ein Monument dessen, den es unsterblich macht, sondern vor allem ein Symbol des ewigen Aufwärtsstrebens der Menschheit. Es ist kein Grund zum Lachen, wenn der Junge, der Soldat spielt, erklärt, er wolle die Welt Mores lehren, wenn er erst ein Mann sei. Darum schreibe man auch getrost meinen Namen in das Buch des Ruhms mit dem Zusatz: „Sie war eine, die aufwärts strebte." Schließlich liegt doch darin im Grunde der Entwicklungskern der Größe.

Die Tage im Sommer sind lang, und die Abende bekanntlich nicht kürzer als der Lampendocht. Es blieb mir also trotz allen Lesens noch immer Zeit zum Spielen; und ich hatte trotz allen Lerneifers auch Lust dazu. Meine Hauptspielkameraden waren Jungen. Es machte mir kein besonderes Vergnügen, im Hinterhof bei Bessie Finkelstein Theater zu spielen, selbst wenn ich die Hauptrolle hatte, die ich dadurch eindrucksvoller zu gestalten versuchte, daß ich lange Stellen russisch deklamierte, von denen mein Publikum auch nicht ein Wort verstand. Mir machte es viel Spaß, mit den Jungen Verstecken zu spielen. Ich freute mich, meine Beine gebrauchen zu können, wenn sie auch recht kurz waren. Ich wurde meiner Kleinheit wegen so oft geneckt und gehänselt, daß es mir eine große Genugtuung war, wenn ich vor einem größeren Jungen einmal das Ziel ablief.

Eines Tages malträtierte mich ein vierschrötiger Negerjunge, das Entsetzen der ganzen Nachbarschaft, als ich auf der

Straße spielte. Mein Vater beschloß, dem Schlingel endlich einmal eine Lehre zu erteilen, ließ ihn festnehmen und vor Gericht bringen. Der Junge wurde eine Nacht hinter Schloß und Riegel gesetzt und kam aus seiner kurzen Gefangenschaft mit einem erhöhten Respekt vor den Rechten seiner Mitmenschen wieder heraus. Aber das soll nicht etwa die Moral dieser Episode sein. Wichtiger als meine Rache an dem Raufbold war mir die Erfahrung, wie in den Vereinigten Staaten praktische Justiz getrieben wurde. Wir mußten uns in dem kleinen Gerichtssaal versammeln. Die bärtige Arlington Street stand gegen die wollköpfige. Es erschienen Kläger und Beklagter, Zeugen, Freunde, Schaulustige und andere mehr. Niemand brauchte zu kriechen, niemand sich tyrannisieren zu lassen, niemand zu lügen, wenn er es nicht wollte. Wir waren alle frei und wurden alle gleich behandelt, ganz so wie es die Verfassung vorschrieb. Nicht das Opfer, sondern wirklich der Übeltäter wurde bestraft, was doch in Rußland bei ähnlichen Gelegenheiten nicht immer der Fall gewesen war. „Freiheit und Gerechtigkeit für jeden!" Es lebe das Sternenbanner!

Einmal in der Woche kam regelmäßig der Augenblick, wo ich das Buch freudig beiseite legte, und wenn es noch so fesselnd war. Das geschah am Samstag abend, wenn Bessie Finkelstein mich abholen kam, und Bessie und ich Arm in Arm Sadie Rabinowitsch abholten, und Bessie, Sadie und ich immer noch Arm in Arm Annie Reilley abholten; und Bessie usw. usw. unlösbar verkettet den Broadway auf und ab promenierten. Wir nahmen von allem Besitz, was wir auf der Hauptstraße von Chelsea sahen, hörten oder begehrten.

Wir stolzierten in einer Reihe, soviel wir auch waren, und ließen einander nur los, wenn jemand durchaus nicht ausweichen wollte. An den elektrisch erleuchteten, herrlich dekorierten Schaufenstern blieben die Abdrücke unserer Nasen und Finger. Wir

inspizierten aufs genaueste ganze Gebirge billiger Bonbons, bis wir die Sorte herausfanden, die am langsamsten zerschmolz. Selbige wurden dann während der weiteren Promenade von der ganzen Gesellschaft abwechselnd gelutscht; sie gingen von Mund zu Mund. Wir blieben stehen, wo immer sich eine Zahl Menschen zusammenfand, oder liefen auch einen ganzen Häuserblock weit mit Hurrageschrei hinter der Feuerspritze oder dem Krankenwagen her. Wir standen jedem im Wege und ließen die Finger nur mit Mühe von ernsterem Unfug. Wir waren ja nur Mädels. Aber wir amüsierten uns, wie sich nur Kinder amüsieren können, deren Väter Kramläden im Keller haben, deren Mütter selbst die Wäsche waschen, und deren ältere Schwestern für fünf Dollar die Woche an der Maschine sitzen müssen. Wenn wir Jungen gewesen wären, hätten Bessie und Sadie und alle die andern zusammen zweifellos eine „Bande" gebildet; wir wären in die chinesischen Wäschereien eingedrungen, hätten den „Tsching, Tschang, Chinaman" geneckt, wären von einem „Blanken" von allen gastlichen Torgängen vertrieben worden und hätten uns „mächtig" amüsiert. Aber wir waren nun mal, was wir waren, also nannten wir uns nicht Bande und amüsierten uns „himmlisch", was jeder, der über den Broadway ging, sehen mußte. Und auch hören mußte! Denn wir waren alle miteinander im Lachalter, und der Broadway bot an den Samstagabenden reichlich Stoff zum Kichern. Wir blieben auch meist bis spät in die Nacht. Denn in Arlington Street gab es keine strenge Hausordnung, selbst nicht für die Bewohner der Kinderstuben. Man konnte die Jüngsten vor ein Uhr nachts zu jeder Zeit ebenso häufig auf der Straße wie in ihren Bettchen finden.

In meine Freude mischte sich aber noch etwas, was weder in den Schaufenstern, noch in den Abenteuern oder den Bonbons seinen Grund hatte. Der Hang des Volkes zu geselligem Zusammenschluß ging mir auf. Das ganze Chelseaer Proletariat

war unterwegs, und diese Bevölkerungsschicht hält unter sich gute Nachbarschaft. Frauen, die Hüte schief über den schmächtigen, scharfen Gesichtern, standen gebeugt unter ihren Tragkörben in kleinen Gruppen am Straßenrand und prahlten mit ihren Geschäften. Kleine Mädchen, Lockenwickel in den Haaren, und kleine Jungen mit Hüten ohne Krempe, klammerten sich an ihre Rockschöße, bettelten um Pfennige und ließen sich nur durch Ohrfeigen, die hin und wieder nur so nebenbei fielen, besänftigen. Einige Väter standen verlassen hinter diesen Familiengruppen, während die anderen sich zwischen den Barbierläden und den Ecklaternen verteilten. Ich verstand diese Leute, da ich zu ihnen gehörte, und liebte sie auch. Ich fand das alles reizend gemütlich.

Der Samstagabend ist der Feierabend der Arbeiterfrauen. Aber das hindert doch nicht, daß gelegentlich auch einmal eine Dame ausgeht, und sei es auch nur, um im Blumenladen eine Bestellung zu machen. So kamen denn auch Bellingham Hill und Washington Avenue, die Aristokratenviertel von Chelsea, mit der Arlington Street zusammen, was meine Freude noch steigerte. Denn ich hatte immer etwas übrig für ein buntes Volksbild. Ich liebte die Kontraste, die grellen Lichter und die tiefen Schatten und die Abstufungen zwischen beiden, die alles Leben in eins verschmolzen, auch damals schon. Ich sah dabei natürlich manches, was ich noch nicht mit Bewußtsein sehen konnte. Erst später, wenn mir in schwierigen Lebenslagen plötzlich Klarheit kam, entdeckte ich die Schätze, die ich mit der Zeit aufgespeichert hatte, als unerwartete Frucht einer Erfahrung, auf die ich einst nicht geachtet.

Wer weiß, wie oft ich auf dem Broadway Dingen und Menschen töricht nachgestarrt habe, die später bestimmend in mein Leben eingriffen? Wer weiß, ob je ein Fremder, der mich sanft aus dem Weg schob, erstaunt darüber, daß solch ein kleines Ding um zehn Uhr nachts noch nicht zu Haus im Bett lag, wer weiß,

ob er wohl daran gedacht hat, daß er vielleicht eines Tages mit meinem Leben würde zu rechnen haben! Wer weiß, ob ich nicht mit einem, der einst über meine kindische Freude freundlich gelächelt hat, später zusammen geweint habe! Wer weiß, wer weiß es? Millionen Fäden des Lebens, der Liebe wie der Trauer, kreuzen die große Straße, und wir verwickeln uns, ob wir wollen oder nicht, in die Maschen dieses Netzes. Wir würdigen den, der vielleicht eines Tages unser Herr sein wird, kaum eines Blickes. Wir sind nicht feinfühlig genug, um aus der Masse der Gesichter das herauszuerkennen, das sich einmal in Liebe, Mitleid oder Reue über das unsrige beugen könnte. Wer will aber einer Schar kleiner Mädchen die vergnügt und lachend verlebten Stunden zum Vorwurf machen, wo selbst erwachsene Männer und Frauen jederorts unbedachtsam dem Schicksal ins Netz laufen? Ich habe keine Schuld auf mich geladen, als ich mich einem Mitmenschen kichernd in den Weg stellte, wenigstens nicht im Vergleich zu dem Mann, der im Vorübergehen irgend ein unbedachtes Wort fallen läßt, ein Wort, das vielleicht den Lauf eines Menschenlebens ändern kann, wie der Felsblock, der von dem Berge niederstürzt, die Wasser eines Gießbachs ablenkt aus dem alten Bett.

Vierzehntes Kapitel.

Mannah.

Wiederum ziehen wir um: nach der Wheeler Street. — Eine üble Gegend, in der wir uns doch wohl fühlen. — Die Morgankapelle. — Instinktiver Widerwillen gegen den Gottesdienst. — Lockerung der elterlichen Autorität. — Traurige Wohnungsverhältnisse. — Ich trete dem Tanzklub bei. — Ich werde melancholisch. — Meine frühere Lehrerin und Freundin tröstet mich.

Das Leben in Chelsea ging ungefähr ein Jahr seinen Gang. Da fand mein Vater, daß die Aktiva und Passiva im Hauptbuche sich nicht decken wollten. Er brach noch einmal die Zelte ab, rief seine Herde zusammen und zog auf die Suche nach ergiebigerer Weide.

Die Selbstverständlichkeit dieses Vorganges war nicht ohne Reiz. Heute noch hier, wo man allem Anschein nach fest Wurzel gefaßt hatte, und morgen schon an einem Ort, wo man sich genau so zu Hause fühlte. Ein anderer Kramladen im Keller, ein frischgestrichenes Schild über der Tür, der Besen in der Ecke, der Laib Brot auf dem Tisch, darin lag für uns der Begriff des Heims. In der Wheeler Street am äußersten Südende von Boston wohnten mehr Neger als in der Arlington Street. Das hieß, daß sich die Außenstände vermehren würden. Aber sie hielten gute Nachbarschaft. Wir wurden mit aller Freundlichkeit auf- und leider auch ausgenommen. Die Schule war drei Häuserblocks entfernt. Man sang dort die Nationalhymne auf dieselbe Melodie wie in Chelsea und lehrte Geographie auf dieselbe mysteriöse Art. Warum sollte man sich da nicht auch heimisch fühlen?

Und bald lag, damit nichts an unserem häuslichen Glück fehle, ein Neugeborenes in der geborgten Wiege. Die kleine

Dora brauchte nicht mehr ihren wackeligen Puppenwagen spazieren zu fahren, sie erhielt zur ständigen Obhut eine lebendige Puppe in einem richtigen, großen Kinderwagen.

Die Gegend um die Wheeler Street ist nicht gerade der geeignete Aufenthaltsort für junge Damen, selbst nicht am hellsten Tage. Wenn sie überhaupt dorthin kommen, geschieht es nur unter sicherer Begleitung, in gemessener Entfernung von den Leuten in den Torgängen und voll Furcht und Ekel vor allen denen, die verschwommenen Blickes die Straße entlang taumeln. Die zarten Dämchen werden sich nach Haus zurückgekehrt waschen und parfümieren, bis auch die letzte Spur der Berührung mit der schmutzigen Wheeler Street der gewohnten Sauberkeit gewichen ist. Das soll kein Vorwurf sein, ich wünschte nur, sie brächten beim nächsten Gang in die Wheeler Street etwas von ihrer Seife und ihrem Parfüm mit. Denn es gibt dort Leute, die nicht minder als sie unter dem Schmutz leiden, die sich aber nicht wie sie davon befreien können.

Viele Jahre, nachdem ich der Wheeler Street entronnen war, kam ich dorthin zurück, um mich zu überzeugen, ob der Ort wirklich so schlimm war, wie ich ihn in Erinnerung hatte. Mir schien, als sei die enge Straße noch enger geworden. Das Trottoir war kaum so breit, daß zwei Menschen nebeneinander Platz hatten; die Gosse war voll von Kot und Abfall, und unsagbare Düsterkeit ging von den grauen Häusermauern zu beiden Seiten aus. Was ich früher nicht bemerkt, wurde mir damals klar: Wheeler Street war ein kleines, krummes Gäßchen, das eine Schenke an der Ecke der Shawmut Avenue mit einem Block verrufener Häuser in der Corning Street verband. Zu meiner Zeit war sie nichts anderes gewesen, nur ich hatte es nicht begriffen und also ohne Fährlichkeit dort gelebt.

Bei diesem späteren Besuch war ich die eine Seite der Straße herauf und die andere zurückgegangen, und manches

kam mir wieder zu Gedächtnis. Es war elf Uhr nachts. Der Lärm und das Gezänk, das aus jeder Tür, aus jedem Fenster drang, verriet meinem erfahrenen Ohr, daß sich ein Teil der Wheeler Street zu Bett begab. Der Kramladen im Keller der Nr. 11 — meines Vaters altes Geschäft — war noch offen, und davor in der Gosse spielte wahrhaftig ein vergnügtes kleines Mädchen, ganz wie ehedem.

Ich hatte diesen Inspektionsgang nicht allein gewagt, sondern ließ mich sicher geleiten. Aber ich hatte auch die Seife nicht vergessen. Heute verteile ich sie dort regelmäßig.

Die Vierzehnjährige hatte nichts an der Wheeler Street auszusetzen. Im Gegenteil, alles erschien mir gut. Noch nie hatten wir so nahe an der Straßenbahn gewohnt, und die große Bogenlampe vor der Schenke mit ihrem mondgleichen Glanz war mein ganzes Entzücken. Der Platz, den diese Lampe erhellte und den der Verkehr so vieler durstiger Seelen belebte, war der Hauptspielplatz für die Jugend der Wheeler Street. Auf unserer Seite der Straße konnte man sich kaum drehen. Aber dort, wo die Gasse nach der Shawmut Avenue den Bogen macht, war das Trottoir breiter.

Wie in Chelsea spielte ich auch hier wieder am liebsten mit den Jungen. Ich lernte vor der Straßenbahn noch rasch über die Schienen laufen, und freute mich, wenn sich in den Ärger des Wagenführers die Angst mischte, daß ich unter die Räder kommen könnte. Es war auch sehr amüsant, die Schenkentür, die unserem Laden gerade gegenüber lag, zu beobachten und zu sehen, wenn ein Betrunkener vom Wirt auf die Straße gesetzt wurde. Die Leute jammerten dann immer so komisch und hingen an den Türpfosten wie regennasse Blätter an einem Baum; sie plärrten wie eigensinnige Säuglinge; es war wirklich ein großes Vergnügen, sie zu beobachten.

Außerdem befand sich die Morgan-Kapelle in der Nähe.

Schon um ihretwegen lohnte es sich nach der Wheeler Street zu kommen. Sämtliche Kinder der Gegend — nur die ganz rüpelhaften ausgenommen — kamen mindestens einmal in der Woche in der Morgan-Kapelle zusammen, und zwar Sonnabends. Am Sonnabend fand nämlich ein Unterhaltungsabend in der Kapelle statt. Es gab gratis musikalische, literarische und andere salonmäßige Darbietungen. Nach dem unparteiischen Urteil der Wheeler-Street-Jugend stand alles auf großer künstlerischer Höhe. Jedenfalls kann ich das im Namen der Kinder aus der Nr. 11 versichern. Wir hingen an den Lippen der schönen Damen, die uns vorlasen oder vorsangen und angesichts unseres unbeschränkten Beifalls ihr Bestes taten. Wir bewunderten die fabelhaft sauberen Herren, die uns ebenfalls vorsangen und vorspielten, mit der gleichen Inbrunst, mit der wir ihnen Beifall klatschten. Hin und wieder kamen mit den wunderschönen Damen bezaubernde kleine Mädchen in der Glorie goldblonder Locken, fein gestärkter Volantunterröckchen und seidener Strümpfchen, die mit einstudiertem Ausdruck und geübter Geste komische oder tragische Poesie deklamierten. Und das erschien uns als der Gipfel aller rhetorischen Kunst. Wir fingen alle an, ein wenig für das Theater zu schwärmen. Aber die Hauptsache war doch, daß uns diese Einblicke in die Schönheit der Welt, die uns Musik und Dichtkunst vermittelten, tief bewegten, Einblicke in die Welt, wo all die schönen Damen mit den elfenhaften Kindern und all die sauberen Herren lebten.

Bruder Hotchkins, der die Unterhaltungen arrangierte, verstand sein Amt. Die Programme waren meisterhaft zusammengestellt. Klassische Werke leichterer Art waren geschickt untermischt mit den Lieblingsgassenhauern des Tages. Nichts, aber auch gar nichts schmeckte nach Kirche. Die Stunden waren in der Tat nur der Unterhaltung gewidmet. Eine raffinierte Mischung von freudigen, erschütternden und sehnsüchtigen Gefühlen war das

seelische Endresultat des Ganzen. Knickebeinige Männer ohne Kragen mit roten Nasen und stoppligen Bärten, die aus Neugier hereingeschlurft kamen und sich anfangs skeptisch auf die letzten Reihen setzten, rückten im Laufe des Abends immer weiter nach vorn und waren am Schluß sichtlich unter den Applaudierenden. Mürrische Burschen, die mit verstockten Gesichtern erschienen waren, schlichen sich nicht selten beschämt wieder von dannen. Ja, oft blieben von den einen wie den andern welche zurück, um Bruder Tompkins beten und predigen zu hören. An alledem war Bruder Hotchkins' meisterhaftes Programm schuld. Die Kinder benahmen sich meist recht gut; und die wenigen Rüpel, die mit der Absicht zu stören erschienen waren, wurden von Bruder Hotchkins und seinen Gehilfen ohne weiteres entfernt.

Ich konnte nicht anders, ich mußte Bruder Hotchkins bewundern. Was er leistete, war in jeder Hinsicht hervorragend. Ich war der festen Überzeugung, daß von ihm auch die verlockenden Anschläge vor der Kirche an den Sonnabenden stammten, wenn ich es auch nie bestimmt erfahren habe. Wie er mit den ungezogenen Jungen fertig wurde, war meisterhaft. Wie er die Mitwirkenden vorstellte, war unnachahmlich. Alles was er tat, ließ sich nicht besser tun. Und doch konnte ich Bruder Hotchkins nicht leiden, beim besten Willen nicht. Er war zu schmächtig, zu blaß, zu blond. Sein Stimme klang allzu freundlich, sein Lächeln war allzu gemacht. Er war ein Missionar, und das verleugnete sich nirgends. Und ich konnte Missionare nicht ausstehen. Es war das Mißtrauen der Jüdin, der europäischen Jüdin in mir, das Werk der grausamen, jahrhundertelangen Verbannung, daß ich mich gegen jeden auflehnte, der nicht von Gott mit dem Namen Adonai sprach. Damals hätte ich mich allerdings empört, wenn man mir das als den Grund meiner Abneigung gegen Bruder Hotchkins zugemutet hätte. Denn ich hielt mich kraft meiner untrüglichen Vernunft, die mich vom

Joch des Glaubens befreit hatte, weit erhaben über alle Rassenvorurteile. Ein starrer Atheist, wie ich es mit meinen vierzehn Jahren war, muß ja auch alle die verachten, die ihren Mitmenschen Religion predigen und so das Regiment des Aberglaubens verlängern. Natürlich war das allein der Grund, um den ich den Bruder haßte.

Zum Glück hatte Bruder Hotchkins keine Ahnung von meiner Abneigung. Von Zeit zu Zeit erhob er sich, ein Stück Papier in der Hand, und verkündete, daß „die nächste Nummer des Programmes Musikstücke bringen würde von" usw. usw. und schloß mit den Worten, „ich bin der festen Überzeugung, daß ihr alle mit in meinen Dank einstimmen werdet, den ich den Damen und Herren für ihre freundliche Mitwirkung heute Abend ausspreche." Während ich aber mit meinen Freundinnen zur Tür ging, hörte ich, wie sich seine Stimme zu den unvermeidlichen Worten erhob: „Hiermit ist jedermann zu einem kurzen Gottesdienst gebeten, wonach —" und er sprach noch etwas lauter — „in der Sakristei Erfrischungen gereicht werden ... Und somit bitte ich Bruder Tompkins, jetzt —" Das weitere ging unter im Geräusch des Aufbruchs und im Lärm der vorbeifahrenden Straßenbahnwagen. Ich war gewöhnlich schon draußen, ehe mir Bruder Tompkins hätte schaden können. In meinem Herzen war kein Gott. Was hätte er mir also schließlich schon nehmen können?

Heute würde ich ruhig in der Morgan-Kapelle bleiben und Bruder Tompkins und den anderen Brüdern, die vielleicht etwas zu sagen hätten, zuhören. Ich würde stumm in meiner Ecke dem Gebete folgen und vielleicht sogar still in das Amen einstimmen. Denn jetzt kenne ich die Bedeutung der Wheeler Street und weiß auch, was die Morgan-Kapelle gerade dort mitten in den krummen Gassen und Schenken, inmitten der Pfandleihgeschäfte und düsteren Mietskasernen bedeutet. Ihre Bestimmung ist, sozu-

sagen, Wasser und Seife zu verteilen, und sie erfüllt ihre Bestimmung. Seit ich der Wheeler Street entronnen bin, habe ich gelernt, daß es viele Wege gibt, die zum gleichen Ziele führen, und so würde ich Bruder Hotchkins mit Hochachtung zusehen, wie er auf seine Weise Wasser und Seife austeilt, überzeugt, daß meine Methode nicht die einzig mögliche ist. Die Menschen müssen mit den Werkzeugen arbeiten, zu deren Gebrauch sie von Natur aus am besten geeignet sind. Bruder Hotchkins muß beten, ich muß Wahrheit lehren, und andere wieder erfüllen ihren Zweck dadurch, daß sie schwächliche Säuglinge pflegen. Und dabei sind wir alle ehrliche Arbeiter und verdienen einen Platz in der Werkstatt der arbeitenden Menschheit. Nur die Spötter, die müßig herumstehen und über unsere Bemühungen das Haus zu reinigen, lachen, sollte man zum Tempel hinausjagen wie Bruder Hotchkins die Raufbolde.

Es war charakteristisch für den damaligen losen Zusammenhang in unserer Familie, daß sich eigentlich niemand um unsere Besuche in der Morgan-Kapelle recht kümmerte. Wenn wir die Schule und Hausarbeiten erledigt hatten, konnten wir eben mit unserer Zeit anfangen, was wir wollten. Joseph verkaufte nach der Schule Zeitungen; ich fegte und wusch auf; Dora hütete das Jüngste. Im übrigen amüsierten wir uns, so gut wir es verstanden. Mutter und Vater hatten Tag und Nacht mit dem Laden zu tun. Das Messen, Wägen und Geldwechseln beschäftigte sie allerdings weniger als die Berechnung, wie lange es noch dauern würde, bis die Außenstände das Geschäft gänzlich ruiniert haben würden. Wenn meine Mutter vielleicht auch Skrupel hatte, weil ihre Kinder in ein Gebäude mit einem Kreuz auf dem Dach gingen, so fehlte ihr doch die Zeit, diese Skrupel auszusprechen. Wenn mein Vater uns von der Morgan-Kapelle erzählen hörte, schnitt er das Thema mit einer sarkastischen Bemerkung ab und fragte höchstens, ob wir nicht nächstens zur

Heilsarmee gehen wollten. Im Grund war es ihm gleichgültig, und er gönnte uns Kindern das Vergnügen. Wenn die Eltern aber wirklich gegen den Besuch der Kapelle protestiert hätten, wäre der Platz vor der Schenke für uns ein besserer Aufenthaltsort am Abend gewesen? Bei einem Disput hätten sie sicher den kürzeren gezogen, und deshalb disputierten sie lieber gar nicht darüber.

In Polotzk hatte man uns andauernd erzogen, beaufsichtigt und unseren Tageslauf genau geregelt. In Amerika ließ man uns plötzlich ungebunden auf die Straße. Warum? Die Eltern besaßen keinen Glauben mehr, nach dem sie uns hätten erziehen sollen; Vater hatte den seinen aufgegeben und Mutter war in dem ihrigen nicht mehr fest. So rasch läßt sich aber ein ethisches, von Religion unabhängiges System nicht an seine Stelle setzen. Sie konnten uns Kindern nicht mehr den Grund dafür angeben, warum wir nicht lügen oder nicht schlecht sein sollten. Auf den anderen Gebieten der Erziehung war es nicht anders: ein Chaos trat an die Stelle der strengen Ordnung; Unsicherheit und Inkonsequenz untergruben den früher starren Gehorsam. Meine Eltern wußten und wünschten nur das eine, daß wir werden sollten wie die anderen amerikanischen Kinder. Da sie sahen, daß die Nachbarkinder schrankenlose Freiheit hatten, gaben sie sie uns auch, ohne im mindesten daran zu zweifeln, daß die amerikanische Erziehungsmethode auch die beste sei. In allen Fragen der häuslichen, öffentlichen oder gesellschaftlichen Etikette fehlte ihnen der Maßstab, nach dem sie sich richten konnten. Amerika war ja nicht Polotzk. In ihrer Verwirrung und Unsicherheit mußten sie es uns Kindern überlassen, den Vorbildern zu folgen, die uns die Umgebung vor Augen stellte. Ja, mehr noch, sie mußten sogar vom Throne elterlicher Autorität herabsteigen und Lehren aus dem Mund der Kinder annehmen. Schließlich war das doch für sie das einzige Mittel zu erfahren, was in Amerika

schicklich war und was nicht. Die Folge davon war eine Lockerung des Familienlebens, eine Umkehrung der normalen Verhältnisse, die zu Spaltungen und nicht selten zu einer völligen Auflösung einer vorher glücklichen und harmonischen Gemeinschaft führen kann.

Dieser traurige Zersetzungsprozeß läßt sich in den meisten Einwandererfamilien unseres Standes mit unseren Traditionen und Ambitionen nachweisen. Er ist ein Bestandteil des großen Amerikanisierungsprozesses, ein Sturm, der der Ruhe notwendig vorausgehen muß. Er ist das Kreuz, das die erste und auch noch die zweite Generation tragen muß, ihr unbewußtes Opfer an die kommenden Geschlechter. Die Schmerzen bei der Geburt sind nicht größer als diese Schmerzen. Aber ebenso wie eine Mutter die Qual der Wehen vergißt, wenn sie das Neugeborene an die Brust drückt, vergißt auch der von Sorgen und Kummer gebeugte Einwanderer das Leid der Verbannung, das Heimweh, den Spott, den Verlust und die Entfremdung, wenn er seine Töchter und Söhne als Amerikaner unter Amerikanern wandeln sieht.

In der Wheeler Street gab es eigentlich überhaupt kein richtiges Heim. Es gab nur armselige Wohnungen von drei und vier oder noch weniger Zimmern, in denen Familien, die keinen „Rassenselbstmord" trieben, kochen, waschen und leben mußten. Zwei bis vier Personen schliefen in einem Bett in fensterlosen Kammern. Am grauen Morgen zankte man sich und versöhnte sich wieder im Dunst des Abends. Man peinigte einander, unterstützte einander, rettete einander und trieb einander aus dem Hause. Es gab kein gemeinsames Leben in einer Form, die man noch hätte Leben nennen können. Es fehlte ja die Grundbedingung dazu: der Raum. Betten und Wiegen nahmen den Hauptplatz ein; was frei blieb, füllte Unordnung. Auf dem Tisch in der guten Stube fand man nicht etwa Bücher,

sondern nur das unvermeidliche Photographiealbum und eine Schmucklampe mit einem Papierschirm. Zumeist war die Lampe nicht einmal gebrauchsfähig. Im Hinterhof hatte der „ewige" Kehrichthaufen gerade Platz. Vor dem Hause war nur ein schmales Trottoir voller Menschen. Wohin sollten also die Hausbewohner? Es blieben nur Gastwirtschaften, Missionssäle, Bibliotheken, billige Vergnügungslokale und hier und da ein Nachbarhaus als Aufenthaltsorte. Die Leute trafen ihre Auswahl ganz nach ihrem Geschmack. Die Kinder scharten sich in den verschiedenen sogenannten Klubs zusammen. Die Mädchen um zu nähen, zu kochen, zu tanzen oder zu spielen; die Jungen um zu hämmern und zu kleistern, Stuhlgeflechte auszubessern, zu debattieren und eine Republik im kleinen zu regieren. Alle diese Klubs sind natürlich im Grunde nur verschiedene Formen kultureller Erziehungsanstalten, oder wie ich oben sagte, von Wasser und Seife.

Mein Bruder, meine Schwester Dora und ich kamen durch einige Nachbarskinder in einige von diesen Klubs, und wir gingen gern hin. Denn auch unser Heim bot uns nicht viel mehr als Raum in der Küche während der Mahlzeiten und in der Schlafkammer während der Nacht. Wir waren ja doch an und für sich schon sechs Personen. Von Zeit zu Zeit kam noch ein oder der andere Neuling aus Polotzk, den wir selbstverständlich bei uns aufnahmen, bis er selbst ein festes Heim gefunden hatte. Unsere Gesellschaft war also zahlreich und die Wohnung nur klein. Wir hatten es fast ebenso nötig, außer Haus zu gehen wie die Nachbarkinder. Fast, sage ich. Denn unser Wohnzimmer war immer sauber und die Lampe auf dem Tisch stets in Ordnung. Ihr Licht fiel oft auf ein offenes Buch. Allein, es war nun einmal in der Wheeler Street gang und gäbe, in einen Klub zu gehen, und so gingen auch wir hin.

Nähen und Kochen machte mir keinen Spaß, darum trat

ich einem Tanzklub bei. Aber auch da war ich nicht am rechten Platz. In Rußland war ich eine gute Tänzerin gewesen; hier waren alle Schritte anders, und mir fehlte der Mut, mich mitten im Zimmer auf dem glatten Parkett vor der Lehrerin zu drehen und zu wenden. Saß ich dann in einer Ecke beim Damespiel, bekam ich oft plötzlich eine unerklärliche Scheu vor meinem Gegner. Nicht eine einzige Partie Dame konnte ich gewinnen, obwohl ich doch früher meinen Vater stets besiegt hatte. Ich versuchte, mich mit einem Mädchen, das ich von Chelsea her kannte, anzufreunden, wurde aber kalt zurückgewiesen. Sie wohnte nämlich in der Appleton Street, die viel zu vornehm war für einen Verkehr mit der Wheeler Street. Geraldine studierte Redekunst. Sie trug ein rotes Cape mit einer roten Kapuze und hatte die Absicht, später zur Bühne zu gehen. Also mußte ich anerkennen, daß sie guten Grund zu ihrem Stolz hatte, und zog mich noch tiefer in meine Ecke zurück. Zum erstenmal im Leben wurde ich mir meiner Schäbigkeit und meines niedrigen Standes bewußt.

Ich sah dem Tanzen zu, bis ich es nicht mehr länger aushalten konnte. Ein Gefühl der Einsamkeit, der Nichtzugehörigkeit überwältigte mich. Ich schlüpfte hinter dem Rücken der Lehrerin aus dem Zimmer, ging nach Hause und schrieb melancholische Gedichte.

Was war denn eigentlich über mich gekommen? Warum war ich, die Selbstsichere, Ehrgeizige, plötzlich so demütig und schüchtern? Warum ließ sich die Kandidatin auf Unsterblichkeit im Konversationslexikon durch eine rote Kapuze so außer Fassung bringen? Warum fand ich, gestern noch ein Wildfang, auf einmal meine Spielkameraden dumm und Versteckenspielen langweilig? Ich wußte nicht warum. Ich wußte nur, daß ich einsam, unglücklich und unzufrieden war, und darum ging ich nach Hause und schrieb melancholische Gedichte.

Ich werde nie das Muster des roten Teppichs in unserer guten Stube vergessen — seit Chelsea besaßen wir nämlich einen Teppich —, denn ich lag stundenlang der Länge nach darauf und schrieb meine Verse auf eine kreischende Schiefertafel. Erst wenn sie ausgefeilt, sorgfältig auf das bewußte blaulinierte Briefpapier geschrieben und ich das Gedicht als wirklich sehr, sehr traurig erkannt hatte, wurde mir wohler zumute. Das wiederholte sich immer und immer aufs neue. Ich vergaß den Tanzklub, kümmerte mich nicht mehr um meine alten Freunde auf der Straße, und schrieb immer häufiger melancholische Gedichte. Der Tisch in der guten Stube wurde mein Arbeitstisch. Ich las viel, sinnierte nach jedem Kapitel lange vor mich hin und schrieb lange Briefe an Miß Dillingham.

Zeitweise schrieb ich ihr fast täglich. Das war in den Wochen, wo ich den abgründigen Schmerz in meinem Herzen nicht mehr in Reime zu fassen vermochte. Schließlich kam sogar der Tag, wo sich meinem Leid selbst die Prosa versagte, wo ich Miß Dillingham anflehte, zu mir zu kommen und die Beichte meines Kummers anzuhören. Sie sollte nicht zu uns ins Haus kommen; bei uns waren wir nicht ungestört genug. Ob und wann sie mich wohl im Stadtpark treffen könnte?

Und sie tat es. Sie war eine treue Freundin und eine kluge Frau. Sie traf mich im Stadtpark. Es war ein grauer Herbsttag. Ich glaube, es fiel sogar ein feiner Sprühregen, und mich fror auf meiner Bank. Aber das Bewußtsein der Größe meines Leides und die Romantik des Rendezvous bannten mich fest.

Wer nicht in seinen Entwicklungsjahren ganz blind gewesen ist, muß die Bedeutung all dieser Symptome verstehen. Miß Dillingham verstand, verriet mir aber klugerweise ihre Diagnose nicht. Sie ließ mich reden und sah mit ernster Miene drein. Sie versuchte auch nicht, in meinen Augen meinen Kummer zu

verringern. Ich beklagte mich über unser Heim, über die Familie und das Leben im allgemeinen. Sie sagte mir nicht einmal, daß ich bald alles überwinden würde, daß jedes Mädchen in meinem Alter an Weltschmerz litte, kurz und gut, daß ich ein Gänschen wäre. Im Gegenteil, sie sprach davon, daß es edel sei, den Schmerz tapfer zu ertragen, denen, die mich ärgerten, mit Liebe zu begegnen, und die Tage ordentlich auszunutzen. Sie erinnerte mich an große Männer und Frauen, die ebenfalls gelitten und ihr Leid durch ein arbeitsames Leben niedergekämpft hätten. So ging ich denn seltsam getröstet nach Hause, und wenn meine Reizbarkeit und mein grüblerisches Wesen verschwanden, war es der Einfluß der ruhigen Blicke aus Miß Dillinghams grauen Augen. Daß solche Szenen sich wiederholten, wird niemanden verwundern, der sein eigenes Reifen mit Bewußtsein verfolgt hat. Von jenen Tagen an kam mir Lachen und Weinen oft am unrechten Platz, schlich ich oft auf Zehenspitzen in die Nacht hinaus und griff nach den Sternen, liebte und haßte ich grenzenlos, stellte Theorien auf über die Ziele der Menschheit und wußte bei allem jahrelang doch nicht, was in meinem eigenen Herzen vorging.

Fünfzehntes Kapitel.

Getrübter Ruhm.

Die Bedeutung der Schulentlassung. — Frieda verlobt sich. — Sie schneidert mein Festkleid. — Mein Vortrag bei der Feier. — Die Rede des Schulrates. — Eine peinliche Ungeschicklichkeit von mir. — Ihre Folgen gehen mir jahrelang nach.

Abgesehen von den Schmerzen, die mir die Entwicklungszeit brachte, war ich ganz Kind. Ja, ich war eigentlich noch in mancher Beziehung recht unreif für mein Alter, als ich vier Jahre nach unserer Ankunft in Boston das Progymnasium verließ.

In der Wheeler Street galten eigentlich nur fünf Ereignisse als wichtig im Leben eines weiblichen Wesens: die Taufe, Konfirmation, Schulentlassung, Hochzeit und Beerdigung. Zu all diesen Feierlichkeiten gehörte zum mindesten für die Hauptperson die entsprechende Kleidung, und die mußte beschafft werden, selbst wenn sich die ganze Familie dadurch in Schulden stürzte. Es gab also in der ganzen Schule nicht ein einziges Mädchen, das am Tage der Entlassungsfeier nicht in strahlendem Glanz erschienen wäre, und wenn sie auch während der ganzen Schulzeit in Lumpen gegangen war. Jede von uns trug ihr weißes Mullkleid, Stickereiunterröcke, Lackschuhe, einen höchst vergänglichen Hut, Handschuhe, Sonnenschirm und Fächer. Mütter, die das Jahr hindurch Scheuerarbeit taten, um den Töchtern den Schulbesuch zu ermöglichen, hätten es als Schande empfunden, wenn ihre Lieblinge an dem festlichen Tage nicht richtig angezogen gewesen wären. Sie entzogen also lieber den Kindern die an sich schon knappe Ration Butter, arbeiteten die Nächte durch, borgten und blieben die Miete schuldig. Aber das Bewußtsein, daß ihre „Mamie" am Tag der Schulentlassung den anderen an Eleganz nichts nachgegeben habe, entschädigte sie für alles. Sogar der Nachwelt mußten die Träger ihres Stolzes erhalten bleiben: Mamie wurde nach dem Aktus zum Photographen gebracht und mit dem Abgangszeugnis in der einen, einem Blumenstrauß in der anderen Hand vor einem Ziertisch in der vollen Pracht der Handschuhe, des Fächers, Sonnenschirms und Lackschuhpaars abkonterfeit. Wer vermag die Torheiten der Armen zu ergründen?

Ich für mein Teil empfand meinen prinzeßlichen Putz nicht als Torheit, sondern als Erfüllung dessen, was mir mein Stern verheißen hatte. Volants, Stickereien, Lackschuhe — nichts fehlte. Ich hatte sogar eine Schärpe mit seidenen Fransen!

Wie habe ich nur das Wort Torheit der Armut gebrauchen

können! Ich muß dann wenigstens noch eine Geschichte erzählen. Wer sie hört, wird sich vielleicht nicht mehr gar so sehr beeilen, die Armen eines besseren zu belehren, wird eher zugeben müssen, daß er von ihnen lernen kann.

Wir waren noch nicht zwei Jahre in Amerika, als sich meine Schwester Frieda verlobte. Auch hier trifft die alte Entschuldigung das rechte: Frieda war zu spät nach Amerika gekommen, als daß sie die Vorteile einer amerikanischen Mädchenzeit noch hätte genießen können. Wäre sie nur zwei Jahre jünger gewesen, hätte auch sie sich den Verhältnissen anpassen und ihrem Schicksal entrinnen können. Sie wäre in die Schule gekommen und hätte amerikanische Ideen in sich aufnehmen können. Aber so heiratete sie mit siebzehn Jahren, statt ihre Mädchenzeit so lang als möglich auszunutzen. Das Recht darauf, wie auf die freie Wahl des Gatten und freie, volle Entfaltung der Weiblichkeit auch noch in der Ehe, ist das unschätzbare Privileg der Amerikanerin. Ich liebe dieses Prinzip der Neuen Welt zu sehr, um nicht ein Unglück darin sehen zu müssen, daß meine Schwester es trotz ihrer nahen Berührung mit ihm, nicht hat auf sich anwenden dürfen.

Mein Vater war noch nicht lange genug aus der alten Welt fort, um sich von ihren sozialen Traditionen ganz zu befreien. Es war eine Notwendigkeit für ihn gewesen, Frieda auf Arbeit zu schicken. Und diese Notwendigkeit bestand noch fort, als man ihr den Heiratsantrag machte. Mein Vater wollte dem, was er für ihr Glück hielt, nicht im Wege stehen. Die Gelegenheit, sie der Lohnarbeit zu entreißen, war gekommen. Noch war sie jung und blühend. Hätte sie dabei gewonnen, wenn sie noch zehn Jahre an der Maschine gesessen hätte? Nichts, nicht einmal eigenes Geld. Denn Frieda behielt ihren Lohn niemals für sich; sie gab alles zu Hause ab und gönnte sich nur das Allernotwendigste. Der junge Mann, der um sie anhielt, war ein tüchtiger Arbeiter mit gutem Verdienst, von untadeligem Charakter und

verfeinerten Manieren. Er war meinem Vater seit Jahren bekannt.

Frieda sollte also ihre Arbeit aufgeben. Mein Vater brachte mit diesem Entschluß wirklich eine Art Opfer. Er war ja finanziell noch immer nicht auf einem grünen Zweig und der Ausfall von Friedas Lohn bedeutete für ihn einen schweren Verlust. Um so mehr war es zu bedauern, daß ihm niemand den Rat gab, noch eine Zeitlang auf Frieda die amerikanischen Einflüsse wirken zu lassen. Sie besuchte die Abendschule, las gern und viel; wer weiß, ob sie in den Büchern, in der langsam reifenden Erfahrung nicht eine bessere Lösung für die Rätsel ihres Lebens gefunden hätte, als sie ihr eine allzu frühe Heirat bieten konnte.

Friedas Verlobung war mir sehr recht. Unsere Vertraulichkeit litt keinen Abbruch und ich sah ein, daß sie glücklich war. Moses Rifkin mochte auch ich gern. Er war wohl der netteste junge Mann in unserer Bekanntschaft und ganz anders wie gewöhnliche Arbeiter. Zu uns Kindern war er besonders freundlich, brachte uns Geschenke und nahm uns sogar auf Ausflüge mit. Er hatte Sinn für Humor und er wollte unsere Frieda heiraten. Warum sollte mir das nicht recht sein?

Die Hochzeit sollte noch nicht so bald stattfinden; Frieda blieb also in der Zwischenzeit bei ihrer gewohnten Beschäftigung. Sie gab noch immer alles, was sie verdiente, ab. Wenn sie schon die Familie verlassen mußte, so sollte das doch niemand vorzeitig fühlen.

Aber ganz plötzlich wurde sie verschwenderisch. Sie behielt eine wie mir schien geradezu fabelhafte Summe für sich, die sie einmal ganz nach Belieben ausgeben wollte. Sie ging zu Ausverkäufen und brachte so herrliche Sachen mit nach Hause, wie sie unsere Wohnung zuvor nicht gesehen. Abends saß sie, nachdem sie ihr Abendbrot hastig gegessen, bei verschlossenen Türen im Salon und schneiderte. Sie schnitt zu, nahm Maß, heftete und

stichelte, als wenn es in der ganzen Welt nichts anderes zu tun gäbe. Es war in der Frühsommerzeit, wo die Luft sogar in der Wheeler Street die Menschen werbend umschmeichelt. Moses Rifkin kam regelmäßig. Ich glaube, auch er warb frühsommerlich schmeichelnd. Allein Frieda lächelte und schüttelte den Kopf. Da sie eine Menge Stecknadeln zwischen den Lippen hielt, konnte Moses unmöglich wirksamere Argumente anwenden. Den ganzen Abend saß sie halb verborgen unter der Flut weißen Zeuges inmitten von Faltenvolants, rechten und linken Ärmeln und einem Nebel duftiger Spitzen. Die Nadel blitzte im Schein der Lampe, und der arme Moses mußte sich bücken, wenn ihr die Garnrollen entglitten.

Nein, sie arbeitete nicht an ihrer Aussteuer. Meinem Kleide für die Entlassungsfeierlichkeit galt ihr Eifer. Als es dann schließlich fertig war, und die Bewunderung aller ihre Arbeit hätte krönen können, machte sie sich noch einmal auf den Weg und besorgte die seidene Schärpe.

Die Unvernunft der Armen ist in den Augen aller Soziologen der Gegenstand gerechter Entrüstung. Man spare sich aber in diesem Falle lieber die Mahnrede. Sie ist hier nicht am Platze. Arm sind nur die geistig Armen. Wer reich an Gemüt ist, wird nie wahrhaft arm befunden werden können.

Der Entlassungsfeiertag gestaltete sich für mich zum förmlichen Triumph. Ein Grund dafür war, daß ich zweierlei vorzutragen hatte, wovon das eine ein selbstverfaßter Aufsatz war; der Hauptgrund lag aber darin, daß sich auf mich, die ich im ganzen Schulbezirk als die Beste in der Klasse bekannt war, aller Augen richteten. Ich merkte das sehr wohl. Ich merkte überhaupt alles. Sonst wäre ich wohl nicht imstande, so genau zu berichten.

Die Aula war zum Bersten voll; aber meine Freunde fanden doch mit Leichtigkeit Platz. Man geleitete sie auf das Podium, wo die Ehrengäste sitzen sollten. Ich war höchst stolz, meine

Freunde so mit Auszeichnung behandelt zu sehen. Meine Eltern und natürlich auch Frieda kamen; außerdem Miß Dillingham und noch einige andere ehemalige Lehrerinnen aus Chelsea. Mindestens ein Dutzend weniger vornehmer Freunde und Bekannte waren verstreut unter der Menge unten im Saal.

Als ich auf das Podium trat, um meinen Aufsatz vorzulesen, packte mich ein heftiges Lampenfieber. Mit quälender Deutlichkeit fühlte ich, was um mich her und unter mir im Saale geschah, aber ich hätte nicht sagen können, wo sich meine Hand befand. Ich wußte nicht, wo mein Körper anfing und wo er endete, so völlig verwirrten mich meine Handschuhe, meine Lackstiefel und meine wallende Schärpe. Das herrliche Kleid, das mir so viel Freude gemacht hatte, machte mir jetzt am meisten zu schaffen. Mir kam plötzlich der lähmende Gedanke, daß es viel zu kurz sei und daß ich auf ganz lächerlich langen Beinen stünde. Ich erschrak. Zehntausend Menschen sahen zu mir empor! Es war entsetzlich!

Vermutlich habe ich mich nur einen Augenblick geräuspert, ehe ich zu lesen anfing, aber mir schien, als hätte ich eine Ewigkeit so versteinert gestanden, während eine fürchterliche Stille mir das Blut in den Schläfen hämmern ließ. Als ich schließlich zu reden anfing, war mir's, als käme meine Stimme aus weiter Ferne. Ich war überzeugt, daß mich niemand verstehen könne. Aber ich fuhr mechanisch fort, denn ich hatte ja oft genug geprobt. Beim Weiterlesen vergaß ich allmählich mich selber, den Ort und den Anlaß. Die Leute, die zu mir aufstarrten, hörten die Geschichte eines hübschen, kleinen Jungen, meines Vetters, den ich sehr gern gemocht hatte, und der einige Jahre nach meiner Ankunft in Amerika im fernen Rußland gestorben war. Der Aufsatz war kein Meisterwerk, wohl aber eine ganz tüchtige Leistung für ein fünfzehnjähriges Mädchen. Ich hatte davon geschrieben, daß ich den kleinen Vetter noch immer gern hätte,

und dies Gefühl übertrug sich den tausend Menschen im Saal. Ein Augenblick atemloser Stille ging dem Applaus voran.

Nach den Vorträgen und Gesängen der Klasse folgten die üblichen Ansprachen von Lehrerinnen und Gästen. Wir Mädchen wurden daran gemahnt, daß wir nun erwachsen seien, und denen, die ein gutes Leben führen würden, wurde Glück verheißen. Ein gut Teil Gemeinplätze, ein gut Teil Rhetorik von der solchen Gelegenheiten entsprechenden Art wurden zum besten gegeben, und unter Glückwünschen, Beifallsworten und allgemeinster Zufriedenheit nahm das Programm seinen Verlauf. Viel von der Rhetorik, viel von den schönen Gefühlen, die man äußerte, ging nicht in unser Bewußtsein über, denn wir waren allzu aufgeregt über unsere Bänder und Rüschen. Am liebsten hätten wir laut damit geprunkt. Aber trotzdem klatschten wir jedem guten und jedem schlechten Redner Beifall. Wir kamen uns dank der Übereinstimmung der dort geäußerten Ansichten als wirklich außerordentlich tüchtige junge Damen vor, von denen man mit Recht so viel erwartete.

Einer der letzten Redner wurde uns als Mitglied des Schulrates vorgestellt. Er begann genau so wie die übrigen, aber er endete anders. Er wandte sich sehr bald vom allgemeinen zu der Geschichte einer Bostoner Schülerin, deren phänomenale Laufbahn ein leuchtendes Beispiel dafür sei, was das amerikanische, freie Unterrichtssystem bei seiner Anwendung auf europäische Einwandererkinder in wechselseitiger Arbeit zu leisten imstande wäre. Er war noch gar nicht weit gediehen, als ich zu meinem größten Erstaunen und nicht geringerem Entzücken merkte, daß es meine Geschichte war, die er erzählte. Ich sah meine Freunde auf dem Podium hinter dem Rücken des Sprechers vor Freude strahlen und hörte meinen Namen im Publikum flüstern. Ich war eine solche Lokalberühmtheit, daß man mich naturnotwendig mit der Heldin des Redners identifizieren mußte.

Meine Klassengenossinnen errieten natürlich sofort, von wem er sprach. Sie drehten sich nach mir um, stießen mich mit den Ellbogen und zeigten beinahe mit den Fingern auf mich. Ihre frischgestärkten Mullkleider raschelten, die Seidenbänder knisterten.

In meiner Nähe vergaßen sich einige sogar so weit, daß sie mir zuflüsterten. „Mary Antin," sagten sie, als sich der Sprecher unter einem Sturm der Begeisterung wieder setzte, „Mary Antin, steh' doch auf und bedanke dich!"

Ich war durch all die Ereignisse betäubt. Ich barst fast vor Stolz, wenn mich auch noch edlere Gefühle bewegten. Ich begriff allerdings nur ganz undeutlich, was es für meinen Vater und meine Mutter bedeuten mußte, da zu sitzen und mich als Muster rühmen zu hören und meine Geschichte zum Inhalt eines solchen Vortrags erhoben zu finden. Ich fühlte, was es hieß, daß mein Vater seine ehrgeizigen Hoffnungen so glänzend in Erfüllung gehen, seine gute Meinung von mir sich so bewahrheiten, und daß Frieda mich, und war es auch ohne Namennennung, so mit Ehren überhäuft sah. All diese Empfindungen schwellten mein Herz zum Überfließen. Meine Geistesgegenwart, soweit ich sie überhaupt an diesem Tage besessen hatte, ließ mich im Stich. Das ganze Auditorium war noch nicht zur Ruhe gekommen. Überall flüsterte man, daß ich es deutlich hören konnte: „Wer ist es?" „Aha, die ist es!" Und wieder drang man auf mich ein:

„Mary Antin, steh' doch auf. Steh' auf und bedanke dich, Mary."

Und ich stand von meinem Platze auf und begann mit einer Stimme, die nach dem sonoren Baß des Redners dünn wie das Summen einer Mücke klang:

„Lassen Sie mich bitte danken — —"

Weiter kam ich nicht. Mr. Swan, unser Rektor, winkte mir mit der Hand Schweigen und da, ja erst in diesem Augenblick,

wurde mir die Ungeheuerlichkeit dessen klar, was ich vorgehabt hatte.

Mein Lobredner war taktvoll genug gewesen, keinen Namen zu nennen, und ich, ich lenkte in meiner vorlauten Unverschämtheit die Aufmerksamkeit noch besonders auf mich! Ach, es war zum verzweifeln. Ich haßte mich, ich haßte aus tiefster Seele alle die Mädchen, die mich zu solch unbescheidenem Tun veranlaßt hatten. Ich wünschte, die Erde könnte sich auftun und mich verschlingen. Ich schämte mich, zu meinen Freunden aufzusehen. Was mußte Miß Dillingham nur von mir denken? Ach, wie dumm hatte ich mich doch benommen. Ich hatte meinen eigenen Triumph zerstört, hatte Schande über mich, über meine Freunde, über den armen Rektor, ja über die ganze Schule gebracht. Das Untier Eitelkeit hatte all meinen Verstand erstickt und mich als völlige Närrin erscheinen lassen.

Heute ist es leicht zu sagen, ich hätte aus einer Mücke einen Elefanten gemacht, eine Taktlosigkeit zur Katastrophe aufgebauscht. Heute ist das leicht. Aber ich weiß noch zu gut, daß ich damals Qualen litt. Als sich nach Schluß der Feier die Menge, jeder seine Bekannten suchend, nach allen Richtungen drängte, versuchte ich vergeblich aus der Aula zu entschlüpfen. Aber ich wurde umringt als Löwe des Tages. Alle wollten mir die Hand drücken, mir, der Vielgerühmten, denn keiner zweifelte mehr, daß man mich gemeint hatte. Dafür hatte ich ja gesorgt. Ich hatte mich ja bloßgestellt. Die Leute lächelten mir zu, sagten mir Schmeicheleien, schoben mich von einem zum andern. Ich lachte gezwungen wieder, ohne zu wissen, was ich entgegnete. Alles hätte ich hingegeben, nur um fortzukommen. Ich war fest davon überzeugt, daß man sich nur über mich lustig machte. Alle meine Lorbeeren waren zu Staub zerfallen, und ich war schuld daran.

Ich hätte gern mein Zeugnis geopfert, wenn ich Miß Dillingham dadurch hätte wissen machen können, wie alles so gekommen

war. Ihr es so ohne weiteres zu sagen, dazu konnte ich mich nicht zwingen. Wenn sie mich doch gefragt hätte! Aber das tat niemand. Es wich auch niemand aus. Alle gratulierten mir, meinem Vater, meiner Mutter, und selbst meinen entferntesten Verwandten. Und ich schämte mich; der Schmerz ließ nicht nach. Ich ließ mich nicht trösten. Ich hatte mich selbst zum Narren gemacht; Mr. Swan hatte mich vor aller Welt rügen müssen.

Ja, so war es: Eitelkeit trug die Schuld, nichts als meine Eitelkeit, die gekränkt war und nun sich bäumte und wand. Nicht weil ich vorlaut gewesen war, nein, nur weil man mich vorlaut gescholten hatte, litt ich so unsagbar. Wenn mich nun aber Mr. Swan nicht mit seiner beredten Geste zum Schweigen gebracht hätte, dann — — heiliger Himmel! dann hätte ich womöglich meine Dankrede gehalten. Und was hätte ich dann wohl alles gesagt? Wer weiß, ob ich nicht noch stolz darauf gewesen wäre? So hatte er mich, empört über meine Absicht, sofort gehindert und all den hundert Leuten gezeigt, was er von mir dachte. Das war es, was mich verwundete.

Trotz meiner starken Fähigkeit, mich selbst zu durchschauen, dauerte es doch lange Zeit, bis ich die ausgesprochene Kleinlichkeit meines Empfindens erkannte. Jahre, ja tatsächlich Jahre nach jenem ereignisreichen Tag des Triumphes und der Beschämung konnte ich noch nicht an den unglückseligen Vorfall denken, ohne mich innerlich zu winden. Ich erinnere mich deutlich daran, daß die kleine Szene des öfteren nachts, wenn ich nicht einschlafen konnte, vor mir auftauchte, und daß ich mich voll Unruhe hin und her wälzte, als wenn ich einen Alp abschütteln müßte. Und das geschah noch so lange Zeit, daß ich mich selber über die Beharrlichkeit dieses Alps wunderte. Niemand hatte mir je mein Benehmen damals zum Vorwurf gemacht. Warum konnte ich mir also nicht verzeihen? Ich grübelte und grübelte — noch heute ermüdet mich der bloße Gedanke daran — bis ich schließ-

lich erkannte, daß es nur gekränkte Eitelkeit war, die so schmerzte, und nicht etwa ein edles Reuegefühl. Da erst, ja, erst da wich das Gespenst von mir. Wenn es später wieder auftauchte, brauchte ich es nur bei Namen zu rufen, damit es sich eiligst wieder in sein Grab begab.

Zu der Zeit, als sich der Geist noch nicht beruhigt hatte, erzählte mir ein Freund von einer ähnlichen Begebenheit aus seiner Jugend. Er war zu einer kleinen Abendgesellschaft eingeladen. Da der Geiger, der eigentlich spielen sollte, nicht kam, fragte der Gastgeber, ob nicht jemand für ihn eintreten könnte. Mein Freund, der damals noch vor den Zwanzigern stand, bot sich an und trat mit der Violine tatsächlich aufs Podium, als wenn er spielen wollte. Aber er wußte nicht einmal das Instrument richtig zu halten; er hatte niemals Geigenunterricht gehabt. Wie er mir erzählte, weiß er heute noch nicht, was ihn dazu bewogen habe, sich vor einer ganzen Gesellschaft so zu blamieren. Er weiß nur, daß ihn noch Jahre und Jahre später tausend Teufel quälten, wenn er daran zurückdachte.

Das Geständnis meines Freundes war mir ein solcher Trost, daß ich es hier in dem Glauben erzähle, es gebe noch andere, die sich in der gleichen Lage wie mein Freund und ich daran trösten könnten. So lange es auch währte, bis ich meine närrische Eitelkeit eingesehen hatte, den Schluß, daß ich nicht die einzige Betroffene war, hatte ich bald gezogen.

Sechzehntes Kapitel.

Dover Street.

Abermaliger Umzug: nach der Dover Street. — In den Slums verkümmert der Leib. — Unsere neue Wohnung. — Das Unbehagen fällt mir auf die Nerven. — Mein Zukunftsprogramm. — Beim Rektor. — Ich gehe ins humanistische Gymnasium. — Meine Mitschülerinnen. — Meine Intima. — Stunden der Depression. — Wie ich mich tröste. — Die Eisenbahnbrücke. — Die Nacht.

Die folgenden Ereignisse spielten sich in der Dover Street ab.

Was war die Dover Street?

Es wäre besser zu fragen, was sie nicht war. Die Dover Street war meiner Jugend schönster Garten, ein Vorhof zum Paradies, ein Fenster, das hinauslief auf die breite Straße des Lebens. Die Dover Street war ein Gefängnis, eine Schule der Disziplin, ein Schauplatz heißester Kämpfe. Die Luft der Straße war schwer von den Dünsten des Elends, und doch durchfuhr sie hin und wieder ein Windhauch aus reinsten Höhen, der von Unendlichkeiten flüsterte. In der Dover Street hatte ich mein letztes, schweres Ringen mit dem Drachen Armut; aber ich überwand das grauenvolle Ungeheuer und setzte meinen Fuß auf seinen Nacken und stieg über seinen Leib wie über die Stufen zu einem Thron. In der Dover Street fesselten mich tausend Ketten, aber mit der einen freien Hand streute ich mitten in den Sumpf der Schande tausendfachen Samen, der später Blüten freiester Erkenntnis trug. In der Dover Street fehlte uns oft das Brot auf dem Tisch, aber niemals mangelte es mir an der Hand eines Freundes. Durch die Nächte in der Dover Street klangen die Schreie des Unrechts, aber der Donner der Wahrheit übertönte den Jammer, und wenn er erstarb, herrschte das Schweigen der Hoffnung.

Äußerlich gesehen ist die Dover Street eine lärmende Verkehrsstraße, die das südliche Armenviertel durchschneidet und sich kaum wesentlich von der Wheeler Street unterscheidet. Jede beliebige Straße in den Slums, wie sie auch heißen mag, wird dieselben Erscheinungen des Lebens, des Todes und des Leidens aufweisen. Jede einzelne ist ein Kehrichthaufen schadhafter Menschheit, und es wird ein riesiger Besen und ein Meer Seifenwassers nötig sein, ihn hinwegzukehren.

Die Dover Street wird an ihrem Ostende, wo wir wohnten, von der Harrison Avenue gekreuzt. Was die Salem Street, die vornehmste aller Straßen, dem Norden bedeutet, ist die Harrison Avenue für den Süden. Sie ist eigentlich das Herz des Ghettos, wenn auch ihr Nordende bereits zum Chinesenviertel gehört. Ein vielfältiges Leben braust durch die engen Ladentüren, flutet über die Keller, das Trottoir und den Fahrweg. Dicht gedrängt stehen Händlerkarren und Buden. Eine zahllose Menge entströmt den schmutzigen Häusern, flutet über Gänge und Treppen hinaus auf Straßen und Seitengassen und zwängt sich den ganzen Tag und die halbe Nacht zwischen den Karren hin und wider.

Nur selten findet man die Harrison Avenue schlafend, aber noch weit seltener sauber. Nur eine Feuersbrunst oder eine Sintflut vermöchte sie gründlich zu reinigen. Selbst das Passahfest kann das nicht ganz bewerkstelligen. Die Häuser werden zwar bei diesem Anlaß bis in die letzten Winkel geschrubbt und gescheuert, aber an den Prellsteinen endet das Großreinemachen. Nicht selten wird der Schmutz, der sich im Laufe des Jahres in den Häusern angesammelt hat, durch die Fenster auf den Fahrweg befördert; und was die Müllfuhrleute bei ihrer täglichen Runde nicht aufnehmen, bleibt liegen, bis es zu Staub zertreten allmählich wieder in die Häuser getragen wird.

Die Stadtväter sorgten in solchen Vierteln für Wasser und Seife in der Gestalt von ausgezeichneten Schulen, Kindergärten

und Bibliotheksfilialen. Aber dabei, an den Prellsteinen der Lebensstraße des Volkes hat ihre Fürsorge ein Ende. Sie wirken reinigend und bildend auf das geistige Wohl der Kinder, ihr leibliches Wohl lassen sie in der Gosse verkümmern. Denn es gab zu meiner Zeit keinen Park und nur sehr wenige Spielplätze in dem Harrison Avenue-Viertel, und die wenigen vorhandenen mußten der Stadt von gemeinsinnigen Bürgern abgerungen werden. Kein Wunder, daß die Müllabfuhrleute ihre Sache nicht gründlicher machen: sie lernen eben von ihren Herren.

Es ist ein Jammer, daß dem selbst in Boston, der Krone fortgeschrittener Städte, nicht anders ist. Wenn wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts an das Heil des Sports nicht ebenso wie an das der Philosophie glauben, dann beherzigen wir eben nicht die Lehren moderner Wissenschaft, die da besagen, daß der Leib die Mutter des Geistes ist; das Organ der sittlichen Entwicklung; das geheime Buch, in das der mühsame Weg vom Wurm zum Menschen eingezeichnet ist. Die große Leistung unserer Wissenschaft, auf die wir mit Recht so stolz sind, ist die Entzifferung der Hieroglyphenschrift der organischen Natur. Und wir beherzigen entschieden nicht die Idee der Wissenschaft, wenn wir glauben, aus einem Straßenjungen einen großen Mann machen zu können, indem wir ihn mit Grammatik und Mathematik erziehen und dabei das Hauptorgan, seinen Körper, vollständig vernachlässigen.

Es trieb uns eigentlich kein besonderer Grund zum Umzug nach der Dover Street. Eine andere Straße hätte ebensogut an ihre Stelle treten können. Mein Vater hatte mit dem Warenbestand, dem Inventar des Ladens in der Wheeler Street nicht nur den guten Willen zum Geschäft verkauft, sondern auch alle Hoffnungen hingegeben, je in dieser Branche sein Brot verdienen zu können. Ich glaube aber nicht, daß man ihm um der Hoffnung willen auch nur einen Dollar mehr gezahlt hat. Wir mußten

ja schließlich irgendwo leben, wenn wir auch nichts zum Leben hatten, und so zogen wir nach der Dover Street, weil dort die Wohnungen am billigsten waren. Damit meine ich, daß der Geldpreis für die Miete niedrig war; der Preis, den wir in ungemünzten Werten entrichten mußten, um dort zu leben, war recht, recht hoch.

Unser neues Heim lag zwei Treppen hoch und bestand aus fünf engen Räumen, die wir durch einen dunklen, mit anderen gemeinsamen Korridor erreichen konnten. In dem „Salon" hing die muffige Tapete in Fetzen, bröckelte die Stuckdecke stückweise los. Das eine Schlafzimmer war völlig dunkel und luftlos. Die Küchenfenster lagen auf den schmutzigen Hof hinaus dem Hinterhaus gegenüber. Außer den fünf Zimmern gehörte uns ein Streifen Luft von der Länge der Wäscheleine, die quer über den Hof gespannt war, und der Breite des Bogens, den die flatternde Montagswäsche in ihren kühnsten Bewegungen beschrieb.

In dem kleinen Zimmer nach vornheraus schliefen nur meine Schwester Dora und ich. Es war so eng, daß es nicht einmal einer Katze Platz zur Mäusejagd geboten hätte, und doch fanden wir Raum für ein schmales Bett, eine wackelige Kommode und ein Tischchen. Vom Fenster aus hatten wir einen freien Blick auf einen Holzlagerplatz, hinter dem die düsteren Mauern einer Fabrik aufragten. Die Umzäunung des Hofes war beklebt mit grellen Theateranzeigen und Reklamen für Tabake, Whiskys und patentierte Kindernahrungsmittel. Wenn das Fenster offen stand, drang der Lärm schrill läutender Straßenbahnen untermischt mit dem Gekreisch der Maschinen, dem Rasseln leerer Wagen und dem Dröhnen schwerer Lastfuhrwerke zu uns herauf.

Es war im ganzen nicht schlimmer als das, was wir seit unserer Verbannung aus Crescent Beach hatten ertragen müssen, nur daß ich nicht mehr die alte Freude an der Nähe der Elektrischen

und der Nachbarschaft der Bogenlampen hatte. Das Mietskasernenleben begann mir auf die Nerven zu fallen.

Man glaube ja nicht, daß ich durch den Besitz eines halben Zimmers auch Ruhe und Einsamkeit hätte genießen können. Wir lebten zu sechst in fünf Räumen, mußten einander also dauernd im Wege sein. Und wie es in der Wohnung mit uns ging, so erging es uns im Hause mit den anderen Mietern. Sämtliche Türen, mit der Haustür anfangend, standen fast immer offen. Wenn sie wirklich einmal ausnahmsweise zu waren, so brauchte man sich gewiß nicht die Finger wund zu klopfen, falls man Einlaß begehrte. Ich konnte von dem ungefegten Treppenhaus aus jederzeit dank der mannigfaltigsten Geräusche und Gerüche, die durch die offenen Türen drangen, genau in Erfahrung bringen, was unter und über uns vorging. Die keifenden Kehllaute, die wie das Gezisch einer Dampfpfeife niemals aussetzten, verrieten die Anwesenheit von Mrs. Rasnosky. Der kleine Isaak wird ausgescholten, weil er zwei Stück Zucker in den Tee getan hat. Klitsch! Klatsch! Das Objekt ihres Zorns macht mit ihrer flachen Hand Bekanntschaft. Ich höre das stöhnende Geplärr und den schweren Schritt von Mrs. Casey, die von einem Nachmittagsspaziergang betrunken nach Hause gekommen ist und jetzt vor der Rache ihres Gatten zittert. Zu seiner Besänftigung will sie Speck braten, der jetzt aber verbrennt, wie ich dem erstickenden Qualm und dem Zischen des Fettes entnehmen kann. Ein leises unterbrochenes Wimmern dringt an mein Ohr. Der armselige Säugling oben im dritten Stockwerk schreit, weil er wieder aus seinem Bettchen gefallen ist, und niemand da ist, ihn aufzuheben.

Ich steige auf das Dach, um Speckgeruch, Kindergeschrei und den Ausbrüchen mütterlicher Erziehungskräfte zu entgehen. Aber da stoße ich auf zwei derbe Gestalten in Kattunnachtjacken. Sie stehen, die bloßen, roten Arme in die Hüften gestemmt, jede vor

einem Korb nasser Wäsche, als Rivalinnen im Kampf um die eine, freie Wäscheleine. Da ich keine Lust verspüre, als Zeugin einer Prügelei vor Gericht geladen zu werden, fliehe ich auf die Straße hinab und bemerke zu meiner Freude im Vorbeigehen, daß das Kleine im dritten Stock sich inzwischen beruhigt hat.

Vor der Haustür muß ich mich durch eine Schar Kinder drängen. Sie wollen Haschen spielen und zählen ab, wer „es" sein soll:

„Meine Mutter und deine Mutter hängen Wäsche auf den Strick,
Meine Mutter haut deiner Mutter die Nase dick."

Wenn dieser Kinderreim nicht ein lebhaftes Bild von Leben, Sitten und Gebräuchen der Dover Street gibt, wird es meiner Schilderung gewiß nicht gelingen.

Frieda hatte geheiratet, bevor wir nach der Dover Street übersiedelten, und war nach East Boston gezogen. Also war ich nun zu Hause die älteste. Geschah es nun aus dem Grunde, weil ich wirklich den Kinderschuhen entwuchs, oder weil ich nach den mancherlei Erfahrungen in Crescent Beach, Chelsea und Wheeler Street allmählich zu glauben anfing, daß Amerika doch nicht so ohne weiteres für den Unterhalt meiner Familie aufkommen würde, — sei es, daß diese Gründe einzeln oder in ihrer Gesamtheit auf mich gewirkt haben, Tatsache ist, daß ich damals mir die Nahrungssorgen mehr zu Herzen nahm als bisher und über Mittel und Wege zum Reichtum sann. Mein Vater bemühte sich allerorten um Arbeit. Seine Gesundheit ließ nach, er alterte sehr rasch. Trotzdem bot er sich zu jeder Arbeit an, manchmal um einen Hungerlohn. Bald fand man ihn zu schwach, bald zu alt; hier stand ihm sein mangelhaftes Englisch, dort sein jüdisches Aussehen im Wege. Schließlich fand er doch wenigstens vorübergehend Beschäftigung. Ich wüßte nicht, welche Art Arbeit ihm erspart geblieben wäre. Aber alles in allem verdiente er nicht genug, um die volle Miete zu zahlen und außerdem ein

Stück Fleisch in der Suppe zu haben. Jahre und Jahre lang blieb die einzige regelmäßige Einnahmequelle der Verdienst meines Bruders vom Zeitungentragen.

Eigentlich hätte ich jetzt an Stelle meiner Schwester auf Arbeit gehen müssen, nachdem ich so lange alle Vorteile des Lebens genossen hatte: die Schule, Zeit für mich, Bewegungsfreiheit und sonst noch mehr. Ich war aus der Schule entlassen, hatte also das gesetzliche Alter für die Fabrikarbeit. Warum saß ich da noch zu Hause und träumte? Was hatte ich denn zu tun?

Ich ging meiner Arbeit nach, ja, meiner Arbeit und zwar mit ganzer Kraft. Ich verstand darunter einen weiteren Schulbesuch, damit ich alles lernte, was es zu lernen gäbe. Ich mußte Gedichte machen, berühmt werden, und so der Familie zu Reichtum verhelfen. Hieß das etwa der Arbeit ausweichen? Mein Programm stand fest. Ich hatte unerschütterliches Vertrauen zu meiner Zukunft: sicherlich würde ich eine große Dichterin werden und ebenso sicher dann für die Familie sorgen.

Das waren die Gedanken, denen ich in meinem Hochmut nachhing. Was dachten sich nun die Meinen? Sie waren um keinen Grad besser als ich. Mein Vater hatte von seinen ehrgeizigen Plänen für mich nicht das mindeste aufgegeben. Seit meiner Entlassung aus der Schule, seit der Rede des Schulrates, seit dem Erscheinen eines halbspaltenlangen Artikels über mich in der Zeitung hatten sie sich eher noch gesteigert. Er beabsichtigte mich noch weiter zur Schule zu schicken, bis ich die Reife für die Universität erlangt haben würde. Inzwischen, meinte er, könnte ich mir zweifellos leicht verdienen, was ich zum Leben brauchte. Nicht einen Augenblick lang stand für ihn die Richtigkeit seiner Handlungsweise in Frage. Und meine Mutter, mein Bruder und meine Schwester standen nicht minder fest zu mir als er.

Es war also kein Wunder, wenn ich rasch vorwärts kam. Von allen Seiten wurde mir Ermutigung und auch Unterstützung

zuteil. Selbst unser Baby sprach mir gut zu. Wenn ich es fragte, ob es nicht auch an den Wert höherer Schulbildung glaube, antwortete es ohne zu zögern: „Eia, eia, eia, ah!“ In meiner Erinnerung spricht nur ein einziger kleiner Vorfall gegen seine Treue. Als ich dem Baby eines Tages ein Stück aus einem selbstverfaßten, höchst rührenden Opus vorlas, antwortete es mit einem Ausbruch äußerst respektlosen Lachens. Ich rächte mich aber dafür und wusch ihm sein Gesichtchen unter der Leitung und rieb es mit einem Küchenhandtuch rot.

Es sah mir ähnlich, daß ich die Diskussion über die Frage, ob ich lieber auf das humanistische oder das Realgymnasium gehen sollte, abschnitt und in eigener Person zu Mr. Tetlow, dem Rektor beider Anstalten, ging, um von ihm ein fachmännisches Urteil zu bekommen. Es waren gerade Ferien, ich mußte also Mr. Tetlow in seinem Hause aufsuchen. Weit, weit, bis zu dem entlegenen Roxbury führte mich mein Weg. Ich saß wohl eine halbe Stunde auf der elektrischen Bahn. Während der paar Schritte von der Ecke der Ceader Street bis zum Haus Mr. Tetlows wuchs ich förmlich über mich selbst hinaus, so stärkend empfand ich armes Proletarierkind den Einfluß der vornehm stillen, grünen Vorstadt. Mein verblaßtes Kattunkleidchen, mein verschossener alter Strohhut, die Farbe meines Gesichtes, alles, alles kennzeichnete mich als diesem Viertel fremd. Aber ich ließ mich dadurch nicht einschüchtern, sondern ging die Stufen zu der Eingangstür hinauf, zog die Glocke und verlangte nach dem Herrn des Hauses mit einer Sicherheit, als wäre ich täglich in der Ceader Street zu Besuch. Mit aller Ruhe wartete ich im Empfangszimmer auf das Erscheinen Mr. Tetlows und nannte ihm auch den Grund meines Kommens, ohne verlegen zu werden.

Warum hätte ich mich auch anders benehmen sollen? Ich war feierlich erschienen, um in einer höchst wichtigen Angelegenheit um Rat zu bitten. Und Mr. Tetlow erkannte das sofort;

der Ernst, mit dem er mit mir verhandelte, und die Zuvorkommenheit, mit der er mich bis an die Tür geleitete, bewiesen es. Er sah wohl auch, daß mich die Schäbigkeit meiner Kleidung nicht im geringsten drückte. Ich bin überzeugt, daß er auch nicht darüber gelächelt hat, nachdem ich gegangen war.

Als ich im September auf das humanistische Gymnasium kam, begann für mich ein neues Leben. Bis dahin war ich mit meinesgleichen zur Schule gegangen; das war nur etwas Selbstverständliches gewesen. Mein Schulbesuch jetzt war dagegen außergewöhnlich. Meine Mitschülerinnen standen sozial so himmelweit über mir, daß meine Armut auffiel. Wie es in der Natur solcher Anstalt liegt, rekrutierten sich die Schülerinnen aus höheren Gesellschaftsschichten. Sie waren aus vornehmen Häusern, kleideten sich elegant und unterhielten sich während der Pausen über Gesellschaft, Theater und ihre eigenen Verehrer. Sie zeichneten sich als Schülerinnen entweder durch große Klugheit oder durch großen Fleiß aus; denn die Ansprüche der Schule waren hoch. Mädchen, die nicht ganz bei der Sache waren, sei es daß sie zu viele Verehrer hatten, sei es daß der eine und einzige schuld daran war, gingen gewöhnlich noch vor Ablauf des ersten Jahres wieder ab. Am Ende der Schulzeit war dank dieser natürlichen Auslese die ursprüngliche große Zahl zu einem kleinen, gemütlichen Kreis von Universitätsanwärterinnen zusammengeschmolzen.

Nach alledem sollte man meinen, daß ich eine große Last auf mich geladen hatte, aber ich kann nur erwidern, daß ich sie nicht gar so schwer fand. Ich hatte zwar zu Hause Stunden und Stunden zu tun, um meine Aufgaben bis ins letzte Titelchen gut zu machen, aber das war mir ja eine Wonne. Talent, mich in eine so fremde Welt hineinzufinden, besaß ich auch; ich hatte es ja in den letzten vier Jahren Tag und Nacht gepflegt. Ich hatte auch sittliche Stärke genug, mich nicht von der Schäbigkeit

und Armseligkeit meiner schlecht sitzenden Kleider bedrücken zu lassen, wenn auch das Rauschen der seidenen Unterröcke im Klassenzimmer den Gegensatz laut betonte. Mehr als ein Kleid alle zwei Jahre wurde mir für lange Zeit nicht zugebilligt, ja, ich bekam eher noch weniger, denn ich konnte meine Sachen, da ich sie nicht auswuchs, auftragen. Ich hatte ja auch schließlich früher schon vor Redakteuren gestanden und Besuche bei Lehrerinnen gemacht, ohne mich von den abscheulichen Farben oder dem veralteten Schnitt meiner Garderobe stören zu lassen. Eine größere Leistung war es schon, sich vom Platz zu erheben und lateinische Vokabeln zu deklinieren, ohne vor Hunger zu zittern. Denn ich mußte häufig mit leerem Magen zur Schule gehen. Aber Heldenmut gehörte auch dazu nicht; im Grunde war es nur Sache der Selbstbeherrschung. Mein schwacher Appetit kam mir dabei zu Hilfe. Ich hatte nicht viel Nahrung nötig. Mein Hunger fiel auch niemals auf, da ich stark an Husten litt, man also meine Schwäche darauf zurückführte.

Alles half mir. Auch meine Mitschülerinnen halfen mir. Trotz aller Vornehmheit zogen sie sich nicht von mir zurück. Gerade die, die mit der Equipage zur Schule kamen, waren besonders herzlich. Sie schätzten mich nach meinen Leistungen ein und nicht nach meines Vaters Stand. Sie neckten und bewunderten mich abwechselnd, wenn ich selbst die Anmerkungen in der lateinischen Grammatik auswendig wußte. Aber sie machten mir nie einen Vorwurf aus meiner Unkenntnis der letzten Operette. Es gehörte schon mehr als gute Erziehung dazu, mich nicht fühlen zu lassen, daß ich eigentlich nicht in ihre Gesellschaft paßte. Sie zeigten in edelmütiger Weise ein Verständnis dafür, was es für ein Proletarierkind bedeuten mußte, hier im Gymnasium auf dem Wege zur Universität zu sein. Wenn sich unsere Beziehungen nicht über das Schulgebäude hinaus fortsetzten, so war das eher meine als ihre Schuld. Die meisten wären demokratisch genug

gewesen, um mich sogar zu sich einzuladen, wenn ich einigen natürlich auch als ganz „unmöglich" galt. Aber mir fehlte Zeit zum Besuchemachen; Schularbeiten, Lektüre, Familiengeschäfte nahmen den ganzen Tag und oft auch noch die halbe Nacht in Anspruch. Ich „ging" mit keiner von meinen Mitschülerinnen, wenigstens nicht in dem Sinne, wie ihn die Schule versteht. Ich bewunderte diese und jene wegen ihres guten Aussehens, wegen ihrer glänzenden Manieren oder wegen sonst einer schwer definierbaren Eigenschaft, aber doch stets nur per Distanz. Ich fand ihre Art sich zu geben unnachahmlich. Ich selbst wäre die erste gewesen, die es für unmöglich erklärt hätte, daß die Common-Wealth Avenue mit der Dover Street zusammen ging. Jetzt noch nicht; vielleicht später, wenn ich berühmt und reich sein würde. So trennten sich denn meine und meiner Mitschülerinnen Wege auf der Treppe des Schulhauses. Wir schieden in gegenseitiger Hochachtung, sie ohne Hochmut, ich ohne Neid. Unser Verhältnis war echt amerikanisch gutmütig, und noch heute denke ich froh daran zurück.

Die einzige Ausnahme von dieser freundschaftlichen Unnahbarkeit machte meine Intima Florence Connolly. Eigentlich ist „Intima" schon zuviel gesagt. Florence und ich saßen drei Jahre lang neben einander. Aber trotzdem gingen wir nicht Arm in Arm während der Pausen, riefen uns nicht mit Kosenamen, teilten unser Frühstück nicht und korrespondierten auch nicht während der Ferien zusammen. Florence war still wie ein Mäuschen und ich verschlossen wie eine Auster. Wahrscheinlich ähnelten wir uns im Grunde auch nicht mehr, als diese beiden Geschöpfe der Natur. Da wir aber beide sehr fleißig waren und auch in der Pause uns kaum von unseren Plätzen entfernten, bildete sich eine Art nachbarlich freundschaftlichen Einvernehmens heraus. Obwohl Florence aus der gleichen Gesellschaftsschicht stammte wie ich — ihr Vater leitete ein einfaches Restaurant — fühlte ich mich doch nicht

allzusehr zu ihr hingezogen. Was ich für sie fühlte, war mehr Interesse als Liebe. Und dennoch hätte ich sie eigentlich lieben müssen, denn sie war ein herzensgutes Geschöpf. Sie konnte stets ihr Pensum, war unendlich bescheiden, so daß ihre Stimme stets zitterte, wenn man sie aufrief, und man sie öfters auffordern mußte, lauter zu sprechen. Florence trug ihr hellbraunes Haar glatt gebürstet und in einen Zopf geflochten, obgleich damals zwei Zöpfe und eine förmliche Pompadourfrisur Mode waren. Florence hatte eine Tasche im Rock für ihr Taschentuch, während man damals Taschen verpönte. Die Verwandtschaft in der sozialen Lage, die Kameradschaft in den geistigen Zielen hätte mich innerlich tief berühren müssen, aber es geschah nicht.

In Wahrheit hingen meine Gefühle für Menschen und Dinge weder von sozialen Unterschieden, noch von mehr oder minder tiefer geistiger Verwandtschaft ab. Mein ganzes Benehmen damals wurde bestimmt durch den Glauben an die Einzigartigkeit meines Wesens und meiner Geschichte. Mir schien es, als hätte ich ein seit Anbeginn der Welt mir allein zugedachtes Schicksal zu erfüllen. Über Wege und Stege, auf und ab, über Land und über Meer, immer und immer hatte mich der gleiche Stern geleitet. Immer und immer hatte das gleiche Ziel meine Bahn von der der übrigen Welt geschieden. Was das Ziel war, an welchem Punkt des Himmels mein Stern Halt machen würde, blieb mir ein unergründliches Geheimnis. Allein das unstete Wandern wurde mir nicht schwer. Was ich instinktiv tat, war stets auch das Richtige, hemmte nie den Lauf meines Schicksals. Das wußte ich. Ich hatte auch bei großen Entscheidungen nie gezaudert, sondern war ohne zu schwanken der Stimme meines Inneren gefolgt. Was konnte es mich also kümmern, ob meine Mitmenschen mich von sich stießen oder zu sich heranzogen? Mein Weg war ja doch nicht ihr Weg. Wen ich aber einmal zum Freunde erwählt, der konnte auch nicht von mir zurück, denn Freund wurde

mir nur der, dessen Wesen sich mir als unter gleichem Sterne stehend wie das meine geoffenbart hatte.

Wann, wo fand ich in dem Tohuwabohu der Dover Street Zeit und Gelegenheit zu solcher Selbsterkenntnis? Entweder in der Stille der Nacht oder auf einsamen Spaziergängen, fern, so fern, als ich es nur wagte, von unserem Hause.

Ich fühlte mich in der Dover Street nicht unglücklich; ganz im Gegenteil. Alles was mir von Wichtigkeit war, ging nach Wunsch. Armut war etwas Nebensächliches, Vorübergehendes. Sie mußte bei der ersten Berührung mit Geld schwinden. Und Geld war ja in Amerika in so reichem Maße vorhanden. Die einzige Frage war nur, wie man es erlangen sollte. Ich war auf dem besten Wege dazu. Wenn die Dover Street kein angenehmer Aufenthaltsort war, so tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß sie schließlich nicht mehr sei als die Herberge auf dem Wege des Wanderers. Ich war tatsächlich glücklich, fortgesetzt glücklich, bei meiner Arbeit, dem Studium des Lateinischen, der Mathematik, Geschichte usw., aller der Dinge, die eben einer eifrigen Schülerin meines Alters Befriedigung gewähren.

Und doch blieben auch nicht die Stunden der Depression aus, wo sich das ganze Ich gegen das Leben unter dem Proletariat auflehnte. Ich empfand einen Widerwillen gegen alle Annäherungen unserer Nachbarn. Ich fühlte mich in den Staub gezogen durch all das Unschöne und Gemeine, was ich mit ansehen mußte. In solchen Augenblicken floh ich aus dem Hause in die Dämmerung hinaus. Stunden und Stunden lang wanderte ich blindlings, wohin mich meine Füße trugen. Mir war es völlig gleich, wo ich war. Hatte ich den Weg verloren, nun um so besser! Nie im Leben wollte ich die Dover Street wiedersehen.

Sobald ich aber das Menschengewimmel hinter mir hatte, und sich vor mir die breiten, vom hohen Himmel überspannten Alleen auftaten, zerschmolz mein Kummer, und ich versank in

Träume, in unbestimmte Träume ohne Lust und ohne Weh. Eine Baumreihe, die sich zackig gegen den Abendhimmel abhob, konnte mir plötzlich zum Symbol der ganzen Welt werden. Und ich stand und starrte empor und heischte Antwort aus der Dämmerung. Die Sonne sank, die Bäume entschwanden im Grau. Der Wind flog vorüber, aber er gab mir keine Antwort. Der Abendstern sprang schier aus den Wolken hervor, das Geheimnis mit seinem Glanze weithin leuchtend zu versiegeln.

In solchen Dämmerstunden war einer meiner liebsten Zufluchtsorte die South Boston Brücke in der Nähe des Old Colony-Bahnhofes. Sie lag so nahe bei unserem Hause, daß ich stets dorthin konnte, wenn mich der Trubel zu Hause verjagte, oder wenn ich Bedürfnis nach frischer Luft empfand. Ich stand so gern am Brückengeländer und schaute hinab auf das wirre Schienennetz unter mir. Ich sah dem Lauf der stählernen Stränge nach, sah sie sich verzweigen, aneinander vorübergleiten, sich verschlingen und zu zwei und zwei im Dunkel der Nacht entschwinden. Die verstreuten Lichter, das scharfe Grün und Rot der Signallampen bannten mich fest. Mir schwindelte, wenn ich daran dachte, daß all dies doch nur die einfachsten Erscheinungen eines ungeheuer komplizierten Organismus waren. Die feurigen Augen einer riesigen Lokomotive sprengten das Dunkel, ihr heißer Atem hüllte mich in Nebel, ihr mächtiger Leib schoß vorüber, tausend stählerne Gelenke rasselten, ein herrischer Aufschrei, der mich erschütterte, und das Ungetüm war verschwunden.

Der Lokomotive wollte ich gleichen, unentwegt wie sie meine Arbeit leisten, den eigenen Weg suchen unter den Millionen, die ihn kreuzen, von keinem Hindernis mich aufhalten lassen, des Zieles sicher.

Nach meiner Brückenwacht blieb ich oft lange noch auf und schrieb und lernte. Ehe die Dover Street ans Schlafengehen denkt, wird es oft spät. Die Mitternacht ist oft lange schon vor-

über, ehe ich Ruhe um mich her habe. In dem kleinen Stuhl mit der steilen Lehne sitze ich vor dem Tischchen und lausche auf die Geräusche der Nacht, die durch das offene Fenster dringen, und mühe mich um ihren Sinn, ihre Bedeutung, ihren Zweck. Allmählich, ganz allmählich, sinkt die Stadt in Schlaf, es wird stiller und stiller. Nur hier und da ein scharfer, doppelt klarer Laut. Die Glocken der elektrischen Bahn schweigen; ich höre die Wagen langsam um die Ecke biegen, die freie Strecke entlangsausen, höre das Summen, mit dem sie sich in der Ferne verlieren. Ein verspätetes Lastfuhrwerk schwenkt in die Straße ein; die Prellsteine knirschen, und mein Fenster rasselt das Echo. Der harte Hufschlag auf dem Pflaster wandelt sich in ein sanftes Hämmern drüben auf der Brücke. Ein paar Fußgänger hasten vorüber; das Geklapper der schweren Stiefel verrät mir, daß sie nicht Schritt mit einander halten. Schon lange schweigt das Surren von den entlegeneren Verkehrsstraßen. Ich weiß, daß Millionen Laternen müßig auf müßige Straßen scheinen.

Meine Schwester schläft ruhig in ihrem Bettchen. Das rhythmische Tropfen der Wasserleitung ist durch die ganze Wohnung hindurch hörbar. Es ist so still, daß ich die Tapete an der Wand knistern höre. Schweigen auf Schweigen gesellt die Nacht um sich; nur das Ticken der Küchenuhr begleitet noch meine Grübeleien: tick, tack, tick, tack . . .

Plötzlich zerreißt von fernher der langgezogene Pfiff einer Lokomotive wie ein Seufzer die Stille. Einem drohenden Unheil gleich kommt der Ton näher und näher, erschreckend nahe: dann erstirbt er in stummer Klage.

Die Schlafenden regen sich in ihren Betten. Irgend wer seufzt, und auf mein Herz fällt die Last seines Kummers. Auf der Gasse schreit eine herrenlose Katze; es klingt wie der Schrei eines Kindes. Und nur das Ticken der Küchenuhr begleitet meine leidvollen Gedanken.

Manches offenbarte sich mir, wenn ich so saß und die schlafende Welt belauschte. Aber dafür stellte mir die Stille auch manche Frage, die ich nicht beantworten konnte. Ich war froh, wenn die Flut der Geräusche allmählich, ganz allmählich, wiederkehrte. Das Klappern der Milchkannen war mir ein freudiger Gruß. Die Morgendämmerung verhüllte mir zwar noch das Gesicht des Milchmannes, aber ich wußte doch, daß auf seinem Gesicht kein Problem geschrieben stand.

In stürmischer Hast steige ich auf das Dach hinauf. Mein Herz fliegt der aufgehenden Sonne entgegen. Der Morgennebel schwebt um die Schlote, Dächer und Häuserwände, umkränzt die Laternenpfähle, fließt in lichten Wellen straßauf, straßab. Die Gebäude in der Ferne sehen aus wie Paläste mit Türmen und Türmchen, die in den rötlichen Wölkchen verschwinden. Wie ich die Schönheit liebe, die meine Stadt um mich her entfaltet! Wie ich die Welt liebe! Wie ich meinen Platz in der Welt liebe!

Siebzehntes Kapitel.

Die Hauswirtin.

Wie kann ich Geld verdienen? — Ich gehe Abonnements für das „Boston Searchlight" sammeln. — Was ich dabei erlebte. — Erfolglosigkeit meiner Bemühungen. — Mrs. Hutch, die Hauswirtin. — Ich mißbillige den abermaligen Familienzuwachs. — Ich gehe zu Mrs. Hutch, um vernünftig mit ihr zu reden, erleide aber schmählich Schiffbruch. — Mein Husten. — Das Unglück mit der Medizinflasche. — Gute Freunde!

Da ich nur fünf Stunden Schule hatte, blieb mir zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang reichlich Raum für andere Dinge. Ich hatte Zeit genug zu dem Versuch, mir meinen Lebensunterhalt oder wenigstens doch die Miete für unsere Wohnung

zu verdienen. Die Miete war nämlich die ständige Sorge meiner Eltern. Wir waren immer damit im Rückstand und luden so den Zorn der Hauswirtin auf uns. Daher war es mein innigster Wunsch, diesen Haushaltposten bestreiten zu können. Ich hatte nach meinem Hymnus auf George Washington noch verschiedene Gedichte veröffentlicht, aber bezahlt hatte mir sie bis jetzt niemand. Schließlich mußte es ja auch so weit kommen, aber vorläufig konnte ich unmöglich die Miete durch schriftstellerische Arbeit aufbringen. Allerdings boten mir meine Beziehungen zu Leuten der Feder gewisse Vorteile. Einer meiner Gönner hatte mich einer Dame, die sich ebenfalls etwas literarisch betätigte, vorgestellt, die mich ihrerseits wieder mit dem Herausgeber des „Boston Searchlight" bekannt machte; der sicherte mir einen nicht unbeträchtlichen Prozentsatz aus Kolportageeinnahmen zu.

Wenn die wöchentlich zahlbare Wohnungsmiete dreiundeinhalb Dollars betrug und das Jahresabonnement des „Searchlight" einen Dollar, wieviel Abonnenten mußte ich bei einem Anteil von fünfzig Prozent haben? Ein höchst einfaches Exempel: pro Woche sieben, pro Tag also einen Abonnenten! Das war eine Kleinigkeit. Wenigstens sagte das Mr. James, der Herausgeber. Er hatte mir sogar erklärt, daß ich in der Zeit zwischen Schulschluß und Abendessen mindestens zwei oder drei Abonnenten gewinnen könnte. Wenn ich dazu nun noch den ganzen freien Sonnabend arbeiten würde — — mir schwindelte vor der Höhe der Summe, die diese Rechnung ergab. Nicht nur die Miete, nein auch noch Stiefel, Hüte, alles für Alle würde ich verdienen können.

An einem schönen Herbstmorgen, es war Sonnabend, zog ich, in aller Herrgottsfrühe, eine sauber zusammengelegte Nummer des „Searchlight" in der Hand, auf meine Tour. Im Herzen trug ich ein festes Vertrauen auf meinen Glücksstern und eine zuversichtliche Liebe zur Menschheit. Ich folgte dem Rat Mr.

James' und begann mit einem der großen Geschäftshäuser in der Tremont Street. Die erste halbe Stunde ging mit der Wanderung über die langen Korridore und der Entzifferung der verschiedensten Namen an den Türen verloren. In den gleichen Büros schienen so viele Menschen zu sein, daß ich doch bei meinem Eintritt unmöglich wissen konnte, wer Wilson & Read, Rechtsanwälte, und wer C. Jenkins Smith, Wechsel und Hypotheken war. Ich entschied, daß das im Grunde doch gleichgültig sei, und beschloß, sie alle mit „Sir" anzureden.

Ich entschied mich für die erste Tür und klopfte an. Nach einem Weilchen klopfte ich ein wenig lauter. Tausend Geräusche tönten durch das Gebäude: von den Steinfließen hallten hastige Schritte wider, aus den sich öffnenden Türen klangen erregte Worte; Klingeln schrillten, Fahrstühle summten; kein Wunder, daß man mein Klopfen nicht hörte. Da sah ich, daß andere Leute ohne Anklopfen eintraten, und tat es ihnen nach einer weiteren Pause nach.

Verschiedene Herren und zwei junge Mädchen saßen in dem kleinen hellen Raum. Sie waren alle sehr beschäftigt. Es war ein Problem zu lösen: sollte ich das ganze Zimmer mit „Sir" anreden oder wie?

„Entschuldigen Sie bitte, Sir," begann ich. Der Anfang war ohne Frage richtig, nur etwas lauter schien ich reden zu müssen. In letzter Zeit hatte meine Stimme auch in der Schule beim Deklamieren öfter versagt. Ich räusperte mich also. Aber ich konnte meine Worte nicht mehr wiederholen. Der Kahlkopf, dessen Rücken ich angeredet hatte, wendete sich zu mir um und zeigte mir seine nicht minder kahle Stirn.

„Würden Sie — möchten Sie — ich wollte —"

Fassungslos starrte ich den glatzköpfigen Herrn an, völlig unfähig, auch nur ein Wort von dem, was ich hatte sagen wollen, hervorzubringen. Er starrte mich ebenfalls an, höchst ungeduldig.

„Nun, nun? Na, was gibt's denn? Was denn?"

Mein Gedächtnis kam mir wieder.

„Ich habe vom ‚Boston Searchlight', — ich suche Abo—"

„Fort, fort! Hier nicht! Wir haben zu viel zu tun." Er wies mir wieder die kahle Rückansicht und winkte mich hinaus.

In größter Verwirrung stahl ich mich aus dem Zimmer. War das die Art und Weise, mit der man mich überall empfangen würde? Mr. James hatte mir doch gesagt, daß die Leute ohne Frage sämtlich abonnieren würden. Seine Zeitung wäre die beste in ganz Boston, kein Geschäftsmann könnte den Versuch machen ohne sie auszukommen. Ich mußte also irgend etwas verpatzt haben. Oder war „Wechsel und Hypotheken" überhaupt gar kein Geschäft. Ich hatte noch nie davon gehört. Und ich hatte doch mit Herrn C. Jenkins Smith selbst gesprochen. Ich mußte mein Glück noch einmal versuchen, natürlich mußte ich das.

Ich wählte jetzt ein Büro für Grundstücksverkäufe. Ein Grundstücksmakler, wußte ich, war ein Geschäftsmann. Mr. George A. Hooker mußte doch förmlich auf den Augenblick warten, wo ihm der „Boston Searchlight" gebracht wurde.

Und Mr. Hooker wartete in der Tat, er rief es gerade dem Telephonamt zu.

„Ist dort Amt? Jawohl, ich warte! Ich warte! — Wie? — Ja, ja! Bitte Nummer vier — — Was sagen Sie? — Seit wann denn? — Warum haben Sie das nicht gleich gesagt, statt mich hier am Apparat sitzen zu lassen? — Wie? — Ach so, ach so! — Schon gut, schon gut. — Ich verstehe, ich verstehe. — Danke."

Ich hatte so innigen Anteil an dem Monolog genommen, daß ich zusammenschreckte, wie sich Mr. Hooker endlich in seinem Bürostuhl umdrehte; ich hatte ein Schuldgefühl wie einer, der an der Tür gehorcht hat. Ich fürchtete einen Vorwurf, aber er sagte nur: „Womit kann ich dienen, Fräulein?"

Seine sanfte Art machte mir Mut.

„Möchten Sie nicht ein Abonnement des „Searchlight" nehmen? Jährlich einen Dollar."

Nun hätte ich eigentlich davon reden sollen, daß es in Boston keine bessere Zeitung gäbe usw., aber Mr. Hooker sah höchst wenig interessiert aus, wenn er auch nicht grob wurde.

„Danke schön, Fräulein. Nein, ich brauche keine Zeitung. Entschuldigen Sie, ich habe zu tun." Und er begann seiner Stenographistin zu diktieren.

Nun, das war nicht so schlimm. Mr. Hooker war doch wenigstens höflich gewesen. Ich wollte das nächste Mal etwas gewandter reden. Ich blieb bei der gleichen Branche. O'Lair & Kennedy, im Nebenbüro, waren beide zugegen. Beide schienen sich gerade einen Augenblick ausruhen zu wollen, denn sie saßen in ihre Stühle zurückgelehnt. Angesichts der ganzen Firma war ich entschlossen, rein geschäftsmäßig vorzugehen:

„Möchten Sie nicht ein Abonnement des „Searchlight" nehmen? Eine ausgezeichnete Zeitung. Kein Geschäftsmann macht den Versuch — — ich, ich meine, den Versuch, ohne sie auszukommen. Sie kostet nur einen Dollar pro Jahr."

Beide Herren lächelten, und ich lächelte mit. Im stillen fragte ich mich, ob sie wohl getrennt abonnieren oder nur ein Abonnement für die Firma nehmen würden.

„Boston Searchlight", wiederholte der eine. „Kenne ich nicht. Ist es das Blatt, was Sie da haben?"

Er entfaltete das Blatt, warf einen flüchtigen Blick hinein und gab es seinem Compagnon weiter.

„Schon was vom ‚Searchlight' gehört, O'Lair? — Kein Geschäftsmann macht den Versuch, meinen Sie, daß wir ihn machen sollen?"

„Lieber nicht," gab Mr. O'Lair zur Antwort und reichte mir die Zeitung zurück. „Ich kaufe Ihnen aber gern die Nummer da ab, Fräulein," fügte er nach einer Pause hinzu.

„Ich werde mich an dem Geschäft beteiligen," sagte Mr. Kennedy.

Ich lehnte ab.

„Das ist nur ein Muster," sagte ich, „ich verkaufe keine einzelnen Nummern. Ich nehme nur Jahresabonnements entgegen zu einem Dollar."

„Ein zu teurer Versuch. Kein Geschäftsmann — Sie wissen ja," sagte Mr. Kennedy und zwinkerte mit den Augen. Wir lächelten alle miteinander. Es wäre dumm von mir gewesen, wenn ich den Witz nicht hätte verstehen wollen.

„Es tut mir leid, Einzelnummern nicht abgeben zu können," sagte ich und legte die Hand auf die Klinke.

„Schadet auch nichts, Kleine," entgegnete Mr. Kennedy mit einer verbindlichen Handbewegung. Und sein Kompagnon rief mir noch nach: „Mehr Glück nebenan!"

Ich kam entschieden vorwärts. Die Leute wurden von Mal zu Mal freundlicher. Trotzdem überschlug ich das „Nebenan." Es war wieder die gleiche Branche. Ich versuchte es mit der „Versicherungsgesellschaft".

„Die beste Zeitung in Boston soll das sein?" bemerkte Mr. Thomas F. Dix und drehte mein Muster hin und her. „Von wem stammt denn die Weisheit, Fräuleinchen?"

„Von Mr. James," lautete die prompte Antwort.

„Wer ist denn Mr. James, hm? — Ach, so, der Herausgeber! Jetzt verstehe ich. Halten Sie das Blatt auch für das Beste in Boston?"

„Ich weiß nicht recht. Ich schätze den ‚Herald' und den ‚Transcript' mehr."

„Na, das ist schön!" sagte Mr. Dix lachend. „Geschäft ist eben Geschäft. Aber Sie sagen doch wenigstens noch die Wahrheit. Ein Dollar ist der Preis? Hier! Mein Name steht draußen an der Tür. Adieu."

Ich habe, glaube ich, zwanzig Minuten zur Abschrift des Namens und der Zimmernummer gebraucht. Es war mir, als könnte ich nicht mehr richtig Englisch lesen. Was würde geschehen, wenn ich mich versah, wenn die Zeitung an eine falsche Adresse kam und der gute Mr. Dix ihres erleuchtenden Inhaltes nicht teilhaftig wurde? Er hatte ein Jahr im Voraus bezahlt — wie schrecklich, wenn mir ein Fehler unterlief!

Kühn gemacht durch diesen ersten Erfolg, begab ich mich in das nächste Büro, ohne mich erst um die Aufschrift an der Tür zu kümmern. Ich versuchte mein Heil bei Maklern, Rechtsanwälten, Unternehmern usw., in bunter Reihe, wie die Büros gerade lagen. Aber ich brauchte keine Adresse mehr zu notieren. Die meisten waren höflich, einzelne winkten, wie Mr. C. Jenkins Smith, kurz und bündig ab. Einige sahen mich zuerst ungeduldig an, aber sie entschuldigten sich doch zuletzt. Fast jeder erklärte: „Wir haben viel zu tun," als wenn man erwartete, einen ganzen Jahrgang des ‚Searchlight' auf der Stelle durchlesen zu müssen. Schließlich bemerkte einer der Herren, er fände es nicht gerade nett, wenn ein junges Mädchen so durch die Büros zöge.

Das machte mich einigermaßen stutzig. Über die äußere Bedeutung meiner Tätigkeit hatte ich gar nicht weiter nachgedacht. Ich hatte nur das Geld für die Miete verdienen wollen. Meilenweit wanderte ich durch die steinernen Korridore, ohne einzusehen, warum diese Beschäftigung nicht für mich passen sollte. Und doch mochte ich sie nicht fortsetzen, so lange mir noch Zweifel kamen. Ganz in das neue Problem versunken, rannte ich mit einem Messenger Boy zusammen; und wie ich mich umdrehte, um eine Entschuldigung zu stammeln, stieß ich sanft gegen einen wohlbeleibten Herren, der eben aus dem Fahrstuhl stieg. Ich hatte mich gerade entschlossen, das Gebäude endgültig zu verlassen, als ich vor mir eine Tür offen stehen sah. Es war die erste Tür, die ich seit dem frühen Morgen — es war mittlerweile

Mittag vorüber — offen fand, und ich hielt es für ein gutes Omen. So leicht durfte ich nicht mein Ziel aufgeben.

Mr. Frederick A. Strong war allein in seinem Büro und ebenso eifrig wie unauffällig mit einem Zahnstocher beschäftigt. Er war gerade vom Lunch gekommen und hörte mir gutmütig zu.

„Wieviel Prozente bekommen Sie, wenn ich fragen darf?" war das erste, was er mich fragte.

„Fünfzig, Sir."

„Ich will Ihnen was sagen. Am Abonnement liegt mir nichts. Hier haben Sie 25 Cents."

Ich wurde nicht rot, denn das tat ich nie, aber mir schnürte sich die Kehle zu. Fast traten mir Tränen in die Augen. Der Betreffende, der meine Tätigkeit gescholten hatte, war mit seiner Ansicht im Recht. Man hielt mich für eine Bettlerin: ein Fremder wollte mir Geld schenken.

Ich brachte kein Wort heraus. Ich wollte gehen, aber Mr. Strong sprang auf und hielt mich zurück.

„Nein, bitte, gehen Sie nicht so fort!" rief er. „Ich hatte nicht die Absicht, Sie zu kränken. Wirklich nicht, mein Wort drauf! Entschuldigen Sie. Ich konnte nicht wissen, — — wollen Sie sich nicht einen Augenblick ausruhen? — Das ist nett von Ihnen."

Mr. Strongs Worte waren so aufrichtig, daß ich ihm seine Bitte nicht abschlagen konnte. Außerdem fühlte ich mich ziemlich matt. Seit frühem Morgen war ich auf den Beinen und hatte nichts gegessen. Ich setzte mich, und Mr. Strong plauderte mit mir. Er zeigte mir ein Bild von seiner Frau und seinem Töchterchen und bat mich, sie doch recht bald einmal zu besuchen. Es dauerte nicht lange, da plauderte auch ich, erzählte ihm vom Gymnasium, und er fragte mich, ob ich Französin sei. Das tat man gewöhnlich, wenn man Erklärung für meine fremden Akzente erhalten wollte. Auf diesem Umwege kamen wir auf Rußland zu sprechen und unterhielten uns so eifrig, daß wir beide ganz

erstaunt aufsprangen, als eine sehr gut gekleidete junge Dame mit einem eleganten Hut eintrat und sich an die leere Schreibmaschine setzte.

Mr. Strong stellte mich in aller Förmlichkeit vor, bedankte sich bei mir für die interessante Plauderstunde und schüttelte mir noch in der Tür die Hand. Ich konnte seinen Namen zwar nicht auf die Abonnentenliste setzen, empfand aber die neu erworbene Freundschaft als weit größeren Erfolg.

Ich fühlte, daß ich in diesem Gebäude nichts Höheres würde erreichen können, und begab mich deshalb wieder auf die laute Tremont Street hinaus, und erging mich in dem schattigen Grün des Stadtparkes. Dann saß ich ein Weilchen auf einer Bank und überlegte mir, was jetzt zu tun sei. Nach der Kirchturmuhr war es schon zwei vorüber. Ich hatte schon einen langen Tag hinter mir, aber es war doch noch zu früh, um mit der Arbeit aufzuhören, zumal ich bis jetzt nur einen halben Dollar Verdienst in der Tasche hatte. Es war Sonnabend — abends würde die Hauswirtin mit ihrer Forderung erscheinen. Ich mußte mein Glück noch länger versuchen.

Ich ging die Columbus Avenue hinab, die damals eine beliebte Radfahrerstraße war. — Die zahlreichen Radläden sahen vielversprechend aus. Die Leute dort schienen auch nicht so beschäftigt zu sein wie in dem Bürohaus. Ich konnte also zum mindesten auf Höflichkeit rechnen.

Sie waren auch nicht gerade grob, allein abonnieren taten sie auch nicht. Niemand wollte etwas vom ‚Searchlight' wissen. Niemand hatte je davon gehört; sie machten ihre Scherze darüber, aber haben — um keinen Preis!

Da begann ich selbst das Vertrauen zu der Zeitung zu verlieren. Der Name wurde mir unerträglich. Ich fühlte mich schwindlig. Ich gab es auch mit den Ladengeschäften auf. Ich ging schnurstracks immer gerade aus. Ich wollte umkehren, nach

Hause, aber ich tat es nicht. Ich wollte mir selber Trotz bieten. Ich ging schnurstracks gerade aus, immer der Straße nach. Ich hatte keine Ahnung, wann und wo sie enden würde. Das war mir auch völlig gleichgültig. Die ganze Welt war mir zuwider. Ich wollte weitergehen, immer weiter, meinetwegen bis in die Nacht. Ich wollte verloren gehen. Ich wollte ohnmächtig an irgend einer fremden Tür zusammenbrechen und am nächsten Morgen tot aufgefunden und bemitleidet werden.

Das wäre doch interessant gewesen. Schließlich könnte das Abenteuer ja auch glücklich enden. Ich konnte doch vielleicht vor der Tür eines reichen, alten Mannes ohnmächtig liegen bleiben, der mich auflesen und seiner Haushälterin zur Pflege übergeben würde, wie es so oft in den Büchern geschieht. Noch im Fieber — Fieber war selbstverständlich — würde ich dann von der Hauswirtin phantasieren, und wie ich mich bemüht hätte, die Miete zu verdienen; und der alte Herr würde vor lauter Rührung die Brillengläser putzen. Dann würde ich aufwachen und kläglich fragen: „Wo bin ich denn?" Und wenn ich dann nach einer köstlich langen Genesungszeit wieder ganz hergestellt wäre, dann würde mich der alte Herr — natürlich in einem Wagen — nach der Dover Street zurückbringen; wir würden das Wiedersehen unter Lachen und Weinen feiern. Mein Vater würde natürlich sofort von dem alten Herrn zum Verwalter gemacht werden und wir könnten alle miteinander in einem seiner Häuser inmitten eines schönen Gartens wohnen . . . .

Ich ging weiter, immer weiter und dachte mit Entzücken daran, daß ich seit dem frühen Morgen nichts gegessen hatte. Fühlte ich mich nicht eigentlich schon etwas schwach? Ja, ich mußte ganz bestimmt bald ohnmächtig werden. Nur die Häuser, an denen ich vorüberkam, gefielen mir noch nicht recht. Sie sahen aus, als eigneten sie sich sehr schlecht für das erträumte Abenteuer. Ich mußte also weitergehen, weiter, bis in eine bessere Gegend.

Wer Boston kennt, wird wissen, wie jämmerlich mein Abenteuer enden mußte. Die Columbus Avenue führt zu einem höchst gewöhnlichen Platz, wo die Straßenbahnen nach Roxbury ihre Endstation haben. Als ich sah, daß die Häuser immer unansehnlicher wurden, sank mir der Mut, und als ich schließlich auf den lärmenden Platz kam, brach ich innerlich vollkommen zusammen.

Ohnmächtig wurde ich nicht; ich erwachte nur plötzlich aus meinen törichten, kindischen Träumen. Ich hatte eine Wut auf mich selbst und außerdem Angst. Es war inzwischen Abend geworden, mir war in der Tat nicht wohl, und ich wußte nicht, wo ich mich eigentlich befand. Ich fragte an der Haltestelle einen Straßenbahnführer nach dem Weg zur Dover Street, und der wies mich auf eine Bahn, die gerade einfuhr.

„Danke, ich möchte zu Fuß gehen," sagte ich. „Bitte sagen Sie mir den kürzesten Weg." Wie konnte ich auch fünf Cents ausgeben, wo ich nur so wenig verdient hatte!

Aber der Führer riet mir entmutigend ab.

„Zu Fuß können Sie es nicht vor Mitternacht schaffen, Sie sicher nicht, Fräuleinchen. Steigen Sie nur rasch auf die Bahn, ehe sie weg ist."

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen. Ich fuhr mit der Bahn nach Hause und kam mir wie ein Dieb vor, als ich das Billett zahlen mußte. Fünf Cents kostete mich meine Dummheit!

Ich war selig, als ich mein kaltes Abendessen bekam, und dreifach selig, als ich hörte, daß Mrs. Hutch, die Hauswirtin, gekommen und gegangen war, zufrieden mit den zwei Dollars, die mein Vater von der Arbeit nach Hause gebracht hatte.

Es gelang Mrs. Hutch nur selten, von ihren Hausbewohnern den vollen Betrag der Miete zu erhalten. Ich glaube, ihre Buchführung hat das nicht gerade erleichtert. Vermutlich fiel es ihr auf die Nerven und erzeugte ihre schlechte Laune. Wir lebten in der Dover Street ständig in der Angst vor ihrer schlechten Laune.

Der Sonnabend hatte stets etwas Unheimliches, und das rührte her von dem drohenden Besuch von Mrs. Hutch. Ich wachte regelmäßig mit dem Gefühl auf, daß ich nicht in die Schule brauchte, aber gleichzeitig reckte sich vor mir, die ich eigentlich noch im Halbschlaf lag, ein grimmiges Gespenst auf, und in meinen Ohren sausten die Worte: „Heute kommt Mrs. Hutch, sie kommt und wieder fehlt die Miete."

Es ist hart, als junges Mädchen voller Lebenskraft und Lebenslust mit Sorgen zu Bett gehen und mit Ängsten erwachen zu müssen. Solche Härte ist ganz darnach angetan, den der Jugend so notwendigen Kreislauf glücksleichten Blutes zu hemmen und so die himmlische Klarheit der Seele zu trüben. Es ist bitter, in der Blüte der Jahre unbefriedigt unter Selbstvorwürfen schlafen zu gehen und nicht minder bedrückt zu erwachen. Es erzeugt nicht selten einen Gärungsprozeß auch in der reinsten Natur, und schafft unabwendbar allzu rasch graue Haare und eine verfrühte Sehnsucht nach dem Tode. Es ist jammerbar, als Mutter einer verarmten Familie hilflos unter der Last der häuslichen Sorgen in Schlaf zu sinken und beim Morgengrauen ungestärkt das Tagewerk wieder beginnen zu müssen.

Es bedurfte nicht geringer Kraft, Morgen für Morgen die Last des Lebens willig auf sich zu nehmen, besonders an den Sonnabenden in der Dover Street. Ich glaube, meine Mutter hatte am schwersten von uns allen zu tragen. Dem Vater des Hauses stellt sich die Not entgegen als Drache mit scharfen Krallen und giftigem Atem, aber nicht im Hause selbst, sondern draußen, und er kann das Ungeheuer in ritterlichem Kampf bestehen. Vor die Frau des Hauses dagegen tritt die Not hinterlistig wie eine tausendfüßige Kreatur des Dunkels, die sich in sich selbst vermehrt von Tag zu Tag, von Monat zu Monat, kriechend wie eine tödliche Krankheit. Die Frau kämpft einen nimmerendenden, unrühmlichen Kampf mit dieser Pest; ihre Siege sind zu nichtig, um ge-

rühmt, ihre Niederlagen zu unbedeutend, um von den anderen empfunden zu werden. Sorge ist dem Manne nicht mehr als ein bissiger Hund, den man an die Leine legt und meistert, der Frau ein heimtückisches Parasit, das das Blut infiziert.

Natürlich war Mrs. Hutch nur ein einziges Symptom der ganzen Krankheit, aber zu Zeiten erschien sie mir als das ausschlaggebende Gift. So sicher wie hinter der Sünde die Reue einherschleicht, so sicher erschien am Sonnabend Mrs. Hutch. Nur daß sie nicht gerade schlich. Ihre Bewegungen waren alles eher denn träge. Die Energie, mit der sie die Treppe hinaufstieg, steigerte sich stufenweise zur Emphase. Ihr Klopfen an der Tür deutlich, fest und bestimmt; es war unmöglich, so zu tun, als hätte man es nicht gehört. Ihr „Guten Abend" klang nach Geschäft, die Art und Weise, wie sie sich auf den Stuhl setzte, deutete unverkennbar auf Kampf. Unweigerlich fragte sie zuerst nach meinem Vater, den sie nie anders als Mr. Anton nannte. Sie ließ sich nicht verbessern. Ebenso unweigerlich war er nicht zu Hause, sondern auf der Suche nach Arbeit. Hatte er denn nicht den Mietzins für sie hinterlassen? Meiner Mutter sanftes „Nein" war das Zeichen zum Sturmangriff. Was Mrs. Hutch darauf sagte, möchte ich lieber nicht wiederholen. Es wäre weder angenehm für sie noch für mich. Sie wurde puterrot im Gesicht, und ihre Stimme mit jedem Worte schriller. Meine arme Mutter stand mit gesenktem Kopf und rührte sich nicht; die Kinder lugten furchtsam aus allen Ecken; das erschreckte Baby fing an zu weinen. Die zornige Hauswirtin zählte unser Sündenregister auf wie ein Prophet, der dem Volk das nahende Verderben ankündigt. Wir schuldeten so und so viele Wochen Miete. Wir wären nur zu faul zur Arbeit. Wir hätten wohl die Absicht, überhaupt nichts zu zahlen. Wir lebten auf Kosten anderer. Wir verdienten eigentlich, ohne Kündigung an die Luft gesetzt zu werden. Sie warf meiner Mutter vor, daß sie zu viele Kinder hätte. Sie schmähte uns, weil

wir es gewagt hätten, nach Amerika zu kommen. Sie rechnete uns den Verlust auf, den sie durch Mietausfall erlitte; erklärte, daß die Mieten nicht einmal die Steuerlast des Hauses trügen; malte uns aus, wie so unregelmäßige Mietzahler wie wir eine arme Witwe ins Unglück stürzten.

Meine Mutter machte nicht einmal den Versuch zu einer Entschuldigung. Nur wenn Mrs. Hutch gegen meinen abwesenden Vater herzog, warf sie hie und da ein verteidigendes Wort ein. Aber die Hauswirtin keifte dann nur noch mehr und brachte meine Mutter ungeduldig zum Schweigen. Manchmal wandte sie sich auch an mich. Wenn ich zu Hause war, stand ich meiner armen Mutter immer bei, um ihr wenigstens schweigend meine moralische Unterstützung zuteil werden zu lassen. Ich merkte, daß Mrs. Hutch einen besonderen Widerwillen gegen mich hatte, weil ich nicht auf Arbeit ging und meine drei Dollars die Woche zulegen konnte. Ich hatte immer die Absicht, ihr zu erklären, daß ich im Begriff stünde, mich auf eine große Laufbahn vorzubereiten, und daß ich bereit sei, ihr den Ausfall zu bezahlen, sobald ich nur irgend Geld hätte. Aber sie ließ mich nie zu Wort kommen. Dabei tat sie mir im Grunde leid, da sie mir in Wirklichkeit einen schweren Stand zu haben schien.

Endlich erhob sich Mrs. Hutch, um sich zu verabschieden. Sie ging durch das Zimmer mit der gleichen Energie, mit der sie es betreten hatte, wandte sich in der Tür noch einmal mit unvermindertem Zorn um, ihren letzten Giftpfeil zu versenden: —

„Und wenn mir Mr. Anton die Miete am Montag nicht bringt, werde ich unverzüglich am Dienstag Zwangsvollstreckung beantragen."

Wir atmeten auf, wenn sie fort war. Meine Mutter wischte sich die Tränen von der Wange und begab sich in das anliegende fensterlose Zimmerchen, wo das Jüngste schrie.

Die erste, die wieder zu reden wagte, war ich.

„Sie ist doch komisch, nicht wahr, Mama! Sie kann unsern Namen nicht behalten. Sie bleibt hartnäckig bei Anton — Anton. Celia, sag mal ‚Anton'!" Und ich brachte das Kind dadurch, daß ich Mrs. Hutch nachahmte, wieder zum Lachen.

Wenn ich aber in mein Zimmerchen kam, hörte ich auf, mich über Mrs. Hutch lustig zu machen. Ich mußte nachdenken, dachte tief und ernst nach, und faßte einen Entschluß. Sie sollte mich endlich einmal reden lassen! Sie sollte von meinen Plänen, meiner Zukunft, von meinen guten Absichten hören! Es war doch höchst unvernünftig, so weiter zu leben, wir in Furcht vor ihr, und sie voll Mißtrauen gegen uns. Wenn nur Mrs. Hutch mir und die Steuereinnehmer ihr trauen wollten, dann könnten wir doch alle herrlich und in Freuden leben.

Ich war fest davon überzeugt, daß meine Gründe Mrs. Hutch, wenn sie sie erst mal angehört hätte, einleuchten müßten, da ich ihren Standpunkt durchaus anerkannte. Ich teilte sogar in einer Hinsicht ihre Meinung. Was sie zum Beispiel über die Kinderzahl gesagt hatte, schien mir gar nicht so unvernünftig. Das letzte Kind, das sechste meiner Mutter, das auf Mrs. Hutchs Grund und Boden geboren war, in dem kleinen fensterlosen Kämmerchen, war das wirklich notwendig gewesen? Als zwei Jahre vorher in der Wheeler Street May auf die Welt kam, fand ich gar nichts dabei. Nach einer Weile hatte ich mich eher darüber gefreut. Sie war schon als Amerikanerin geboren, und es war doch etwas wert, mit einer Amerikanerin so nahe verwandt zu sein. Ich hatte ihre erste Nacht auf dieser Erde bei ihr gewacht und sie gefragt, woher sie denn gekommen sei. Das war unsere erste nähere Bekanntschaft. Da meine Mutter damals sehr krank war, so daß Frieda, die sie pflegte, und der Armenarzt alle Hände voll zu tun hatten, wurde mir das Baby anvertraut. Dadurch hatte ich mich an es gewöhnt. Aber als Celia kam, war ich zwei Jahre älter und mein Horizont weiter. Ich vermochte bereits die Reize

eines Neugeborenen zu übersehen, während es mir mit den Nachteilen nicht so gehen wollte. Ich hatte bereits fast zu viel Verwandte: ich hatte einen Schwager, einen als Amerikaner geborenen Neffen, der sogar möglicherweise Präsident werden konnte. Zudem wußte ich genau, daß schon vor der Ankunft des Babys nicht genug zu essen da war, und ebenso genau, daß es seinen Unterhalt nicht mit sich brachte. Es war ein überflüssiges Wesen, nach dem keiner verlangte. Ich billigte seine Existenz nicht. Ich trug meiner Mißbilligung auch im Tagebuch Rechnung.

Ich war stolz auf meine Weitsichtigkeit, die mich das Für und Wider in der Kinderfrage so genau abwägen ließ. Ich konnte selbst die Mietfrage objektiv betrachten, etwa so wie ein Philosoph Naturphaenomene ansieht. Es schien nicht unvernünftig, daß Mrs. Hutch so auf ihre Miete aus war. Ein Schulmädchen hängt an ihren Büchern, ein Kind schreit nach der Klapper, und eine Hauswirtin verlangt nach ihrer Miete. Ich sah klar ein, daß wir Mrs. Hutch durch Vorenthaltung der Miete gewissermaßen geistig Gewalt antaten. Daher resultierte selbstverständlich die Heftigkeit, mit der sie die Schulden eintrieb.

Jawohl, ich konnte den Gedanken der Hauswirtin analytisch bis aufs letzte nachkommen. Ich hatte entschieden das Zeug dazu, als Vermittlerin zwischen sie und die Familie zu treten. Aber dann mußte ich sie in ihrer Wohnung aufsuchen und nicht den Zahltag abwarten. Der Samstag Abend, wo sie so manche Enttäuschung schon gereizt hatte, war nicht die geeignete Zeit zu diplomatischen Verhandlungen. Ich mußte an einem weniger ominösen Tage zu ihr gehen.

Und ich ging an dem Tage zu ihr, wo mir mein Vater einmal die volle Miete mitgeben konnte. Ich fand Mrs. Hutch in dem Dämmer eines weiten Salons inmitten verblichener Polstermöbel. Hier ohne den mir so wohl bekannten weiten, schwarzen Mantel und ohne Witwenhaube war ihre Erscheinung gar nicht

so furchterregend. Trotzdem kam ich mir wie ein armseliger, gerupfter Spatz vor, der in die Höhle des Löwen gefallen war. Nach Ablieferung des Geldes hätte ich mit meiner Rede beginnen sollen, aber ich wußte bei der Menge des zu Sagenden nicht, wo anfangen. Während ich noch zögerte, musterte mich Mrs. Hutch. Ihr Blick fiel auf die Bücher, die ich trug, und sie erkundigte sich nach ihrem Zweck. Ich hielt das für eine ausgezeichnete Eröffnung des Gespräches und zeigte ihr voll Eifer meine lateinische Grammatik, das Geometriebuch und den Virgil. Ich wollte erzählen, daß ich auf die Universität wollte, Gedichte schreiben, reich werden und den Mietsrückstand zahlen. Aber bei der Erwähnung der Universität schnitt sie mir kurz das Wort ab. Sie schüttete ihre alten Vorwürfe über mich aus und arbeitete sich in eine schlimmere Wut hinein, als ich sie je bei ihr erlebt hatte. Ich stand mutterseelenallein im Sturm, eine uralte Tante saß vor mir auf dem Sofa bei einer Tasse Tee, und der Kopfschützer auf der Lehne rutschte allmählich immer weiter herunter.

Die Plötzlichkeit des Angriffes brachte mich so außer Fassung, und ich fand jede Verteidigung so zwecklos, daß ich stumm und starr vor Mrs. Hutch stehen blieb. Sie indessen fuhr fort zu schimpfen, ohne Atem zu schöpfen, und wiederholte sich dauernd. Schließlich hörte ich gar nicht mehr hin; die Geschwindigkeit ihrer Lippenbewegungen hypnotisierte mich förmlich. Dann fiel mein Blick auf den rutschenden Sofaschoner, und der Bann war gebrochen. Entschlossen schritt ich auf das Sofa zu und schob den Schoner sorgfältig zurecht.

Aber da kam die Reihe an Mrs. Hutch, zu staunen. Sie starrte mich an, und auch die alte Tante starrte mich an, die Teetasse unterbrach den Weg zu ihrem Munde, und ich starrte sie an, denn mich überraschte meine eigene Handlung. Die ganze Geschichte kam mir gar zu lächerlich vor. In höchst wichtiger Mission war ich gekommen, in der Absicht einen edlen Friedensschluß

herbeizuführen. Man hatte mich mit Zorn und Verachtung empfangen, hatte mir, der Friedensdelegierten, die Würde genommen, wie man einem Schmetterling den Goldstaub von den Flügeln wischt; ich hatte die lange Strafpredigt wie ein geduldiges Lämmchen über mich ergehen lassen, und nun brachte ich, mitten in einer schneidend kalten Rede, unter dolchspitzen Blicken, des Feindes Haus in Ordnung! Es war in der Tat zum Lachen! Und ich — lachte.

Im ersten Augenblick tat es mir wieder leid. Ich wollte mich entschuldigen, aber Mrs. Hutch ließ es nicht so weit kommen. Wenn sie anfangs barsch gewesen war, wurde sie nun geradezu wild. Ob ich gekommen wäre, um sie zu beleidigen? Ob es noch nicht genug wäre, wenn ich und die ganze Familie auf ihre Kosten lebten? Mußte ich jetzt auch noch kommen und sie mit meiner Rederei von der Universität zum besten halten? Ha, Universität! Solches Bettelpack! Müßte ich ihr noch ins Gesicht lachen? „Wozu sind Sie gekommen, was? Wer hat Sie geschickt? Was stehen Sie da und starren mich an? Reden Sie sich vielleicht ein, daß ich Sie so lange bei mir wohnen lasse? Sie und Geometrie lernen! Haben Sie sich vielleicht je ausgerechnet, wieviel Ihr Vater mir schuldet? Zu faul sind Sie, allesamt — kein Wort will ich hören! Halten Sie Ihren Mund! Hierherzukommen und mir ins Gesicht zu lachen! Mir scheint, ein vernünftiges Wort können Sie überhaupt nicht über die Lippen bringen. Lateinisch! Und Französisch! Jawohl, solch Bettelpack! Auf Arbeit gehen sollten Sie, aber Sie können eben nichts Vernünftiges! Universität! Gehen Sie nach Hause und bestellen Sie Ihrem Vater, er möchte Sie ja nicht zum zweiten Male herschicken. Mir ins Gesicht zu lachen, mich anzuglotzen! Warum reden Sie denn nicht? Wie alt sind Sie?"

Mrs. Hutch hielt tatsächlich inne, und ich nutzte die Pause rasch aus.

„Siebzehn bin ich, aber ich komme mir vor wie siebzig."

Das war zu viel. Selbst mir kam es etwas zu stark vor. Ich hatte es auch eigentlich gar nicht sagen wollen. Es platzte mir so heraus, genau wie vorher das böse Lachen. Ich fürchtete, Mrs. Hutch könnte der Schlag rühren, wenn ich noch länger bliebe, und fühlte mich den Tränen nahe. Also wendete ich mich der Tür zu, aber noch ehe ich entschlüpfen konnte, hörte ich den Anfang einer neuen Rede.

„Siebzehn — siebzig! Wie zwölf sieht sie aus! Das Kind ist nicht ganz richtig. Nicht einmal ihr eigenes Alter weiß sie. Kein Wunder mit ihrem Lateinischen und Französischen und —"

Als ich glücklich draußen war, fing ich wirklich an zu weinen. Es war mir völlig gleich, ob es jemand sah oder nicht. Was hatte das Ganze nun für einen Zweck gehabt? Alles, was ich tat, überhaupt alles, ging schief. Alles, was ich in der Angelegenheit mit Mrs. Hutch hatte tun wollen, war fehlgeschlagen. Ich hatte Zeitungen zu verkaufen versucht, um die Miete zu bezahlen, aber kein Mensch hatte nach dem ‚Searchlight' Verlangen, nur daß diese Beschäftigung unpassend für mich wäre, hatte ich hören müssen. Ich hatte Mrs. Hutch ins Vertrauen ziehen wollen, und sie hatte mich dafür ausgescholten und beschimpft. Sie war eine ganz unvernünftige, undankbare Person. Ich wünschte, sie würde uns wirklich herausfetzen, dann wären wir sie wenigstens los. — Aber das mit dem Sofaschoner war doch zu komisch gewesen! Wie war ich bloß in aller Welt dazu gekommen? Ich hatte ja gar nicht die Absicht gehabt. Komisch, wie man doch manchmal Dinge tut, die man gar nicht tun will. — Die alte Tante schien taub gewesen zu sein. Nicht ein Wort hatte sie geredet. — Ach Gott, ich hatte doch noch einen ganzen Gesang der Aeneide zu repetieren, und es war schon so spät! Rasch nach Hause!

Die gedrückte Stimmung konnte unmöglich lange anhalten. Die Hauswirtin kam ja schließlich nur einmal die Woche, sagte ich

mir auf dem Nachhausewege, und die übrige Zeit hatte ich nur gute Freunde um mich. Jeder war gut zu mir, zu Hause, das war selbstverständlich, aber auch in der Schule. Dann hatte ich Miß Dillingham und deren Freundin, die mich während des Laubfalles im Herbste mit aufs Land nahm, und die Freundin von ihr wieder, die mir Bücher lieh, und Mr. Hurd, der meine Gedichte im „Transcript" abdruckte und mir auch immer Bücher mitgab, wenn ich zu ihm kam, und noch ein Dutzend andere, die mir immerzu etwas Gutes antaten, ganz abgesehen von den vielen Dutzend, die mir nette Briefe schrieben. Freunde? Wenn ich bei jedem Häuserblock hätte einen nennen wollen, es wären bis nach Hause zu wenig Häuser gewesen für all ihre Namen. Da war zum Beispiel noch Mr. Strong, der mich gebeten hatte, seine Frau und sein Töchterchen zu besuchen. Und Mr. Pastor! Den hätte ich fast vergessen. Ich war mittlerweile an die Ecke der Washington- und Doverstreet gekommen, und, wie ich in Mr. Pastors einladendes Drogengeschäft hineinschaute, kam mir die Geschichte dieser letzten Freundschaft in Erinnerung.

Mein Husten hatte sich verschlimmert; ich konnte ganze Nächte nicht einschlafen. Meine Stimme versagte häufig. In der Schule hatte man verschiedentlich mit mir gesprochen darüber und mir vorgeschlagen, ich möchte zum Arzt gehen. Natürlich konnten die Lehrer nicht ahnen, daß ich mir einen Arzt nicht leisten könnte. Es blieb mir nur die Poliklinik. Dahin ging ich. Immer und immer wieder mußte ich hin und verlor sehr viel kostbare Zeit in den Warteräumen. Ich wurde untersucht, beklopft und behorcht, und mit Rezepten und unzähligen Verhaltungsmaßregeln entlassen. Alles, was man mir in betreff frischer Luft, sonnigen Zimmers und Diät vorschrieb, war natürlich undurchführbar. Die Medizin konnte ich aber probieren. Eine Flasche Medizin war eine bestimmte Sache und hatte ihren bestimmten Preis. Man konnte sie sich entweder leisten oder nicht, es war eine einmalige

Ausgabe. Wenn man erst mit Milch und Eiern und derlei Dingen anfängt, läßt sich das Ende der Kosten überhaupt nicht mehr absehen. Man muß ewig und ewig zum Kaufmann schicken, bis er schließlich den Kredit versagt. Ja, mit der Medizin war es schon das einzig Wahre.

Ich hatte einige Flaschen genommen, und man hatte mir bestätigt, daß ich wohler aussähe; da mußte ich eines Tages mein Rezept erneuern lassen. Es hatte stark geregnet; in den Pfützen auf dem holperigen Trottoir spiegelte sich der blaue Himmel. Ich freute mich an dem köstlichen Widerschein, selbst die weißen Wolken, die durch die Bäume segelten, konnte ich zu meinen Füßen verfolgen. Mit gesenktem Kopf ging ich den Weg zur Apotheke. Das war ja ganz schön und gut. Ich hätte es aber nicht auf dem Rückwege, wo ich die neue Flasche Medizin in der Hand trug, wieder tun sollen.

Vor einem Zigarrenladen, auf halbem Wege zwischen der Washington Street und der Harrison Avenue, stand ein Indianer aus Holz, ein Paket Holzzigarren in der Hand. Da ich die Augen immer noch bei den Regenpfützen hatte, lief ich geradewegs gegen den Indianer, die Flasche entfiel mir und zerklirrte.

Das Unglück war entsetzlich. Die Arznei kostete fünfzig Cents. Meine Mutter hatte mir das letzte Geld, das sie im Hause hatte, gegeben. Die Medizin mußte ich aber haben! Der Arzt in der Klinik hatte es ganz energisch gefordert. Wie schrecklich, wenn ich krank würde und aus der Schule bleiben müßte! Was tun?

In weniger als fünf Minuten stand mein Plan fest. Ich ging zur Apotheke zurück und fragte nach Mr. Pastor persönlich. Er kannte mich; er hatte mir häufig Briefmarken verkauft und Witze gemacht über meine große Korrespondenz und dabei manches von meinen verschiedenen Freunden gehört. Er kam aus einem kleinen Büro nach vorn. Ich erzählte ihm mein Mißgeschick, und daß wir zu Hause kein Geld mehr hätten, und bat ihn, mir eine

neue Flasche zu geben; ich würde sie sobald wie möglich bezahlen. Mein Vater wäre in einem Geschäft als Nachtwächter angestellt worden, ich könnte also sehr bald zahlen.

„Natürlich, natürlich, Fräuleinchen," sagte Mr. Pastor, „ich stehe Ihnen gerne zu Diensten. Hilft denn die Arznei? Ja? Na, das ist schön. So ein fleißiges Menschenkind, das so viel studieren und so viele Briefe schreiben muß, braucht etwas, was es auf den Beinen hält. Bitte schön! Keine Ursache, keine Ursache! So oft Sie wollen! Adieu! Und nehmen Sie sich vor den wilden Indianern in acht!"

Selbstverständlich waren wir von Stund an dicke Freunde. Viele meiner Sorgen in der Dover Street endeten so glücklich. Einem Holzindianer in die Arme laufen, hieß für mich dem Glück in die Arme laufen. Kein Wunder, wenn ich die meiste Zeit recht glücklich war!

Achtzehntes Kapitel.

Der feurige Busch.

Der Naturunterricht in der Volksschule. — Das Hale House. — Der Diskussionsklub meines Bruders. — Seine verschiedenen Sitze. — Wie ich in den Naturwissenschaftlichen Verein kam. — Ein Vortrag über die Spinnen. — Mein Interesse für die Natur wird geweckt. — Meine Fragen und Zweifel. — Neue Schönheiten!

Gerade zu der Zeit, als sich Mrs. Hutch so sehr über die Verkehrtheit meines Lebensweges erregte, fing ich an auf einer Straße zu wandern, die mich noch weiter von den Zielen des üblichen Weges eines Proletarierkindes weggeführt als Latein und Geometrie. Eigentlich sollte ich das Kapitel, das für mich das schönste Märchen meiner Jugendzeit enthält, nicht mit etwas so prosaischem wie dem Namen der Hauswirtin einleiten. Ich kam zu der großen Umwandlung, die, nach der Übersiedlung in die Neue Welt, die allerbedeutendste meines Lebens wurde.

Robert Louis Stevenson schreibt in einem seiner reizvollen Essays davon, daß der Liebende eine Art Reue und Scham empfindet, wenn er der Zeit gedenkt, wo er ohne das geliebte Wesen zufrieden mit der Unfruchtbarkeit seiner Existenz dahinlebte. Mit einem ähnlichen Reuegefühl denke ich zurück an meine Bücherwurmzeit, ehe ich das Studium der Natur im Freien kennen lernte. Und mit einem Gefühl, das der Scham der Liebenden verwandt ist, muß ich bekennen, daß sich die Reize der Natur nicht früh genug in meinem Leben ihren Platz erobert haben.

Der naturwissenschaftliche Unterricht nimmt heutzutage in den Volksschulen einen größeren Raum ein, als es zu meiner Zeit der Fall war. Ich erinnere mich, daß die Lehrerin in Chelsea uns dazu ermunterte, bei dem Wege nach Hause auf den Bauplätzen allerlei Gräser zu pflücken und auch Proben der verschiedenen Hülsenfrüchte, wie wir sie in den Speisekammern unserer Mütter fänden, mit in die Schule zu bringen. Ich brachte also Gräser und Hülsenfrüchte mit in den Unterricht, da ich alles befolgte, was die Lehrerin anregte, aber ich war doch erst zufrieden, wenn die Naturgeschichtsstunde glücklich vorbei war, und die Rechenstunde begann. Ich hatte kein Interesse dafür, und die Lehrerin verstand nicht, es zu wecken.

In den Knabenbüchern, die ich so gerne las, traf ich manche Art Helden, und alle gewannen meine Zuneigung. Der Schiffsjunge, der von Haus weggelaufen war, der Junge, der sich in der Gesellschaft von Trappern und Cowboys herumtrieb, der Junge, der für die Bühne schwärmte und dessen einziger Ehrgeiz darin bestand, auf einer Pappquadriga durch die Manege jagen zu können, der ungezogene Junge, der anderen Leuten böse Streiche spielte, der Junge, der seine Ferienzeit opferte und sich Geld erwarb, um Bücher kaufen zu können, und der kluge, der für sein blindes Schwesterchen allerhand Spielzeug erfand — alle, alle hatten meine Bewunderung. Ich konnte mich an die

Stelle eines jeden versetzen und mich an ihren Freuden freuen. Aber es gab eine Sorte Held, die ich niemals verstehen konnte, und das waren die Jungen, die am liebsten Naturgeschichtliches lasen, sich ein Aquarium hielten, Käfer sammelten und immer und ewig von einem gewissen Agassiz, einem großen Naturforscher, zu erzählen hatten. Unausbleiblich hatten diese Jungen entweder einen seefahrenden Onkel oder eine Tante bei der Mission, die ihnen dann alle möglichen Kuriosa aus China oder von den Südseeinseln schickten. Ebenso unausbleiblich überschlug ich in diesen Büchern die langen Unterhaltungen, die der seefahrende Onkel anläßlich eines Besuches in der Heimat mit dem Neffen pflog. Gewöhnlich hielt der betreffende, unmögliche Held gerade in dem Schuppen einen Kasten mit Schlangen verborgen, wo sein kleines Schwesterchen mit Vorliebe mit ihren Freundinnen spielte. Besagte Schlangen entwischten mindestens einmal, ehe die Geschichte zu Ende ging, und es ging über meine Geduld, mit anzuhören, was der Junge daraufhin dem erschrockenen kleinen Mädchen über die Harmlosigkeit und die Reize von Schlangen erzählte.

Ja, ich hatte wirklich nichts für Naturgeschichte übrig. Ich las gern von Reisen, von Wüsten, von namenlosen Inseln und fremden Völkerschaften, aber Schlangen und Vögel, Mineralien und Schmetterlinge interessierten mich durchaus nicht. Ich ging ein paarmal in das Naturwissenschaftliche Museum, aber doch nur, weil es meine Art war, an keiner offenen Tür vorbeizugehen, damit mir ja nichts entschlüpfte, was dem Publikum gratis zur Verfügung stand. Allein die seltsamen Wundertiere unter Glas, an der Wand und an der Decke vermochten meine Phantasie nicht zu beflügeln, und all das schleimige Getier in den Wasserkästen war mir zu ekelhaft, als daß ich es eines zweiten Blickes gewürdigt hätte.

Von allen Schrecklichkeiten, die mir, wenn ich die Nase

mal nicht in den Büchern hatte, unter die Augen kamen, waren Spinnen die schrecklichsten. Mäuse, Würmer, Fliegen, Maikäfer waren schon schlimm genug, aber Spinnen waren für mich das widerlichste Viehzeug, das ich überhaupt kannte. Und doch sollten es gerade die Spinnen sein, die meinen Augen die Wunder der Natur öffneten, so daß das Glück meiner Kindheit vom Hauch der Ewigkeit berührt wurde.

Und das geschah im Hale House.

Es war nicht Dr. Hale selber, der mir den Weg zu dem nach ihm benannten Volksheim in der Garland Street wies. Das Hale House liegt mitten in einem Labyrinth enger und engster Straßen des Proletarierviertels, dessen Rückgrat sozusagen die Harrison Avenue und dessen einen Arm die Dover Street bildet.

Angesichts der Tatsache, daß es in dieser dichtbevölkerten Stadtgegend keine Spielplätze gibt, wird man begreifen, daß man im Hale House alle Hände voll zu tun hatte, wenn man wirklich ein klein wenig Sonnenschein in die finsteren Armenwohnungen tragen wollte. Wie das zuwege gebracht wird, gehört nicht hierher, aber was das Hale House an mir getan hat, darf ich nicht verschweigen.

Entdeckt hatte mein Bruder Joseph das Hale House. Er hatte einen Klub gegründet, in dem er mit seinen Freunden an Sonntagnachmittagen über die wichtigsten Fragen der Republik Diskussionen pflegte. Der Klub hielt seine erste Sitzung in unserem unbenutzten Salon in der Dover Street ab, und die Regierung der Vereinigten Staaten war schon auf dem besten Wege, endlich auf eine gesunde Basis gestellt zu werden, als die zahlreiche Kinderschar allernächster Verwandtschaft die Sitzung störte und so die eben beschlossene künftige Richtung der Staatsregierung wieder in Zweifel brachte.

Folglich wurde die nächste Versammlung in dem Salon bei Isaak Maslinskys Eltern abgehalten. Die Redner hatten sich

gerade von den Sitzen erhoben und drohten einander in höchst vollendeter parlamentarischer Form mit den Fäusten, als Mrs. Maslinsky ins Zimmer segelte, ein breites Lächeln über die jugendliche Erregung auf den Lippen. Als sie aber sieben Paar grobe Jungenstiefel auf ihrem geliebten Salonteppich herumtrampeln sah, als sie erkannte, daß die Plüschdecke nur noch mit einem Zipfel auf dem Tische war, und daß das samtgebundene Photographiealbum höchst respektlos in der Ecke lag, nahm an Stelle guter Laune Entrüstung Besitz von Mrs. Maslinskys stattlichem Busen, und sie befahl den Jungen, sich aus dem Staube zu machen, und drohte „Ike" mit furchtbarer Rache, wenn er es sich je wieder einfallen lassen sollte, ihren Salon zu solchem Zweck zu mißbrauchen.

Daher stellte für den nächsten Sonntag Harry Rubinstein dem Klub den Salon seiner Eltern zur Verfügung. Die Sitzung hatte zur allgemeinen Befriedigung begonnen. Auf dem Programm stand diesmal der Zolltarif. Das Für und Wider war ziemlich gleichmäßig verteilt. Der Kongreß in Washington hätte getrost schlafen gehen und dem Diskussionsklub seine Geschäfte überlassen können, wenn nicht Harry Rubinsteins großer Bruder Jake dazwischen gekommen wäre. Er kam gerade aus der Küche, wo er das Jüngste mit Kameruner Nüssen gefüttert hatte. Er stellte sich in der Tür zum Salon auf und schnitt einem hochwohllöblichen Präsidium Gesichter. Das Präsidium drehte ihm den Rücken zu, worauf Jake es mit Nußschalen bombardierte. Er machte sich über die Redner lustig, nannte sie „Küken" und wollte wissen, ob sie den Zolltarif von einem Sonnenstich unterscheiden könnten. „‚Wir brauchen den Freihandel!' — Vater, hör dir bloß mal die Küken an! — Im Interesse der arbeitenden Klasse Amerikas! — Hurra! Hurra! Hör bloß mal diese Küken an, Vater!"

Das ging über den Spaß. Die politischen Reformer ver-

tagten sich auf unbestimmte Zeit, und dem Klub drohte aus Mangel eines schützenden Daches die völlige Auflösung, als einer der Mitglieder die Entdeckung verkündete, daß das Hale House in der Garland Street dem Klub mit Freuden gastliche Aufnahme gewähren würde.

Wie nun in der Folgezeit der Diskussionsklub in der günstigen Atmosphäre des Volksheims gedieh; wie aus dem kleinen Klub ein großer wurde, als die Jungen erwachsene Männer wurden; wie Joseph, Isaak, Harry und noch andere in öffentlichen Diskussionen Preise gewannen; wie von ihnen ein Teil des Guten, das in so reichem Maße der Garland Street seine Entstehung verdankt, ausging, — all das gehört zur Geschichte des Hale House, dessen Ziel es ist, aus den heimatlosen Proletarierkindern tüchtige Männer und Frauen zu machen. Ich habe den Diskussionsklub in meine Geschichte einbezogen, weil ich zeigen wollte, daß die Kinder der Gasse ganz natürlich ihrem Heile zusteuerten, wenn sich überhaupt nur in erreichbarer Nähe eine einzige rettende Insel befindet. Nicht eins von ihnen wird zum Untergang geboren. Sie leben, um Land zu gewinnen, und das Floß, das sie sicher durch den gefährlichen Strudel des niedrigsten Lebens trägt, ist der Kinder unbewußtes Streben nach dem Guten. Nur müssen Leuchttürme vorhanden sein, wenn das Land außer Sicht ist.

Nach Joseph ging Dora in das Hale House. Sie trat einem Klub junger Mädchen bei, der seither in diesem Stadtviertel berühmt geworden ist. Die Leiterin dieses Klubs brachte den Mädchen unter dem Vorwand, sie gut fegen und Betten machen lehren zu wollen, geschickt bei, wie man selbst das ärmlichste Heim durch richtige Lebensführung zu verschönen vermag.

Joseph und Dora waren vom Hale House so begeistert, daß ich nicht umhin konnte, es mir anzusehen. Und bei dieser Gelegenheit fand ich den Naturwissenschaftlichen Verein.

Noch heute ist es mir unklar, wie mich Mrs. Black, die damalige Vorsteherin des Heims, dazu brachte, trotz meiner Abneigung gegen alles, was kriecht und krabbelt, es mit dem Naturwissenschaftlichen Verein zu versuchen. Vermutlich hat sie mich erst in verschiedenen anderen Klubs unterzubringen versucht und dabei die Erfahrung gemacht, daß ich da nicht recht hineinpaßte, wie ich ja auch vor Jahren nicht in den Tanzklub gepaßt hatte. Wahrscheinlich hielt sie mich für frühreif. Jedenfalls überredete sie mich, den Versammlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins beizuwohnen, an denen eigentlich nur Erwachsene teilnehmen durften. Die Mitglieder waren, wie ich sah, nicht aus unserem Viertel, sondern alles tätige Helfer und Gönner des Heims. Sie ließen sich häufig von bedeutenden Naturwissenschaftlern, Forschungsreisenden und sonstigen bekannten Leuten Vorträge halten. Meine Neugier, einen richtigen, lebendigen Naturforscher kennen zu lernen, war anscheinend das Entscheidende bei meinem Entschluß, schließlich Mrs. Blacks Aufforderung zu folgen; denn bis dahin war ich außer in Büchern noch niemanden begegnet, der tatsächlich an Würmern oder Schlangen Freude gefunden hätte.

Der Naturwissenschaftliche Verein saß im Kreis in dem großen Empfangszimmer der breiten Tür des Nebenraumes gegenüber. Mrs. Black stellte mich vor, und ich sagte allerseits mein „ich freue mich sehr" und setzte mich neben dem Klavier auf einen Kindergartenstuhl. Es war an einem Freitagabend, und ich hatte das angenehme Bewußtsein, am nächsten Morgen nicht in die Schule zu müssen. Der Raum, viel schöner als irgend einer zu Hause, gefiel mir. Ebenso gefielen mir die Gesichter der Anwesenden. Ich machte mich auf einen angenehmen Abend gefaßt, wenn ich mich schließlich auch vielleicht etwas langweilen würde.

Ein großer, schlanker Herr mit offenen, blauen Augen stand

auf und verlas das Protokoll der letzten Sitzung. Was er las, verstand ich nicht, ich begriff nur, daß er sehr viel Freude daran hatte. Derselbe Herr hatte mich vorher begrüßt, als wenn er auf mein Erscheinen schon ein Leben lang gewartet hätte. Wie hatte ihn Mrs. Black doch nur genannt? Er sah aus und sprach so, daß man fühlte, es mache ihm Freude zu leben. Er gefiel mir. Ach ja, Mr. Winthrop hieß er.

Ich ließ meine Gedanken wandern, ließ die Augen über den Kreis meiner neuen Freunde hinwegschweifen, bemüht, aus ihren Gesichtern den Charakter zu lesen. Da bannte plötzlich ein einziges Wort meine ganze Aufmerksamkeit. Mr. Winthrop hatte aufgehört zu lesen und stellte den Redner des Abends vor: „Wir haben die Ehre und das Vergnügen, heute Mr. Emerson unter uns zu sehen, der, wie Ihnen ja bekannt ist, in seinen Arbeiten über Spinnen Hervorragendes geleistet hat."

Spinnen! War das ein Pech! Mr. Winthrop sprach das Wort „Spinnen" mit einem unverkennbaren Behagen aus, als wenn er diese entsetzlichen Tiere über alles liebte. Und ich —: alle meine Nerven spannten sich. Ich klammerte mich an die Lehne meines Stühlchens, fest entschlossen, angesichts all der fremden Menschen nicht davonzulaufen. Ich beobachtete krampfhaft Mr. Emerson in der Befürchtung, er könnte eine Schachtel voller Spinnen hervorholen. Es fiel mir eine längst vergessene Begebenheit ein. Ich hatte einmal ein Kleid angezogen, das wochenlang an der Wand gehangen hatte, als ich plötzlich ein hundertfüßiges Etwas an meinem nackten Arm herabkriechen fühlte. Ich schüttelte eine große Spinne aus dem Ärmel. — Ich starrte den Vortragenden an, aber nein, ich durfte nicht weglaufen. Wie schade, daß Mrs. Black mir das nicht eher gesagt hatte.

Nach einem Weilchen wurde ich sicher, daß Mr. Emerson keine Menagerie mit sich herumtrug. Er sprach in einem Plauder-

tone von verschiedenen Spinnenarten und deren Eigenschaften und wob im Sprechen vor der Tür, an der er stand, ein Riesenspinnennetz, indem er eine Garnrolle abwickelte und von den Zwecken aus, die er unsichtbar an dem Türrahmen befestigt hatte, die Kreuz- und Querfäden zog.

Sein Werk nahm mich fortschreitend immer mehr gefangen. Ich vergaß meine Furcht und fing an, Mr. Emersons Worten zu folgen. Ich war erstaunt über all das, was es von so kleinen unansehnlichen Tieren zu wissen gab; konnten sie doch ihre Netze ebenso schnell spinnen, wie ich sie hinwegfegte. Die Erzählung vom Spinnenkampf ums Dasein wurde in mir lebendig. Ihre Not, ihre Kriege, ihre Listen, Fallen und unermüdliche Geduld, die raffinierten Schutzmittel, die sie brauchen, die Anpassungsfähigkeit an die Umgebung, die ausgeprägten Instinkte — das ganze Bild des Spinnenlebens unter dem Gesichtspunkt ewiger Gesetze erfüllte mich mit grenzenlosem Staunen, so daß kein Raum mehr blieb für meinen Widerwillen und meine Angst. Zum ersten Male hatte man mir die Geschichte eines Lebewesens so dargestellt, daß ich zuhören und zusehen mußte und mich wunderte über meine bisherige Stumpfheit, in der ich so lange alle naturwissenschaftlichen Bücher weit von mir gewiesen hatte.

Ich wurde nicht auf einmal zur leidenschaftlichen Anhängerin der Naturwissenschaften; ich fing nicht etwa auf der Stelle an, Würmer und Käfer zu sammeln. Aber ich stand doch am nächsten Reinemachetag auf einem Stuhl und reckte mir den Hals aus, weil ich die Spinnenweben in den Deckenwinkeln näher beaugenscheinigen wollte. Ja, ich ließ sogar einige besonders kunstvolle Netze wochenlang unberührt, obwohl es doch meine Pflicht gewesen wäre, die Decken sauber zu halten. Ich fing auch an, die Mäuse zu beobachten, die nachts, wenn das ganze Haus schlief und nur ich noch wach lag, über die Dielen huschten. Noch mehr, ich legte auf die Türschwelle eine Brotrinde und erfreute mich

so mäuschenstiller Besuche, wenn die grauen Tierchen meine Gastfreundschaft dadurch belohnten, daß sie ohne sich stören zu lassen, die Rinde aufknabberten. Ich gewann also allmählich innigere Fühlung mit der Natur um mich her und fing an, mich schon im voraus auf die Sitzungen des Vereins zu freuen.

Außer den gewöhnlichen Versammlungen fanden häufig Exkursionen statt. Am Strand des Meeres, in Wald und Feld; bei Flut und Ebbe, im Sommer und im Winter, beim Schein der Sonne und des Mondes entschleierte sich mir Stück für Stück die wundersame Ordnung der Natur. Meine Phantasie wurde erregt und ließ mich nach mehr und mehr verlangen. Einige Mitglieder waren Lehrer oder Lehrerinnen und daran gewöhnt, Fragen zu beantworten. Alle hatten große Geduld mit mir, manche gaben sich sogar ganz besonders mit mir ab. Als rechtes Mitglied des Vereins erkannte mich aber niemand an. Sie hießen mich das „Klubabzeichen" und ernannten mich zum Kurator des nicht bestehenden Vereinsmuseums mit einem Jahresgehalt von zehn Cents, das niemals gezahlt wurde. Ich meinerseits freute mich meiner Sonderstellung, war beseligt im Besitz der neuen Freunde und begeistert von dem neuen Studiengebiet.

Die Jahreszeiten kamen und gingen, Blatt für Blatt vom Buche der Natur entrollte sich vor meinen wissensdurstigen Augen, und immer tiefer offenbarte sich mir das Wunderbare, färbten sich all meine Gedanken mit den unauslöschlichen Farben der wissenschaftlichen Wahrheit. Die Zusammenkünfte des Vereins wurden zum Mittelpunkt meines Lebens. Mein ganzes Wesen wurde umgewandelt durch die Erfahrungen, die ich in der Welt draußen machte. Ich bemerkte erst mit Schrecken, dann zu meiner größten Befriedigung, daß Bücher jetzt den ersten Platz an die unregelmäßigen Naturstudien abgetreten hatten. Auch das Museum begann mich zu interessieren; und ich mußte mir selbst

zugestehen, daß mich das Schicksal einiger Bohnen, die ich vor meinem Fenster gepflanzt hatte, weit mehr aufregte als das Geschick der klassischen Helden, deren Geschichte wir in der Schule lasen.

Allein trotz aller Begeisterung für Tiere, Pflanzen und Steine, trotz aller Hingabe an den Verein, wurde ich doch kein echter Naturwissenschaftler. Meine wissenschaftlichen Freunde nahmen mich mit vollem Recht nicht ernst. Mr. Winthrop nannte mich in seiner bestrickend liebenswürdigen Art eine kleine Schwindlerin, was ich ihm auch durchaus nicht übelnehmen konnte. Ich naschte von der Zoologie, Botanik, Geologie, Ornithologie und der Unzahl anderer „-ologien", ganz wie mir die Tätigkeit des Vereins oder der einzelnen Mitglieder Gelegenheit gab, ohne irgend einen Spezialzweig systematisch zu studieren. Erst als ich auf die Universität kam, wurde das anders. Denn was mich an der ganzen Naturwissenschaft am meisten reizte, war nicht die Aneinanderreihung der Einzeltatsachen, sondern lediglich die Ausblicke, die mir dies oder jenes Bruchstück vermittelte, waren die großartigen Prinzipien, auf denen sich die Einzeltatsachen aufbauten. Durch Fragen, durch Anhören der Gespräche meiner gelehrten Freunde, durch Lesen, durch Grübeln und Träumen erfaßte ich kaleidoskopartig das gewaltige Panorama, das uns der Darwinismus entrollt. Alles was ich bisher in der Schule gelernt hatte, wurde neu belichtet. Die Welt lag neu erschaffen zu meinen Füßen. Ungeheuerlich hatte mein Gedankenkreis sich erweitern müssen, um die Idee der Größe der Neuen Welt in sich aufzunehmen, als ich damals Polotzk mit Amerika vertauschte. Aber weit umfassender war die Erweiterung, die er jetzt erfuhr, wo mir statt der meßbaren Erde und der unbedeutenden Geschichte ihrer Jahrhunderte die Unermeßlichkeit des Weltalls und die Unendlichkeit der Jahrtausende vor Augen traten.

Je mehr sich in mir der Sinn der Natur vertiefte, um so

schöner wurde sie mir. Früher hatte ich die Natur in ihren großen Erscheinungen geliebt — im flammenden Sonnenuntergang, im Tosen des Sturms, in der Üppigkeit des Sommers, im Schneewunder des Winters. Jetzt fand ich zum ersten Male Genüge an der mikroskopischen Vollkommenheit einer einzelnen Blüte. Das harmonische Rauschen der Herbstwälder löste sich auf in hundert einzelne Melodien. Das Fallen der Eichel, die Kletterssprünge des Eichhorns, das zerrissene Gezirp der letzten Grillen, das sanfte Gleiten eines Tannenzapfens, der durch die dichten Zweige sank, jede Bewegung brachte ihren Akkord zum Klingen. Die Außenwelt vergrößerte sich nach jeder Richtung. Lebloses gewann Leben; Lebendiges seinen Wert.

Ich weiß wohl, daß es kaum zwei Menschen gibt, die demselben Ding den gleichen Wert beimessen, und so mag es wohl geschehen, daß ich von der Bereicherung meines Lebens durch das Studium der Natur vor tauben Ohren predige. Ich brauche mir nur meinen eigenen Widerstand gegen diese Materie, ehe die Lebensgeschichte der Spinnen meine Sinne schärfte, in Erinnerung zu rufen, um zu verstehen, daß es Menschen gibt, die das Geständnis meiner Liebe zur Naturwissenschaft langweilt. Allein darauf kann ich keine Rücksicht nehmen. Ich habe keine Hoffnung, je einem Mitmenschen den genauen Wert eines Sonnenaufgangs im Winter für den Haushalt meines Geistes vorrechnen zu können. Ich weiß nur, daß mein Leben reicher geworden ist, seit ich einen Schmetterling von einer Motte unterscheiden lernte; daß mein Vertrauen zur Menschheit gewachsen ist, seitdem ich mir angewöhnt habe, auf die Wiederkehr der Singvögel im Frühling zu warten; daß mein Glaube an die Unsterblichkeit weniger schwankend geworden ist, seitdem ich die winterliche Vogelmiere unter meinen Augen ziehe.

Menschen, die ihre größte geistige und gefühlsmäßige Befriedigung im Studium der Natur finden, säen und ernten ihre

philosophischen Gedanken häufig auf dem gleichen Gebiet. So ging es auch mir. Schon lange, bevor ich mich mit Naturwissenschaften beschäftigte, hatte ich das unsichere Gefühl, wie man es so oft vor dem Ausbruch eines inneren Kampfes bemerken kann, daß die Fragen, die ich vor Jahren als endgültig erledigt betrachtet hatte, mich neu zu quälen anfangen würden. In Rußland hatte ich mich zu einer vorgeschriebenen Religion ohne viel Glauben bekannt und hatte viele Fragen an die Welt gestellt, die unbeantwortet blieben. In Amerika hatte ich unbekümmert die religiösen Formen, über die ich mich schon immer halb und halb lustig gemacht hatte, abgestreift und mich nicht mit ein paar neuen Phrasen zufrieden gegeben, die mein Vater zur Lösung der Lebensrätsel für notwendig befunden hatte. Dann rauschten im Fluge die Jahre vorüber, wo ich mich vom Morgen bis zum Abend mühte, eine Amerikanerin zu werden. Es gab keine Fragen mehr, die nicht meine Bücher oder meine Lehrerinnen hätten bis ins letzte beantworten können. Darauf folgte die Zeit, wo ich meine tägliche Arbeit fast mechanisch verrichtete, und ich wieder Muße hatte, zu schauen und hinter die Dinge zu sehen. Da diese Zeit mit den Jahren meiner schweren Reife zusammenfiel, verstrickte ich mich gar bald in ein Netz von Zweifeln und Fragen, wie es heranwachsende Mädchen eben zu tun pflegen. Ich fragte wieder: „Wie bist du geworden?" und fand, daß ich um keinen Grad klüger war, als der arme Reb Lebe, auf den ich wegen seiner Unwissenheit mit so viel Verachtung herabgeblickt hatte. Trotz all der Jahre in Amerika, trotz Schule und Gymnasium hatte ich auf meine drängenden Fragen keine bessere Antwort, als sie der Lehrer meiner Kindheit hatte. Woher kam die schöne Welt? Gab es vielleicht doch einen Gott? Und wenn das der Fall war, zu welchem Zweck hatte er mich erschaffen?

Es war von jeher meine Art gewesen, wenn ich einmal einer Frage nachging, alles, was ich überhaupt tat, unter diesem

Gesichtspunkt zu verfolgen. „Hast du nicht den Schatz gesehen, den ich suche?" fragte ich dann alle, denen ich begegnete. Wenn es Gott war, den ich suchte, mußten alle meine Freunde ihr Innerstes nach einem Beweis seiner Existenz durchwühlen. Ich stellte allen nachdenklichen Menschen die Frage, was sie mit sich selber nach ihrem Tode zu tun gedächten. Und wenn die Nachdenklichen mir die Antwort schuldig blieben, wandte ich mich an die Einfältigen, und belauschte die Kinder in ihrem Schlaf.

Und dennoch ließ sich der gebieterische Fragedurst nicht stillen. Lebte ich nur, um zu dursten und zu fragen? Ich beklagte mich bei meinen Lehrern, weil sie mein Gehirn mit Tatsachen vollpfropften, ohne meiner Seele auch nur eine Krume Nahrung zu bieten. Ich murrte wider die Sterne, weil sie so schweigsam waren. Ich saß Nächte lang wach, grübelte über die Eitelkeit allen Wissens und flehte um Offenbarungen.

Zuzeiten irrte ich tagelang in einem Labyrinth von Zweifeln umher in dem Bewußtsein, daß das Leben nicht lebenswert sei, wenn ich nicht erführe, warum ich geboren, und warum ich nicht ewig leben könnte. In solch einer Stimmung hörte ich davon, daß einer meiner Bekannten, ein hervorragender Gelehrter, den ich sehr bewunderte, zu einem kurzen Besuch nach Boston kommen würde. Ein furchtbarer Schneesturm setzte ein paar Stunden vor der Ankunft meines Bekannten ein, aber die Fragen, die ich an ihn stellen wollte, beschäftigten mich dermaßen, daß ich ohne Rücksicht auf das Wetter zum Bahnhof ging. Ich mußte mich durch hochgetürmte Schneewehen gegen den Wind durchkämpfen. Auf dem Bahnsteig wartete ich völlig erschöpft auf den Zug, der sich infolge des Sturmes natürlich stark verspätete. Aber ich wurde belohnt, denn das Unwetter hatte sämtliche Reporter ferngehalten, ich hatte also den berühmten Mann ganz für mich.

Daß ich mir so viel Mühe genommen hatte, ihn sofort zu

sprechen, ließ ihn wohl ohne Zweifel erraten, daß ich etwas besonders Wichtiges auf dem Herzen hatte. Er hörte mich sehr ernst an und gab mir so ehrliche Antwort, wie sie ein denkender Mensch nur zu geben vermag. Zwar ist mir von allen seinen Worten heute keins mehr im Gedächtnis, aber ich erinnere mich sehr gut daran, daß ich ihn unter dem Eindruck verließ, es sei doch möglich, auch ohne Allwissenheit weiterzuleben, selbst in einer Welt voller Rätsel glücklich zu sein.

Auf solche Weise suchte ich nach innerem Frieden, aber ich fand doch nur immer einen kurzen Waffenstillstand. Ich war nahe daran, zu glauben, daß nur die Dummen glücklich sein könnten, daß das Leben der Denkenden besonders schwer wäre, als ich plötzlich das starke Interesse an der Naturwissenschaft bekam, das sofort alle Schatten bannte wie die Sonne die nächtlichen Nebel.

Einige meiner Freunde im Naturwissenschaftlichen Verein waren äußerst bewandert in entwicklungsgeschichtlichen Theorien. Sie konnten mich also in meinem ungestümen Wissensdrang, der am liebsten in einem Tage alles Erlernbare errafft hätte, recht wohl leiten. Ich hatte es fast zu eilig, aus der Gesamtheit der Einzelerscheinungen, die mir durch die verschiedenen Vorträge bekannt wurden, die endgültige Lösung aller meiner Probleme abzuleiten. Geduld und Klugheit gehörten dazu, mich im Zaum zu halten, ohne mich unbefriedigt zu lassen. Aber ich hatte ja immer Glück mit meinen Freunden. Mit Klugheit und Geduld ging man auf mich ein, belehrte, regte man mich an und spendete mir Trost. Natürlich hätte selbst der klügste Lehrer mir nicht sagen können, auf welche Weise der erste Lebensfunken entfacht worden war, noch mir zeigen, in welcher Region des Sternenhimmels ich mein zukünftiges Leben verbringen würde. Ich hoffe jetzt auch nicht mehr, das Brot der absoluten Erkenntnis in dieser Welt zu kosten. Aber die gesamte Schöpfung erstand vor mir

in gewaltigeren Dimensionen, und all meine Probleme hörten, trotzdem sie sich durch das erweiterte Verständnis der Natur vertieften, auf, mich fürder zu quälen, denn sie entrückten mich auf die Höhen des Unpersönlichen. Ich lernte sehen, daß Leben und Tod, Anfang und Ende nur Stufen in einem einheitlichen Werdeprozeß bildeten, und so verlor sich die Bedeutung meiner Frage, welche Lebenswelle gerade meine Existenz über das ewige Meer trug. Wenn sich seit Jahrtausenden in der Vergangenheit gleiches Gestern an gleiches Gestern zurück bis zum Tage der Welterstehung gereiht hatte, warum sollte sich in Zukunft nicht Heute an Heute, Tage, wie ich sie kannte, in unendlicher Folge ketten? Warum sollte denn auch der Lebensfunke, der in zahllosen Gestalten seit Aeonen all die geologischen Perioden überdauert hatte, nicht in unverminderter Stärke in den kommenden Zeitaltern zu gleichen Flammen sich entfachen? So an Weltjahre und an Rassenleben statt an Jahrzehnte und Einzelexistenzen zu denken, erleichterte mir die Bürde der Erkenntnis und gab mir ein Gefühl der Jugend und des Glücks, das mir in der Niederung meiner allzu persönlichen Zweifel abhanden gekommen war.

Wer die Jugend kennt, wird durch meine Zusammenfassung nicht zu dem falschen Schlusse kommen und glauben, ich hätte nun tatsächlich meine neue wissenschaftliche Kenntnis auch unmittelbar zu der eben gezeichneten philosophischen Erkenntnis gewandelt. Ich hatte mein zweites Lebensjahrzehnt längst hinter mir, und schon manches vom Leben gesehen, was sich sonst dichtenden Mädchen nicht zu enthüllen pflegt, ehe ich das verarbeitet hatte, was ich in dem Buche der Kosmogonie gelesen. Aber dennoch hatte mir schon in jenen früheren Jahren das gelobte Land der Naturwissenschaft zu Augenblicken seine schneeigen Gipfel gewiesen und mir so die Möglichkeit gegeben, mir ein neues Weltbild zu malen. Ich fand Schön-

heiten, die ich vorher nicht geahnt, und die mich über vieles hinwegtrösteten.

Ich wurde durch all die hundert Vorträge über wissenschaftliche Gebiete kein reifer Philosoph, ja eigentlich nicht einmal ein reifer Mensch. Im Gegenteil, ich wurde eher noch kindlicher. Ich war oft sehr ausgelassen im Kreise meiner ernsten Gelehrtenfreunde, ich kann mich kaum einer Zeit erinnern, wo ich lieber den Wildfang gespielt hätte, als damals, wo wir Ausflüge machten, um botanische oder zoologische Studienobjekte zu suchen. Die Freiheit draußen, die Gesellschaft Gleichgesinnter, die Freude an meiner Beschäftigung — all das wirkte wie feuriger Wein auf meine Stimmung; meine Gedanken tummelten sich hoch über dem Tale meines Alltags. Ich habe die berechtigte Furcht, daß ich hin und wieder manchem gar zur Last wurde. Ich wünschte, sie wüßten, wie sehr ich das heute bedauere, wünschte, sie hätten damals schon gewußt, daß ich ohne jede böse Absicht nur im Überschwang meines Glücksgefühls so unbändig war. Allein ich bin fest überzeugt, daß die, die ich damals verletzt habe, längst vergessen und verziehen haben. Es ging für mich eine neue Sonne über einer erneuten Welt auf; mein Glück glich dem Tau, der das Licht widerspiegelt.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Königreich in den „Slums".

Glückliche Stunden bei meiner Schwester. — Das Leben als Lehrmeister. — Die öffentliche Bibliothek. — Ich finde den Weg ins Regierungsgebäude. — Wie ich einen Senator kennen lernte. — Edward Everett Hale. — Ich mache seine Bekanntschaft und besuche ihn. — Sein Heim. — Seine Tochter will mich malen. — Die Sitzungen. — Mein kleines Schwesterchen soll Modell zu einem Christusbild sein. — Glückliches, geschäftiges Leben. — Der gutmütige Krämer. — Alle Türen öffnen sich mir. — Heraus aus den Slums!

Der Naturwissenschaftliche Verein war es nicht allein, der mir das Land der Freude zeigte. Einige der glücklichsten Stunden in dieser glücklichen Zeit verbrachte ich bei meiner Schwester in East Boston. Wir aßen in fröhlichster Stimmung miteinander zu Abend; Moses machte die besten Witze, ohne je selbst die Miene zum Lachen zu verziehen; und das Kleine strampelte in seinem Kinderstühlchen und aß, was es eigentlich nicht essen durfte. Allein der bessere Teil des Abends begann, wenn Vater und Kind schlafen gegangen waren, wenn das Eßgeschirr verschwand und sich kein Krümel mehr auf der rot und weiß karierten Tischdecke blicken ließ. Dann holte Frieda ihre Näharbeit und ich mein Buch hervor; die Lampe zwischen uns warf ihren Schein auf die großen braunen Rosenbuketts der Tapete, auf die grünbraunen Muster des Linoleums, auf die Kinderklapper an der Wand und auf den blitzsauberen Herd in der Ecke. Der Küchenraum war so reizend gemütlich und einladend, daß es mir schon Freude genug war, mit Frieda dort sitzen zu können. Frieda besaß zwar einen wunderschönen Salon mit Plüschmöbeln, einem Velourteppich und Bildern in Goldrahmen, aber wir zogen die heimelige Küche dennoch vor.

Ich las ihr aus Longfellow, Whittier, Tennyson vor. Der

Genuß war für mich ebenso groß wie für Frieda. Ihre Aufmerksamkeit allein war schon genug. Ihr Entzücken, ihr eifriges Fragen verdoppelte die Wirksamkeit des Gelesenen. Die Ärmste hatte recht wenig Zeit zur Lektüre. Sie mußte sie sich vom Backen, Kochen und Stopfen absparen. Aber sie hatte Lesehunger und war mir so dankbar, daß ich mich in Gedanken an all das Schöne, was ich ihr nicht mitteilen konnte, schämte.

Allerdings gab ich ihr Anteil an allem, soweit es irgend anging. Sogar meine Freunde brachte ich zu ihr ins Haus. Zu ihrer Hochzeit waren von meinen Bekannten gerade die erschienen, auf die ich am meisten stolz war. Miß Dillingham war gekommen und auch Mr. Hurd, und unsere weniger vornehme Bekanntschaft hatte Schullehrerin und Redakteur bewundernd angestaunt. Und doch konnte ich von manchem Schönen Frieda nichts abgeben, von meinen Spaziergängen, Träumen und Erlebnissen aller Art. Nur in meinen Erzählungen erlebte sie alles mit. Sie besaß ja die Kunst, in der Freude anderer zu genießen, dank der sie gleichsam nachträglich meine Erlebnisse teilte und zur Zeugin meiner Jugendfreuden wurde. Sprach ich ihr von Dingen, die außerhalb ihres Gesichtskreises lagen, so hörte sie doch mit einer Sehnsucht nach Erkenntnis zu, die mehr wert war, als das oberflächliche Wissen mancher Leute. Durch meine Welt klang stets die Melodie einer frohen Botschaft, und sie war dankbar, wenn ich ihr ein Echo davon in die engen vier Wände der Küche, in der sich ihr Leben abspielte, brachte. Und ich, die ich mit Weisen über Höhen wanderte, die ich untertauchte im kristallenen Quellwasser der Jugend, erklomm nicht selten gerade die schönsten Aussichtsberge, wenn ich bei meiner Schwester in der niedrigsten Küche saß, hörte dort gerade am deutlichsten die Sphärenmusik der Offenbarung.

Wie sehr meine Schwester nach allem Schönen strebte, bewies ihr Interesse für die ihr doch unverständlichen lateinischen

und französischen Bücher, die ich zuweilen mitbrachte. Sie hatte es gern, wenn ich ihr Cicero vorlas, freute sich an dem Klang der Sprache. Ovid und Vergil übersetzte ich ihr zum Teil. Ihre Begeisterung ließ sie die schwierigsten Stellen instinktiv verstehen, so daß ich kaum zum Lexikon zu greifen brauchte. Ich werde nie den Abend vergessen, wo ich aus dem vierten Buch der Aeneis die Stelle vorlas, die den Tod Didos beschreibt. Ich las erst das Lateinische und dann eine eigene Übersetzung in Hexametern, die ich in der Schule vortragen sollte. Friedas Näharbeit sank ihr auf den Schoß. Als ich geendet, standen ihr Tränen in den Augen, und ich selbst war nicht minder von der Schönheit der Worte überrascht.

Ich getraue mich kaum, hier zu sagen, wieviel Lateinisch ich seither wieder verlernt habe, aus Furcht, meine Lehrer, die sich so mit mir abgequält haben, möchten die traurige Wahrheit erfahren. Dank der Freude meiner Schwester ist mir aber doch wenigstens der Auszug aus der Aeneis in Erinnerung geblieben, und ich darf getrost behaupten, daß mir zum mindesten Vergil nicht ganz fremd geworden ist.

Meine Bildung lag in der Tat nicht nur in Händen von Leuten, die anerkannt lehrfähig waren. Das rundliche Baby meiner Schwester belehrte mich zum Beispiel über das Werden und Vergehen von Grübchen, worüber in den landläufigen Schulbüchern nichts zu stehen pflegt. Mr. Casey aus der zweiten Etage, der sich immer betrank, sobald seine Frau nüchtern wurde, vermittelte mir einen tiefen Einblick in die Bierseidelpsychologie, eine Bereicherung des geistigen Inventars, die selbst dem gelehrtesten Schulmann nichts geschadet hätte. Die Mädchen, die des Abends an der Ecke frechen Blicks den nicht minder frechen Burschen Avancen machten, enthüllten mir unbewußt das unentrinnbare Reifegesetz. Meine Nachbarin aus dem dritten Stockwerk, die so oft, das armselige Baby auf dem Schoß, auf

dem Prellstein hockte, wußte Geschichten von den vornehmen Damen, die in Equipagen zur Besichtigung der öffentlichen Badeanstalten kamen, zu erzählen, die bei allen Vorträgen über Philanthropie wiederholt zu werden verdienten. Ich nahm so viel Erfahrungen in mich auf, daß sie mein Hirn kaum verarbeiten konnte. Erst in späteren Jahren, als mich mein Geschick längst aus der Dover Street entführt hatte, wurde mir die Moral dieses öffentlichen Unterrichts recht klar. Aus der Erinnerung daran schöpfte ich die Kraft meiner Überzeugungen, sie wurde mir zum Wegweiser, zur Strahlenkrone meines Glücks. Und wenn ich die Belehrung mit Tagen der Not und Angst, mit sorgenvollen Nächten bezahlen mußte, mir scheint der Preis dennoch gering. Wer würde sich nicht dem allem unterziehen, wenn er dadurch das Wesen des Lebens verstehen lernt? Das Leben in den Slums rotiert unermüdlich wie der Kreisel eines Schuljungen, und wer einmal sein Summen vernommen, kann es nicht mehr vergessen. Ich freue mich darauf, einmal erzählen zu können, was mir bei meinem jüngsten Besuch das Holperpflaster der Dover Street zu lesen gab, doch dazu muß ich erst Meisterin der Sprache geworden sein.

In Wirklichkeit fühlte ich mich nicht als Kind der Dover Street. Es war der Winkel, wo zufällig mein Bett stand. Ich lebte überall in Boston. Alles, was ich am perlgrauen Nebelmorgen, was ich am rubinroten Abend vom Dache unseres Hauses überschauen konnte, war mein Reich. Nach jeder Richtung konnte ich weisen, in jeder Gegend einen Freund nennen, der mich freudig bei sich aufgenommen hätte. Gegen Nordwesten, in der Richtung der Harvard-Brücke, die ich eines Tages auf meinem Wege zur Universität überschreiten sollte, lag einer meiner Lieblingspaläste, den ich Tag für Tag nach der Schule aufsuchte.

Es war ein niedriges, weitläufiges Gebäude mit einer ehrwürdigen Granitfassade, umgeben von schönen alten Kirchen,

Museen, Schulgebäuden, die sich harmonisch um einen weiten, dreieckigen Platz, den Copley Square, gruppierten. Zwei große Verkehrsstraßen von den grünen Vorstädten her flankierten meinen Palast zu beiden Seiten, mündeten in der Spitze des Dreiecks in einander und führten durch den Park zu der Höhe des kuppelreichen Regierungsgebäudes.

Gewöhnlich ging ich langsamen Schrittes die niedrigen, breiten Treppenstufen zum Eingang des Palastes hinauf, weidete mich an der majestätischen Linienführung des Baues und hielt jedesmal inne, um die in Stein gegrabene Inschrift neu zu lesen: „Öffentliche Bibliothek — Vom Volke erbaut — Freier Eintritt für jedermann."

Ja, ich habe sie meinen Palast genannt, und sie war mein, weil ich auch eine Bürgerin der Stadt war, mein, obwohl ich in der Fremde geboren, mein, obwohl ich in der Dover Street wohnte.

Ich stand gern gegen einen Pfeiler in der Eingangshalle gelehnt und beobachtete die Kommenden und Gehenden. Gruppen von Kindern kamen. An der Tür verstummte ihr Geschwätz. Flüsternd und höchstens verstohlen lachend stiegen sie die große Freitreppe empor und streichelten den steinernen Löwen nicht ohne scheuen Seitenblick auf den graubärtigen Polizisten. Bebrillte Jünger der Wissenschaft kamen mit Büchern beladen langsam die Treppe herab und achteten nicht des Echos, das ihre Schritte in den hohen Bögen weckten. Fremde standen lange in der Eingangshalle und studierten die Inschriften und Symbole im Marmorfußboden. Und ich freute mich, mitten unter all dem zu sein, und rief mir immer wieder ins Gedächtnis, daß ich hier ein Recht besaß, ein Heimatsrecht. All die eifrigen Kinder, die durchgeistigten Frauen, alle die, die nach Hause gingen, um Bücher voll Gelehrsamkeit zu schreiben, sie hatten gleich mir das Nutzungsrecht an dem Schatzhause der Weisheit. Es war

herrlich, sagen zu dürfen: „mein ist es!"; herrlicher noch: „unser ist es!".

Ich ging in alle Teile des Gebäudes, die dem Publikum offen standen. Stundenlang stand ich weltentrückt vor den Bildern der Abtei. Ich sprach vor mich hin Strophen aus Tennysons Dichtung angesichts der leuchtenden Gralbilder. Die „Propheten" in der oberen Galerie machten mich stumm, nur im Unterbewußtsein riefen sie ein Echo längst vergessener hebräischer Psalmen wach. Dagegen verstand ich den Bilderzyklus Puvis de Chavannes' über der Treppe der großen Halle erst nach Jahren. Ich fand seine Farben allzu blaß; und sein Symbolismus ließ mich erst kalt.

Im Bates-Lesesaal verbrachte ich die Hauptzeit. Ich hatte meinen Platz am äußersten Ende gewählt, um die ganze Größe des Raumes auf mich wirken lassen zu können, wenn ich einmal von meinem Buche aufsah. Die gewaltige architektonische Schönheit der Bogenreihen empfand ich als einen Bestandteil meines eigenen Seins.

Der Hof war die himmelüberdachte Stätte meiner Träume. Wenn ich langsam den endlosen Säulengang auf und nieder schritt, wenn der murmelnde Springbrunnen mir ins Ohr flüsterte, wieviel Schönheit bestünde in der schönen Welt, dann glaubte ich Griechin zu sein, in klassischer Zeit zu leben, auf Sandalen durch die schimmernden Marmorhallen Athens zu wandeln. Mir war's, als müßte mein Blick, wenn ich mich umsah, einem bärtigen Philosophen im wallenden Mantel begegnen im Kreise schöner, bekränzter Jünglinge. Was ich zu Haus, in der Schule und in meinen Büchern von Griechen und Römern gelesen, hier in dem stattlichen Säulenhofe wurde es mir alles zur Wirklichkeit.

Hier war es, wo ich mich so gerne an Polotzk erinnerte, weil mir dann das Wunderbare meines Lebens noch deutlicher vor Augen trat. Daß ich, die ich hinter den Gittern des Ghettos ge-

boren war, im Lande der Freiheit lebte, war und blieb ein Wunder, dessen ich nicht oft genug gedenken konnte. Daß ich, die ich bis zu meinem zwölften Jahre fast ohne Bücher hatte auskommen müssen, jetzt in erreichbarer Nähe der Bücher aller Welt und aller Zeiten sein durfte, war ein Wunder nicht geringer als andere. Daß ich, eine in Wahrheit Heimatlose, vollberechtigte Staatsbürgerin war, daß eine Bettlerin in einem Palaste aus und ein ging, darin lag für mich eine größere Romantik, als sie mancher Dichter aufzuweisen hat. Eine gute Fee mußte an meiner Wiege gestanden haben.

Von der Bibliothek zu dem Regierungsgebäude sind es nur ein paar Schritte, ich fand also meinen Weg dorthin ohne Führer. Das Regierungsgebäude war einer der Orte, von denen ich sagte, ich hätte da einen Freund, dem ich allzeit willkommen wäre. Dieser Freund war nicht der Abgeordnete unseres Distriktes, was nahe liegen würde, nein, mein Freund war der Senator Roe aus Worcester, dessen Briefe mit dem Stempel des Senates ich nicht umhin gekonnt hatte, Florence Conolly zu zeigen.

Wie kam ich zur Freundschaft eines Senators? Mein Bostoner Bürgerrecht verhalf mir dazu; und wäre es auch nicht das Bostoner gewesen sondern das irgend eines Dorfes irgendwo in den Vereinigten Staaten, wo es Schule und Bibliothek gab, es hätte mir auch den Weg zu den größten Glücksmöglichkeiten geöffnet. Da nun Boston etwas bessere Schulen und eine etwas bedeutendere Bibliothek als manch andere Stadt besitzt, so ist es um so weniger unnatürlich, wenn ein Proletarierkind in ein Freundschaftsverhältnis zu einem Herrn der Regierung tritt.

Das ist ganz einfach, in Boston! Man ist ein Schulmädchen und erhält von der Lehrerin eine Karte zu dem alljährlichen historischen Vortrag an Washingtons Geburtstag in der Old South Church. Man hört irgend eine packende Schilderung über irgend ein Thema vaterländischer Geschichte und geht heim mit einem

Herzen, das überströmt von Patriotismus. Man setzt sich hin, schreibt einen Brief an den Redner, erzählt ihm, wie froh man ist, Amerikanerin zu sein, und setzt ihm, wenn man etwa gerade erst Amerikanerin geworden ist, auseinander, warum man das Adoptivvaterland so viel mehr liebt als die eigentliche Heimat. Vielleicht will es der Zufall, daß der Redner ein Senator ist und daß er den Brief unter der mächtigen Kuppel des Regierungsgebäudes liest. Vielleicht kommt ihm dann der Gedanke, daß er und seine würdigen Kollegen, daß das ganze stattliche Haus der Regierung und die Fahne, die auf seinem Dache weht, dem Lande keine höhere Ehre erzeigen können, als es die ausgesprochene Bewunderung einer begeisterten, kleinen Fremden getan. Der Senator beantwortet den Brief mit der Einladung, ihn im Regierungsgebäude aufzusuchen. So wird denn an der heiligen Stätte, wo die Geschäfte des Staates geführt werden, zwischen dem Proletarierkind und dem auserwählten Vertreter des Volkes eine echt demokratische Freundschaft, die sich auf die Liebe zu der gemeinsamen Flagge gründet, besiegelt.

Noch leichter als die Bekanntschaft eines Senators zu machen, ist es, mit einem Manne wie Edward Everett Hale in Beziehung zu kommen. Die Leute nennen ihn den „Grand Old Man of Boston", was sein Leben bewies. Er hielt offenes Haus in jedem öffentlichen Gebäude der Stadt. Wo immer zwei Bürger sich berieten, das öffentliche Wohl zu fördern, trat er als dritter hinzu. Wo immer eine gute Sache einen Verfechter brauchte, erhob Dr. Hale seine machtvolle Stimme. Bei jeder Gelegenheit, wo eine Menge eifrig zusammentrat, konnte man seine Riesengestalt ragen sehen, auf der Kanzel oder am Rednerpult. Welcher Plan Bostons vermöchte alle die Winkelstraßen und Hintergassen zu nennen, die dieser Mann ging, um die Kranken und Elenden aufzusuchen, die an den öffentlichen Versammlungen nicht teilnehmen konnten oder sich scheuten, gesehen zu werden? Wenn

alle die Kinder, die auf Dr. Hales Knien gesessen haben, zu vier und vier zusammentreten würden auf der Treppe des Regierungsgebäudes, ich glaube, es gäbe einen fröhlichen Zug, der von dort über den Park bis zur Bibliothek, zur Harvard Brücke und noch weiter reichte.

Daß ich Dr. Hale begegnete, ist durchaus nichts Besonderes. Es war so unvermeidlich wie daß ich alle zwölf Monate ein Jahr älter wurde. Er war ein Teil Bostons wie die Salzwelle ein Teil der See. Ich wüßte nicht einmal zu sagen, ob er zu mir oder ob ich zu ihm kam. Wir begegneten eben einander, und mein Adoptivvaterland zog mich noch enger an die Brust.

Wenige Tage nach unserem ersten Zusammentreffen machte ich Dr. Hale auf seine Aufforderung hin Besuch. Es war erst acht Uhr morgens. Er war früh aufgestanden, da er hunderterlei Geschäfte hatte, und ich, da ich den so berühmten Mann noch vor der Schule sprechen wollte. Ich glaube, der Umstand, daß wir beide uns während die meisten Menschen noch schliefen, schon um ernste Dinge kümmerten, brachte uns doppelt rasch einander nahe. Ja, ganz entschieden kamen wir einander nahe.

Ich bin sicherlich nicht länger als eine Viertelstunde bei ihm geblieben und erinnere mich von der ganzen Unterhaltung nur noch daran, daß mir Dr. Hale eine ganze Reihe Fragen über Rußland stellte und zwar in einer Art, als wenn er mich als Autorität auf diesem Gebiete betrachtete. Als er mir zum Abschied seine Hand reichte, gab er mir noch einen väterlichen Rat mit auf den Weg: ich sollte nie vor dem Frühstück an die Arbeit gehen, sagte er.

Das war alles, und doch waren den ganzen Tag alle Dinge um mich her verklärt. Die Verse Vergils hatten an diesem Tag einen so tiefen Klang, wie ihn selbst die klare Übersetzung meines Lehrers bisher nie hatte erreichen können. Dunkle Stellen im Geschichtsunterricht lichteten sich von den dreißig Schülerinnen

der Klasse allein vor meinen Augen. Zufällig erschlossen sich auch an diesem Morgen die Tulpen auf dem Copley Square und leuchteten in der Sonne wie brennende Fackeln.

Man konnte ein halbes Jahr lang in der Dover Street glücklich sein, wenn man nur eine halbe Stunde bei Dr. Hale in der Highland Street gewesen war. Und ich genoß so viele schöne halbe Stunden in seinem Hause, daß ich wirklich nicht weiß, von welcher ich reden soll, wenn ich von meinem Glück aus jener Zeit spreche. Mein Freund unterhielt sich ein paar Minuten mit mir in dem berühmten Arbeitszimmer, das man wie ein Heiligtum künftigen Geschlechtern erhalten sollte. Dann ließ er mich durch das Haus schlendern, die Bibliothek durchstöbern und gab mir die Bücher mit nach Haus, die mir gefielen. Wer hätte sich im Besitze solch königlicher Privilegien in einem engen Mietshause unglücklich fühlen können?

Einmal brachte ich Dr. Hale als Geschenk den Abdruck einer Erzählung von mir, die in einer Zeitung erschienen war. Er nahm ihn so dankbar entgegen, daß man hätte glauben können, ich wäre eine Prinzessin, die von ihrem Throne aus milde Gaben verteilte. Ich wünschte, ich hätte ihn bei unserem letzten Zusammensein gefragt, woher es wohl käme, daß er, der so bescheiden war, alle die, die mit ihm umgingen, so königlich machte.

Bescheiden wie er selber war sein Haus. Es war ein alter, grauer Bau in dem Stil, wie man heute in Neu-England nicht mehr baut, mit einem kleinen, weinumrankten Portikus, in einem Garten hinter hohen, alten Bäumen versteckt. Was für kostbare Pflanzen man auch hinten im Garten ziehen mochte, vor dem Hause ließ man die bescheidenen Maßliebchen blühen. Ob Sonne oder Schnee den Boden deckte, die zaghafteste Hand konnte die Gartentür öffnen, der einfachste Besucher war des Willkomms gewiß. Aus diesem bescheidenen Haus gingen die

Besorgten getröstet, die Gefallenen wiederaufgerichtet, die Edlen noch edler.

Meine Entdeckungsfahrten im Hause Dr. Hales hätten mich kaum bis ins Dachgeschoß kommen lassen, wenn nicht die Tochter meines Freundes Künstlerin gewesen wäre und ihr Atelier im Giebel gehabt hätte. Sie fragte mich eines Tages, ob ich Lust hätte, ihr zu einem Porträt zu sitzen, was ich mit größter Bereitwilligkeit bejahte. Eine neue, interessante Erfahrung harrte meiner; und interessante Erfahrungen waren das Brot und Salz meines Lebens. Ich willigte darein, jeden Sonnabend Morgen zu kommen.

Als ich nach diesem Gespräch mit Miß Hale nach Hause kam, betrachtete ich mich lange in meinem blinden Spiegel. Ich sah so aus, wie ich erwartet hatte. Mein Gesicht war zu schmal, meine Nase zu groß, mein Teint farblos. Mein Haar war zwar lockig aber zu kurz, als daß man es als Lockenfülle hätte bezeichnen können. Seine Farbe war weder braun noch schwarz. Meine Hände waren weder weiß noch samtig; die Finger endeten in breiten Nägeln statt „sich allmählich traumhaft zu verjüngen". Meine Handgelenke entsetzten mich; sie guckten viel zu weit aus den engen Ärmeln meines vorjährigen Kleides heraus und schienen einer Schwindsüchtigen zu gehören.

Nein, um meiner Schönheit willen wollte mich Miß Hale gewiß nicht malen. Sie tat es, weil ich ein Mädchen, ein Mensch, ein Geschöpf war. Ich verstand sie vollkommen. Wenn ich einen interessanten Aufsatz über einen Besen schreiben konnte, warum sollte es dann einer Malerin nicht gelingen, aus mir ein interessantes Bild zu machen? Ich hatte ähnliches mit dem Besen, mit dem Milchwagen, mit der Regentraufe glücklich versucht. Nicht das Ding an sich brauchte interessant zu sein, es kam nur darauf an, daß man etwas daraus machte. Ich war gespannt, was nun wohl Miß Hale aus mir machen würde.

Und die erste Sitzung war auch in der Tat spannend. Eigentlich konnte man von Sitzung überhaupt nicht reden. Wir taten nichts, als mit der Staffelei im Atelier herumzurücken, hunderterlei Hintergründe auszuprobieren und mindestens ebensoviele Stellungen. Schließlich blieb alles, wie es am Anfang schon gewesen war, da Miß Hale zuerst gleich die richtige Idee gehabt hatte. Allein ich sah wohl ein, daß der vorbereitende Sturm im Atelier nötig war, damit die ursprüngliche Idee ihre Vorzüge erweisen konnte.

Ich war erstaunt, daß ich gar nicht ungewöhnlich still zu sitzen brauchte. Sie legte mir keinerlei Zwang auf. „Sitzen" hieß also weiter gar nichts als, die Hände im Schoß, sich mit dem Maler höchst interessant unterhalten? Wir kamen auf die ungewöhnlichsten Gesprächsstoffe; ich erinnere mich, daß wir einmal über die Ehegesetze der verschiedenen Staaten sprachen! Die Zeit war für mich reizend, und ich glaube auch für Miß Hale. Ich verfolgte das Werden des Bildes mit völligem Mangel an Verständnis aber mit felsenfestem Vertrauen auf das endgültige Gelingen. Der Morgen flog immer so rasch dahin, daß ich ohne zu ermüden hätte noch den ganzen Nachmittag sitzen können.

Ein oder zweimal blieb ich zum Lunch und saß bei Tisch der Mutter der Künstlerin gegenüber. Mir war, als säße ich Marta Washington gegenüber. Alles in diesem wunderbaren alten Hause war wunderbar.

Nur etwas trübte meine Freude an den Sonnabendmorgen. Es war ein kleines Ding, nicht so groß wie ein Tintenwischer. Jedesmal beim Gehen drückte mir Miß Hale nämlich eine Silbermünze in die Hand. Ich wußte zwar, daß man Modelle bezahlte, aber ich war doch kein Berufsmodell. Wenn Leute zu ihrem Porträt sitzen, dann zahlen sie doch gewöhnlich dem Künstler und nicht er ihnen. Allerdings hatte ich nicht den Auftrag zu dem Bild gegeben, aber ich genoß doch die Sitzungen so sehr.

daß ich eigentlich mich dafür nicht wie für eine Arbeit bezahlen lassen konnte. Was mich störte, war dabei nicht der Gedanke daran, daß ich unverdientermaßen Geld bekam, sondern daß ich nicht wußte, was meine Freundin im Grunde bezweckte. Hatte sie mich vielleicht nur aufgefordert zu sitzen, damit ich zur Miete beisteuern könnte? Jeder Mensch erfuhr früher oder später von unserer Not mit der Miete, denn ich konnte nicht umhin, alle Bekannte zu fragen, was wohl ein Mädchen wie ich tun könnte, um die Hauswirtin zu befriedigen. Sicherlich hatte Miß Hale an unsere Wirtin gedacht, als sie mich zu sitzen bat. Ich hätte sie fragen können — ich liebte Aufklärung versteckter Motive über alles —, aber ihre Antwort hätte an der Sache nichts geändert. Ich hätte das Geld trotzdem genommen. Miß Hale stand mir nicht so fern wie Mr. Strong, der mir damals fünfundzwanzig Cents angeboten hatte. Sie kannte mich, sie glaubte an mich und meine Sache und wollte an ihrem Gelingen mithelfen. Und während ich so haarspälterisch über Menschen und ihre Gedanken grübelte, machte das Bild ständig Fortschritte.

Übrigens war Miß Hale auch die erste, die eine Verwendung für unser überflüssiges Baby fand. Sie kam des öfteren nach der Dover Street, um unsere kleine Celia in ihren Windeln, die meine Mutter noch nach Art der Alten Welt zurechtgenäht hatte, zu studieren. Miß Hale brauchte ein kleines Kind zu einem Bild der Geburt Christi, das sie für die Kirche ihres Vaters malte. Von allen Kindern Bostons sollte nun unsere Celia, unsere kleine jüdische Celia das Christkind darstellen! Es tut hier wenig zur Sache, daß schließlich das Kleine, das im Schein der Stallaterne unter dem schmerzlichen und doch so liebevollen Muttergottesblick ruht, auf dem schönen Altarbild in Dr. Hales Kirche doch nicht nach Celia gemalt worden ist. Die Hauptsache war, daß meine Mutter schon nach den ersten sechs Jahren in Amerika so viel Aberglauben abgeschüttelt hatte, daß sie keine bösen Folgen

mehr befürchtete, wenn sie ihr Kind als Modell für ein christliches Bild hergab.

Ein geschäftiges Leben führte ich in der Dover Street, ein glückliches, geschäftiges Leben. Wenn ich nichts mehr für die Schule zu tun hatte, nicht um Mitternacht Gedichte schrieb, Zeitungen verkaufte, Modell saß, Soziologie studierte, Käfer präparierte, Staatsmänner interviewte oder von Hause weglief, dann machte ich doch wenigstens lange Eintragungen in mein Tagebuch oder schrieb vierzig Seiten lange Briefe an Freunde und Bekannte. Es war noch ein Glück, daß die arme Mrs. Hutch nicht erfuhr, welche Unsummen ich für Briefpapier und Porto vergeudete. Ich glaube, sie wäre an ihrer Entrüstung erstickt und sie hätte recht daran getan, ich meine, entrüstet zu sein, natürlich von ihrem Standpunkt aus. Selbstverständlich hatte ich von meinem Standpunkt aus ebenfalls recht. Meine Freundschaften waren nicht die unwichtigsten Förderer meiner Bildung, und ich konnte sie nur unter Verschwendung großer Mengen Briefpapier und Porto aufrecht erhalten. Wenn Mrs. Hutch nicht so schroff meinem Vertrauen begegnet wäre, hätte ich ihr lange Briefe zeigen können von Leuten, deren Unterschriften allein von Autographenjägern mit schwerem Gelde aufgewogen worden wären. Natürlich konnte ich die Briefe nicht in bares Geld umsetzen — ich hätte es auch nicht getan —, aber indirekt brachte meine Korrespondenz doch hin und wieder einen wöchentlichen Mietbetrag ein. Durch den Einfluß meiner Freunde fand mein Vater nämlich gelegentlich Arbeit, die er sonst kaum erhalten hätte. Diese praktischen Erfolge meiner kostspieligen Neigung hätten am Ende auch Mrs. Hutch von meiner zukünftigen Zahlungsfähigkeit überzeugt, aber ihr Herz verlangte nach sofort in Geld umsetzbaren Zahlungsmitteln, und so blieb sie gegenüber allen meinen Bitten um Aufschub hartnäckig taub.

Das war, wie selbst ich mir sagen mußte, entschieden kurz-

sichtig. Der Krämer in der Harrison Avenue, der uns die Bedürfnisse des Hauses lieferte, hätte sie eines besseren belehren können. Wir hätten sie ja alle gern belehrt, wenn sie nur zugehört haben würde. Wie anders benahm sich dagegen der arme Krämer! Er betrieb sein Geschäft auf Grund desselben gefährlichen Kreditsystems, das meinen Vater aus Chelsea und später aus der Wheeler Street vertrieben hatte. Er versorgte uns mit Tee, Zucker, reiner Butter, mit Milch und Bananen — kurz mit allem, was eines armen Mannes Familie gesund erhält, und zwar gegen eine geringe Anzahlung ohne besondere Aussicht, später den Rest zu erhalten. Mr. Rosenblum kannte genau die finanzielle Lage jeder Familie, die bei ihm kaufte, dank dem Klatsch der Kunden vor seinen Heringstonnen. Er wußte, ohne fragen zu brauchen, daß mein Vater keine regelmäßige Beschäftigung hatte, daß es also recht riskant war, uns Kredit zu geben. Trotzdem gewährte er ihn uns wochenlang, monatelang, nahm jede Teilzahlung mit Dank an und ließ unser Konto auch über den Jahresschluß hinaus ruhig stehen.

Wir schuldeten ihm, glaube ich, nicht weniger als der Hauswirtin. Aber er beklagte sich nie; im Gegenteil, er bestand sogar darauf, daß meine Mutter vor den Feiertagen Mandeln und Rosinen mitnahm, damit sie einen Kuchen backen könnte. Er wußte genau wie Mrs. Hutch, daß mein Vater eine Tochter auf der Schule hatte, die eigentlich alt genug war, um auf Arbeit zu gehen. Aber statt meinem Vater deswegen Vorwürfe zu machen, hielt er ihn oft halbe Stunden lang im Laden zurück, fragte ihn über meine Fortschritte aus und unterhielt sich mit ihm über meine Zukunft. Der arme Krämer wußte sehr gut, wer von der Familie so viel Petroleum brauchte, allein er fuhr nicht mit bösen Worten auf mich los, wenn ich kam und die kleine Kanne füllen ließ. Er wollte dann immer von meinen jüngsten Erfolgen in der Schule und von den bedeutenden Leuten hören,

die mir Briefe schrieben und mich besuchten. Ja, er rief seine Frau aus der Küche, damit sie auch zuhören sollte. Und Mrs. Rosenblum, die nicht einmal ihren Namen schreiben konnte, kam in ihrem verschossenen Kattununterrock und stand, die Hände unter der Schürze gefaltet, ehrfürchtig und scheu vor mir, der angehenden Gelehrten. Sie nickte beifällig von Zeit zu Zeit und sog mit fast neidischem Wohlbehagen ihres Gatten jiddische Widergabe meiner Erzählungen auf. Wenn ihre schwarzäugige Goldie gerade vor der Tür auf der Straße spielte, wurde sie von Mrs. Rosenblum in den Laden geholt, damit sie hören sollte, wie sehr sich Mr. Antins Tochter in der Schule ausgezeichnet habe, worauf die Mahnung folgte, sie möchte sich an Mary ein Beispiel nehmen, wenn sie es einmal ebenso weit bringen wollte.

„Hörst du, Goldie? Sie ist immer die Beste, in allem die Beste. Erst fünf Jahre ist sie hier im Land, und nun kommt sie schon bald zur Universität. Sie läßt alle in der Schule hinter sich, Goldie, — ihr Vater sagt, sie läßt alle hinter sich. Sie studiert die ganze Zeit — die ganze Nacht — und wie sie schreibt, eine Freude ist's, es zu hören. Sie schreibt für die Zeitung, Goldie. Du müßtest Mr. Antin hören, wenn er vorliest, was sie in der Zeitung schreibt. Lange Stücke — —"

„Du verstehst ja doch nicht, was er liest," ist Goldies boshafte Unterbrechung. Ich fühle mich versucht zu lachen. Mr. Rosenblum hat meine Kanne noch nicht gefüllt; ich muß also dabei stehen, wie man mich rühmt.

„Nicht verstehen? Natürlich verstehe ich es nicht. Wie soll ich auch? Mich hat man nicht in die Schule geschickt, um etwas zu lernen. Natürlich kann ich nicht verstehen. Aber du, du kannst verstehen, Goldie, und schämen solltest du dich! Wenn du nur fleißig sein wolltest, wie Mary Antin, dann würdest du auch bald hochkommen, und in die höhere Schule, und würdest wer sein."

„Würdest du mich in die höhere Schule schicken, Papa?"

fragt Goldie, als traute sie ihrer Mutter Versprechen nicht so recht. „Würdest du das wahrhaftig?"

„So wahr ich ein Jude bin," antwortete Mr. Rosenblum, ohne zu zögern, und in seinen Augen blitzt eine Hoffnung auf. „Zeig dich nur würdig, Goldie, und du sollst in der Schule bleiben, bis du was erreicht hast. In Amerika kann jeder was erreichen, wenn er nur will. Ich könnte dich vielleicht in noch eine höhere Schule gehen lassen, daß du eine Lehrerin werden kannst, vielleicht. Warum nicht? In Amerika ist nichts unmöglich. Aber arbeiten mußt du, Goldie, wie Mary Antin, — arbeiten, fleißig sein!"

„Ja, das weiß ich," entgegnete Goldie, und ihre Begeisterung erlischt im Gedanken an ihre langen Schularbeiten, die noch auf Jahre hinaus verlängert werden sollen. — Goldie war ein unruhiges Ding, das niemals still sitzen konnte. Sie entwand sich dem Griff ihrer Mutter und lief zur Tür. „Ewig Schule ist nichts für mich," sagt sie. „Wenn ich nächstes Jahr aus der Schule komme, gehe ich zu Jordan-Marsh in den großen Laden und verdiene drei Dollars die Woche. Dann kann ich mich mit den anderen wenigstens amüsieren. Für Zeitungen könnte ich so wie so nicht schreiben. — Beckie! Beckie Hurwitsch! Wohin willst du? Warte, ich komme mit." Und fort war sie, und die ehrgeizigen Eltern konnten nur die Köpfe schütteln über ihre Flatterhaftigkeit.

Mr. Rosenblum schenkte mir das Petroleum ein. Wenn er Freimarken geführt hätte, hätte er mir so viele gegeben, wie ich nur brauchte, und wäre noch stolz darauf gewesen, daß er mich bei meiner wichtigen Korrespondenz unterstützen konnte. Und er war ein armer Mann mit einer großen Familie und vielen Kunden, die nicht regelmäßiger zahlten als wir. Er riskierte alles, aber er schalt nicht, — wenigstens nicht über uns. Denn er verstand. Er war selbst ein eingewanderter Jude von jenem Schlage, der Bildung zu würdigen weiß und alles einsetzt, damit

die Jugend sich höher entwickeln kann. Er hätte an meines Vaters Stelle nicht anders gehandelt als er: er hätte auch geborgt, gebettelt, gedarbt, alles, nur um einem vielversprechenden Kind Verheißenes zu erfüllen. Und Amerika hieß für uns Verheißung. Es war das Land der Möglichkeiten, aber die Möglichkeiten mußten verstanden, ergriffen, festgehalten, ausgenutzt werden. Ein Kind über das gesetzmäßige Alter in der Schule halten, hieß, die Gegenwart um einer reichen Zukunft willen noch schmälern. Wenn in einer Familie mit zwölf Kindern auch nur eines war, von dem man sich eine höhere Laufbahn versprechen konnte, dann mußten die anderen elf und Vater, Mutter und Nachbarn dazu sich dem Wohle dieses einen Kindes opfern, um es ernähren, kleiden und ihm weiter helfen zu können. Der Lohn sollte kommen, wenn man dereinst unter den Großen des Landes auch den Namen dieses Kindes würde nennen hören.

So tat der arme Krämer jahrelang das Seine, damit ich auf der Schule bleiben konnte. Und das und noch vieles Andere tun in der Harrison Avenue dieselben Menschen, die den Stubenschmutz aus dem Fenster auf die Straße werfen. Die Stadtväter mögen die Nutzanwendung daraus ziehen.

Natürlich kann man in diesem Falle nicht gerade von ökonomischer Wirtschaft reden. Wenn ich einen Sohn hätte, der Krämer werden wollte, dann würde ich Sorge tragen, daß er in den vernünftigen Prinzipien der Buchhaltung und Geschäftseinteilung gründlich unterrichtet würde. Aber ich würde ihm dennoch nicht die Geschichte des Krämers in der Harrison Avenue vorenthalten, in der Hoffnung, daß ihm ihre Moral aufginge.

Mr. Rosenblum wäre wahrscheinlich sehr erstaunt, wenn er wüßte, daß man aus der Art und Weise, in der er sein Geschäft führte, eine Moral zieht. Und doch waren es gerade Männer wie er, die mich den wahren Wert der Dinge schätzen lehrten. Er wog mir zum Beispiel ein Viertel Butter ab und legte, wenn

auch das Zünglein an der Wage schon ruhig stand, noch etwas zu. „Na," sagte er und lächelte mir über den Ladentisch zu, „so wird's auch noch nicht zu schwer für die paar Schritt um die Ecke sein." Offenbar wollte er mir zeigen, daß Mangel an Reichtümern nicht eine Fülle von Tugenden ausschließt. Wenn ich dann beschämt auf das noch unbeglichene Konto zu sprechen kam, antwortete Mr. Rosenblum nur: „Na, Sie wollen doch noch so bald nicht aus Boston fort. Oder haben Sie schon alle Bibliotheken von innen und außen studiert?" Auf diese Weise gemahnte er mich daran, daß es wichtigere Dinge gab als gut bürgerliche Genauigkeit. Die Welt gehört denen, die sie am besten nutzbar zu machen verstehen, schien die Weisheit des Krämers zu sein. Und ich hatte Mut genug, seine Philosophie praktisch an ihm zu erproben.

Von meinem Fensterchen in der Dover Street streckte ich die Arme nach der großen Welt aus, und die Welt kam zu mir. Bücher, Gespräche mit tüchtigen Männern und Frauen, mitternächtige Unterhaltungen mit den Sternen verschafften mir Zugang zu allen Räumen des Palastes, der das Leben birgt. Ich bedurfte keiner Zauberformel, um eingelassen zu werden. Die Türen öffneten sich mir, weil ich ein Recht auf Zugang besaß. Mein Freipaß war die Sehnsucht nach Lebensfülle, die mir in die Wiege gelegt worden war. Von der Stunde an, wo ich ohne Hilfe gehen lernte, hatte ich auf meinem Wege alles Schöne aufgelesen, was mir unter die Augen kam. Mit Gesundheit und Bewegungsfreiheit hätte ich selbst auf einer wüsten Insel mein Heil errungen. Hier aber, in dem blühenden Garten Amerika, wo der Ehrgeiz nicht auf eine Betätigung zu warten braucht, mußte sich mein Leben zu einem wahren Triumphzug nach dem letzten Ziel gestalten. Selbst mein schlimmster Feind könnte nicht zu leugnen wagen, daß ich Erfolge gehabt habe. Ganz abgesehen von den untergeordneten Wünschen nach Größe,

Reichtum oder Einzelerfolgen, war mein Hauptwunsch von jeher der, wirklich zu leben. Und ich habe gelebt. Mein Leben war reich an Gluten, und die Feuer, die am flammendsten gebrannt, waren in der Dover Street entzündet worden.

Ich habe in meinem ganzen Leben keine öde Stunde gehabt, und doch waren die Jahre in den Slums die reichsten für mich. In allen meinen Sorgen sah ich gleichsam prophetisch die Länge ihrer Dauer voraus. Ein poetischer Schimmer verklärte mir jeden Morgen; ich hörte des Nachts die Schwingen künftiger Ereignisse. Nichts was ich erlernte, konnte ganz alltäglich sein, denn ich hatte die eigentümliche Kraft, gerade das Ungewöhnliche an mich zu ziehen. Selbst wenn sich einmal meine kühnsten Träume erfüllt haben sollten, ich glaube, nichts Höheres, nichts dem Alltag Ferneres könnte mir begegnet sein als so manches, was in der Dover Street in mein Leben trat.

Freunde kamen zu mir mit kostbaren Gaben; sie boten mir ihre Dienste, ihre Anregung, ihre Liebe. Gespräche gab es, die den Wert des Lebens verdoppelten, Worte, die gleich Rosen auf mein Kissen sanken, wenn ich krank lag, die den Samen einer Sehnsucht nach Größe in meine Seele pflanzten, die sich heute noch nicht erschöpft. Ich sah in Seelen, die von Sonnenschein durchdrungen waren, sah in Augen, die jedes Dunkel erkannten, ich hing an Lippen, die nie Unheiliges gesprochen. Und schließlich trat einer zu mir, der den goldenen Schlüssel in Händen hielt zur letzten verschlossenen Kammer des Lebens. Freunde kamen viele von überall; manche waren arm und manche waren reich, aber alle waren treu und mir ergeben. Kein Winkel meines Herzens blieb leer, keine Sehnsucht ungestillt.

In Amerika leben, heißt — das habe ich schon früh erkannt — mitten im Strom der Zeit segeln, bewußt einem Ziele leben, das Steuer des Schicksalsschiffes fest in Händen halten. Und ich lebte in vollstem Bewußtsein in der Dover Street, und alle meine

kindlichen Bestrebungen verfolgten das eine große Ziel. Es wäre ungeheuerlich gewesen, wenn ich in dem Sumpf des Proletariates stecken geblieben wäre. Alle Gesetze meiner Natur forderten, daß ich überwand, daß ich die lichteren Höhen erreichte, die sich dem der alten Welt entwachsenen Einwanderer bieten.

Für den strebenden Einwanderer charakteristisch ist es, daß er sich nicht damit begnügt, allein vorwärts zu kommen. Erfolg allein für sich ist in seinen Augen nur halber Erfolg. Er muß seine Familie mit sich emporziehen können. So folgte ich also nur diesem Satz, als ich mich weigerte, mich von einem reichen, alten Herrn adoptieren zu lassen, und treu meiner Familie anhing. Ich darf es auch erzählen, ohne daß es wie Prahlerei aussieht, denn man könnte mich ebenso gut loben, weil ich nach durchschlafener Nacht erfrischt erwachte.

Hier scheint es mir am Platze, einmal die Eigenschaften zu nennen, die mich stets mein Glück sozusagen herbeiziehen ließen: ich habe stets meine Natur frei walten lassen, habe stets alle Chancen ausgenutzt und bin mir selber treu geblieben. Selbst meine Feinde können davon nichts abziehen; hinzufügen dürfen dazu auch meine besten Freunde nichts.

In der Dover Street philosophierte ich weder über mich, noch über Einwanderer im allgemeinen. Ich lebte das Leben und fragte nicht nach seinem Sinn. Nach der Dover Street zogen wir von einem bösen Ende der Proletariergegend zum anderen, daß unsere Bekannten wohl oder übel glauben mußten, wir hätten die Absicht, bis in alle Ewigkeiten die Höllen dieser Welt zu durchforschen. Aber wir entdeckten einen Ausweg, ja, wir entdeckten ihn. Die ersten Einwanderer Amerikas haben kaum einen anderen Weg durchmessen als wir ihn zurücklegen mußten, bis wir die Mietswohnungen in lichtlosen Gassen mit einem eigenen Häuschen vertauschen konnten, wo die Sonne durch alle Fenster strahlt, wo das Grün fast über die Schwelle wächst.

Es war gut, daß wir aus der Dover Street herauskamen, gut für uns heranwachsende Kinder, gut für die müden Eltern, so viel besser für uns alle, wie frisches Grün besser ist als staubiges Pflaster. Dabei darf ich aber doch nie vergessen, daß ich die Dover Street verließ mit Händen voller Schätze. Ich muß betonen, daß in Amerika auch einem Proletarierkinde alles gehört, was das Land an Gutem zu bieten vermag. Alles Schöne, was ich sah, war mein, wenn ich es mir nur zu eigen machen wollte; alles Schöne, was ich begehrte, kam auf mich zu. Ich hatte nicht nötig, mir mein Reich erst mühsam zu suchen. Ich brauchte nur seiner würdig zu sein, und es lag offen zu meinen Füßen, selbst in der Dover Street. Alles, was die Zukunft mir brachte, hatte seinen Keim, seinen ersten Antrieb in dem Leben der Dover Street. Meine Freundschaften, meine Vorteile und Nachteile, meine Geistesgaben, meine Gewohnheiten, mein Ehrgeiz — all das war das Bauholz, aus dem ich mein Leben zimmerte in der freien Werkstatt Amerika. In meiner Proletarierzeit sproßten alle Möglichkeiten; es bedurfte nur der Zeit, um sie reifen und greifbare Früchte bringen zu lassen. Ich arbeitete unentwegt, Amerika zu gewinnen, und nicht minder eifrig bemühte sich Amerika um mich. Ich harrte in der Dover Street wie ein Erbe auf seine Volljährigkeit. Ich war eine Prinzessin, die auf ihre Thronbesteigung wartete.

Ende.

Dank

der Mutter, die mich geboren; dem Vater, der mich ausgestattet; meinen Geschwistern, die an mich geglaubt; meinen Freunden, die mich geliebt; meinen Lehrern, die mich geweckt; meinen Mitmenschen, die mir geholfen; meiner Tochter, die mich bereichert; meinem Gatten, der mir das Tor zu einem größeren Leben erschlossen: allen, allen, die mitgeschaffen an diesem Buche!

Gesmen Werner Bibliothek
der Israel. Kultusgemeinde München

Der deutsche Lausbub in Amerika. Drei Teile

Erinnerungen und Eindrücke von Erwin Rosen

Jeder Teil einzeln käuflich broschiert M. 5.—, in Leinwand gebunden M. 6.—, in Halbfranz M. 7.50

■■■

Frankfurter Zeitung:

Der Reichtum des Erlebens, der diesen armen Teufel begleitet, läßt sich hier nicht umschreiben. Auf der Farm, in der Hotelküche, in der Apotheke, auf der Vagabondage (der Teil, der von den seltsamen amerikanischen „Eisenbahn-Vagabunden" erzählt, ist ungemein lebendig geraten und ein künstlerischer Vorwurf ohnegleichen) offenbart sich das unerschrockene Herz des jungen Menschen. Ich möchte nicht schließen, ohne darauf hinzuweisen, mit welcher Plastik das Bild Amerikas aus diesem Lebensbild eines Menschen vor einem aufsteigt und dem Buch einen kulturdokumentarischen Wert für alle Zeiten verleiht.

Deutsche Tageszeitung:

Das ist ein rauschender Akkord von Arbeit und Deutschsein . . . Und nun geht das tolle Leben los, ein wirrer Wechsel aller Erwerbszweige. Hinauf, hinunter — aber immer wieder trägt der deutsche Dickkopf den Schädel nach oben . . . Ein glänzender Stil edelt das Buch, das uns ein Lebensschicksal und ein Stück amerikanischer Kulturgeschichte gibt.

Dresdner Journal:

Einen geradezu wunderbaren Eindruck des Landes Amerika erhalten wir von diesem neuen Buche Rosens. Neben harter Realistik fehlen nicht die Untertöne einer rauhen Romantik. Das Buch ist ein kulturgeschichtliches Dokument allerersten Ranges, das mit größtem Interesse gelesen, wenn nicht verschlungen werden wird. Rosen erweist sich als der geborene Schriftsteller.

Berliner Tageblatt:

Ein sehr amüsantes und flott geschriebenes Buch. . . . In regster Spannung verfolgt der Leser die einzelnen Etappen und Abenteuer dieser Lebensbahn eines unverwüstlichen Optimisten. „Den starken Leichtsinnigen sei dieses Buch des Leichtsinns gewidmet." Es kann kein Zweifel sein, daß dies Buch in gleicher Weise wie desselben Verfassers Erinnerungen „In der Fremdenlegion" sich einen großen Leserkreis gewinnt. Es ist ein Werk, das Anspruch hat, ein Kulturdokument zu werden.

Saale-Zeitung:

Das Buch ist nicht nur interessante Unterhaltungslektüre, es stellt auch ein ungemein wertvolles Kulturbild dar, das uns Aufschlüsse gibt über das amerikanische Volk, über das Leben und Treiben im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten.

Papst Alexander VI. und sein Hof

Nach dem Tagebuch des Burcardus

Geh. M. 6.—, in Lwd. geb. M. 7.—, Halbfr. M. 8.50

Sechste Auflage

■ ■ ■

Berliner Tageblatt:

Wer auch immer sich mit der furchterregenden Persönlichkeit dieses Meistgeschmähten unter allen bisherigen Trägern der dreifachen Tiara bekannt macht, der wird den Schauder darüber nicht zu überwinden vermögen, daß eine derartig entsetzliche, eine derartig ungeheuerliche Verirrung jemals hat Wirklichkeit werden können. Wir können es jetzt nach beinahe einem halben Jahrtausend kaum mehr fassen, wie es möglich wurde, einem Wesen wie Alexander dem Sechsten aus dem Hause Borgia das seiner Idee nach höchste und verantwortlichste Amt auf Erden zu übertragen.

Wiesbadener Zeitung:

Über das Privatleben des der Familie der Borgia angehörenden Kirchenfürsten ist von Poeten und Kulturhistorikern, von Opernlibrettisten und Pornographen mehr als genug geschrieben worden; unserem Chronisten genügt es, den Orgien von Blut und Wollust, von fäulnisschimmernder Pracht berichtende Worte zu widmen. Doch auch in dieser Trockenheit gewähren sie das farbensatte Bild einer gewaltigen Zeit, die reich ist an verbrecherischen Taten, an kraftstrotzenden Menschen, an leidenschaft-durchglühten Frauen und an höfischem Glanze.

Kölnische Volkszeitung:

Es fällt uns gar nicht ein, Alexander VI. reinzuwaschen oder gegen den Augenzeugen Burchard, dem man Glauben schenken darf, irgendwie verteidigen zu wollen ... Das Leben dieses Genußmenschen von unbezähmter Sinnlichkeit widersprach in allem den Forderungen dessen, den er auf Erden vertreten sollte. Mit vollster Unbefangenheit ergab er sich einem sündhaften Leben bis an sein Ende.

Grazer Tagblatt:

Die Verdorbenheit der ganzen römischen Gesellschaft wird an wenigen, aber besonders starken Fällen in ruhigster Gelassenheit handgreiflich dargetan. Fast tragikomisch sticht von dem sittenlosen Treiben der vornehmen Gesellschaft das splitterrichterische Vorgehen gegen die Verbrecher niederer Sorte ab. Wegelagerer, Dirnen und natürlich Ketzer aller Art werden mit drakonischer Härte gezüchtigt, die hochgeborenen Verbrecher aber erfreuen sich höchsten Schutzes, ist doch das anerkannte Oberhaupt aller dieser Leute der Sohn Sr. Heiligkeit selbst, der Übermensch Cesare Borgia ...

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21932 9122